

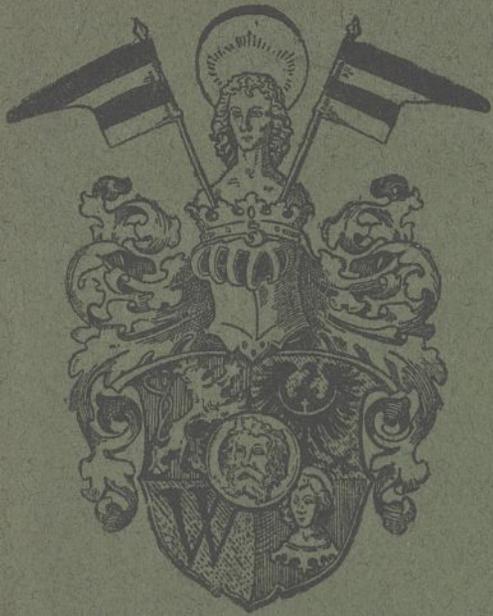


BIBLIOTEKA  
Politechniki Wrocławskiej

A MOYT







(SCHLESIENS (VORZEIT IN BILD  
UND SCHRIFT NEUE FOLGE VII. BAND:  
JAHRBUCH DES SCHLESISCHEN MUSEUMS  
FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER  
VII. BAND, I. HÄLFTE



AM 104 T

B7-12

~~POLITECHNIKA WROCLAWSKA  
Katedra Historii Architektury~~

POLITECHNIKA WROCLAWSKA  
WYDZIAŁ ARCHITEKTURY  
KATEDRA HISTORII  
ARCHITEKTURY POLSKIEJ  
Nr. INW. 161. w

VORLÄUFIGES TITELBLATT:

# SCHLESIENS VORZEIT IN BILD UND SCHRIFT

BI-12

ZEITSCHRIFT DES SCHLESISCHEN ALTERTUMSVEREINS

NEUE FOLGE VII. BAND, I. HÄLFTE

JAHRBUCH DES SCHLESISCHEN MUSEUMS FÜR  
KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER

Der grosse Umfang des zur Veröffentlichung bereit liegenden Stoffes macht es notwendig, ihn diesmal auf zwei Hefte zu verteilen. Die hiermit zur Ausgabe gelangende **erste Hälfte des VII. Bandes** bringt nur einen Teil der Abhandlungen. Die übrigen Abhandlungen und die Jahresberichte des Museums für die Zeit vom 1. April 1911 bis 31. März 1916 werden als **zweite Hälfte des VII. Bandes** Anfang nächsten Jahres ausgegeben werden. Ebenso Titel und Inhaltsverzeichnis für den ganzen Band.

Breslau, im April 1916

Die Herausgeber

AM 04 II

B712

~~POLITECHNIKA WROCLAWSKA  
Katedra Historii Architektury~~

POLITECHNIKA WROCLAWSKA  
WYDZIAŁ ARCHITEKTURY  
KATEDRA HISTORII  
ARCHITEKTURY POLSKIEJ  
Nr. INW. 161. n

VORLÄUFIGES TITELBLATT:

BI-12

# SCHLESIENS VORZEIT IN BILD UND SCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES SCHLESISCHEN ALTERTUMSVEREINS

NEUE FOLGE VII. BAND, I. HÄLFTE

JAHRBUCH DES SCHLESISCHEN MUSEUMS FÜR  
KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER

VII. BAND, I. HÄLFTE

HERAUSGEGEBEN VON  
KARL MASNER UND HANS SEGER



BRESLAU  
KOMMISSIONSVERLAG VON FERDINAND HIRT BRESLAU

1916

## ÜBERSICHT DES INHALTS DER I. HÄLFTE DES VII. BANDES

Abhandlungen:

Die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens von Hans Seger . . . . .	Seite 1
Ein Brunnenfund aus der Steinzeit von Hans Seger . . . . .	„ 90
Die schlesischen verzierten Waffen der Eisenzeit von Martin Jahn . . . . .	„ 93
Germanische Gräber aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. von Alfred Plettke † . . . . .	„ 113
Der Bronzefund von Bergel Kr. Ohlau . . . . .	„ 126
Einbäume in Schlesien von Max Hellmich . . . . .	„ 127
Die ersten habsburgischen Münzen für Schlesien von Ferdinand Friedensburg . . . . .	„ 129
Schlesische Goldschmiede von Erwin Hintze . . . . .	„ 135
Die Alabaſtergruppe der trauernden Frauen im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer von Rudolf Kautzsch . . . . .	„ 176

  
 BI-12  
 161w

## DIE KERAMISCHEN STILARTEN DER JÜNGEREN STEINZEIT SCHLESIENS

Die fossilen Töpfe sind die ältesten und beredtesten Dokumente der Geschichte. Man zeige die Töpfe, die ein Volk hervorbrachte, und es lässt sich im allgemeinen sagen, welcher Art es war, und auf welcher Stufe der Bildung es sich befand!

Gottfried Semper

Der Töpferei wird in der Altertumskunde eine Wichtigkeit beigelegt, die dem Laien leicht übertrieben dünkt. Der Grund dieser Wertschätzung ist zunächst ein äusserlicher: die Hauptmasse unserer Bodenfunde besteht aus Werken der Keramik. Kein Stoff, selbst Stein nicht oder Metall, kann sich an Dauerhaftigkeit mit dem gebrannten Tone messen, und keine Art menschlicher Erzeugnisse hat eine so allgemeine Anwendung und Verbreitung gefunden, wie die Tongefässe. Wo der Mensch hauste, da hat er auch Scherben zurückgelassen. Mag alle andere Habe verschleppt, verbraucht, vom Feuer verzehrt, verwittert, zermürbt sein — das in Küche und Haus verwendete Topfgeschirr blieb liegen oder geriet unter den Kehricht, wurde von Erde überdeckt und überdauerte die Jahrtausende. Auch in den Gräbern bilden irdene Gefässe die häufigste und oft die einzige Ausstattung. Vom jüngeren Steinalter bis zur Einführung des Christentums herrscht die Sitte, dem Verstorbenen Gefässe für Speise und Trank ins Jenseits mitzugeben; in den Zeiten der Leichenverbrennung wird die Asche in einer Urne beigesetzt. So war es im Süden wie im Norden. Tonwaren sind überall die Hinterlassenschaft der Lebenden wie der Toten.

Ihre Allgegenwart gewinnt jedoch eine wissenschaftliche Bedeutung erst dadurch, dass die Töpferei infolge ihres zugleich beharrlichen und beweglichen Wesens für stilistische und chronologische Unterscheidungen ganz besonders geeignet ist. Auf der einen Seite nämlich sind ihre Grundformen durch den immer gleich bleibenden Nutzungszweck fester als irgendetwas bedungen, auf der anderen ist durch die Bildsamkeit des Tones dem Einfluss der Mode und des Geschmackes auf die Gestaltung der Einzelheiten und die schmückenden Zutaten ein beinahe unbegrenzter Spielraum gelassen. Man hat so die Möglichkeit, Formen und Verzierungen bestimmter Gruppen unmittelbar nebeneinander zu stellen und die aus Ungleichheit der Zeit oder des Stiles entspringenden Unterschiede gleichsam mit einem Blicke abzulesen. Es zeigt sich, dass jedes Zeitalter und jeder Kulturkreis seine eigene Formensprache hat, dass aber zuweilen auch schroffe Gegensätze zeitlich und räumlich aufeinanderprallen. Sache der Forschung ist es, hierfür eine befriedigende Deutung zu gewinnen.

Seit einer Reihe von Jahren hat die Urgeschichtsforschung der steinzeitlichen Keramik ihr besonderes Interesse zugewandt. Die grosse Verschiedenheit, die sich in ihr auch auf eng begrenzten Gebieten bemerkbar macht, während gleichzeitig die ein-

zelenen Stilgattungen doch wieder eine weite Verbreitung haben, führen zu der Frage, ob hier nur chronologische Entwicklungen oder völkische Gegensätze im Spiele gewesen sind, und es ergeben sich daraus weiterhin schwerwiegende Folgerungen für die Zusammensetzung und Verschiebung der europäischen Bevölkerung in Verbindung mit dem Indogermanenproblem.

Auch Schlesien nimmt an der wechsellvollen Gestaltung der neolithischen Vasenstile teil. Es machen sich deren eine ganze Anzahl geltend, die offenbar verschiedenen Kulturgruppen angehören. Einzelne dieser Gruppen sind durch glückliche Untersuchungen schon völlig fassbar, andere allerdings kennen wir vorläufig nur aus verstreuten und Zufallsfunden, die uns über viele wichtige Umstände im Unklaren lassen. Immerhin erscheint es an der Zeit, einmal einen Überblick über den vorhandenen Stoff zu geben. Hierbei werde ich mich in der Hauptsache an die in den letzten Jahren bekannt gewordenen Funde halten, da die älteren teils schon veröffentlicht, teils zur Veröffentlichung an anderer Stelle bestimmt sind.

## 1. DIE KERAMIK VOM JORDANSMÜHLER TYPUS

Über die steinzeitliche Ansiedlung auf dem Bischkowitzter Berge bei Jordansmühl Kr. Nimptsch habe ich im Jahre 1906 einen vorläufigen Bericht erstattet<sup>1)</sup>. Er stützte sich auf die Ausgrabungen von 1898 bis 1905. Seitdem ist dort in den Jahren 1906 und 1911 weiter gegraben worden, ohne dass die Fundstätte auch nur annähernd erschöpft wäre. Da sie nicht gefährdet ist, muss die Beendigung der Untersuchung und damit auch eine abschliessende Veröffentlichung hinter dringlicheren Aufgaben zurückstehen. Die Zahl der freigelegten Gruben ist auf 120, die der Gräber auf 58 gestiegen. Von den Gruben sind 63 sicher neolithisch, 27 gehören der auf demselben Platze festgestellten Niederlassung aus der Hallstattzeit an, bei 30 liess sich die Zeitstellung aus den Funden nicht bestimmen. Wie sich die verschiedenen keramischen Stilarten, die in Jordansmühl vertreten sind, auf die neolithischen Wohngruben verteilen, zeigt die folgende Übersicht:

Jordansmühler Typus allein . . . . .	39	Gruben,
„ „ und Spiral-Mäander-Keramik . . . . .	7	„
„ „ „ Stichreihen-Keramik . . . . .	3	„
„ „ „ Nordische Keramik . . . . .	3	„
„ „ „ Stichreihen- und Nordische Keramik . . . . .	2	„
Spiral-Mäander-Keramik allein . . . . .	2	„
Stichreihen-Keramik „ . . . . .	—	„
Nordische Keramik „ . . . . .	7	„
	63	Gruben.

<sup>1)</sup> Seger, Die Steinzeit in Schlesien, Archiv für Anthropologie Neue Folge V. Auch als Sonderabdruck erschienen. Um Wiederholungen zu vermeiden, sei zur Charakteristik der Jordansmühler Kultur ein für allemal auf diese Arbeit verwiesen.

Bei den Gräbern war das Verhältnis wie folgt:

Jordansmühler Typus allein . . . . .	47 Gräber,
„ „ und Nordische Keramik . . . . .	2 „
Nordische Keramik allein . . . . .	1 „
Keine Keramischen Beigaben <sup>1)</sup> . . . . .	8 „
	58 Gräber.

Es ergibt sich daraus, dass die weit überwiegende Mehrzahl der Gruben sowohl wie der Gräber durch die von mir als „Jordansmühler Typus“ bezeichnete Gattung von Topfgeschirr charakterisiert ist<sup>2)</sup>. Schon seine technische Behandlung unterscheidet es scharf von den anderen Gattungen, wiewohl der Unterschied sich leichter fühlen, als in Worte fassen lässt. Die Tonmasse ist im allgemeinen dicht und gleichmässig und vergleichsweise frei von allzu groben Beimengungen, die Oberfläche ziemlich gut geglättet, doch so, dass vielfach eine wagerechte Streifung, die vom Drehen herrührt, zu bemerken ist, die Farbe am häufigsten ein stumpfes Schwarzbraun oder Eisengrau, seltener schwarz. Eine Deckschicht von feinem geschlammten Ton ist nicht vorhanden. Wo Henkel vorkommen, sind sie in die Gefässwand eingezapft, die Ansatzstellen sorgfältig ausgeglichen. Knopf- und warzenförmige Vorsprünge werden zur bequemeren Handhabung gern an Kanten und Rändern angebracht. Die Wandungen sind im Verhältnis zur Grösse der Gefässe kräftig. Es überwiegen die mittleren Masse, doch gibt es von allen Formen, so besonders von den zweihenkligen Krügen, sowohl sehr grosse als auch sehr kleine Beispiele. Hauptformen sind: gewölbte und geradwandige, tiefe Schalen mit vier Schnurösen oder undurchbohrten Ansätzen dicht am Rande (Abb. 4, 10); ähnliche Schalen auf hohem, kegel- oder walzenförmigem, hohlem Stande (Abb. 1 und 2); Vasen mit kantig ausgebauchtem Körper und zylindrischem Halse (Abb. 3); Krüge mit kugeligem, seltener birnförmigem Bauche, eingezogenem Halse und zwei den Hals überspannenden weiten Bandhenkeln (Abb. 5—9). Die Verzierungen, die sich hauptsächlich an den zuletzt genannten Krügen finden, bestehen aus seicht eingeritzten geraden Linien und Reihen von punkt- oder gerstenkornförmigen Einstichen. Diese werden teils zur Abgrenzung des Halses (Abb. 5, 7—9), teils zur Einsäumung vertikaler oder

<sup>1)</sup> Auch diese Gräber werden durch ihre sonstigen Beigaben (Brillenspiralen und anderer Kupferschmuck) grösstenteils als zum Jordansmühler Typus gehörig erwiesen.

<sup>2)</sup> Vgl. die Abbildungen von Wohngrubenscherben auf Taf. XI 1—10 (= Taf. VII 1—10 des Sonderabdrucks) meiner angeführten Arbeit, welche eine vollkommene Übereinstimmung mit den Grabgefässen aufweisen. Damit erledigt sich die Annahme Wilkes (Neolithische Keramik und Arierproblem, Archiv f. Anthrop. N. F. VII 319), dass es sich bei den Jordansmühler Wohngruben und Gräber „um ganz verschiedene Kulturperioden handelt, und dass die Anlage der Gräber zwischen den Wohngruben oder vielmehr umgekehrt der Wohngruben zwischen den Gräbern eine rein zufällige ist“.

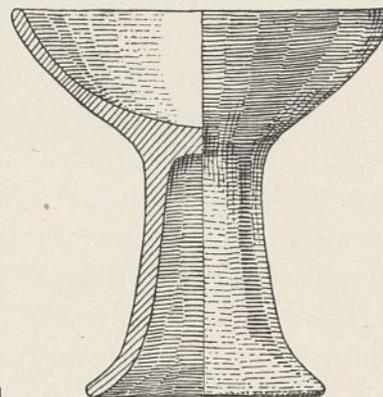
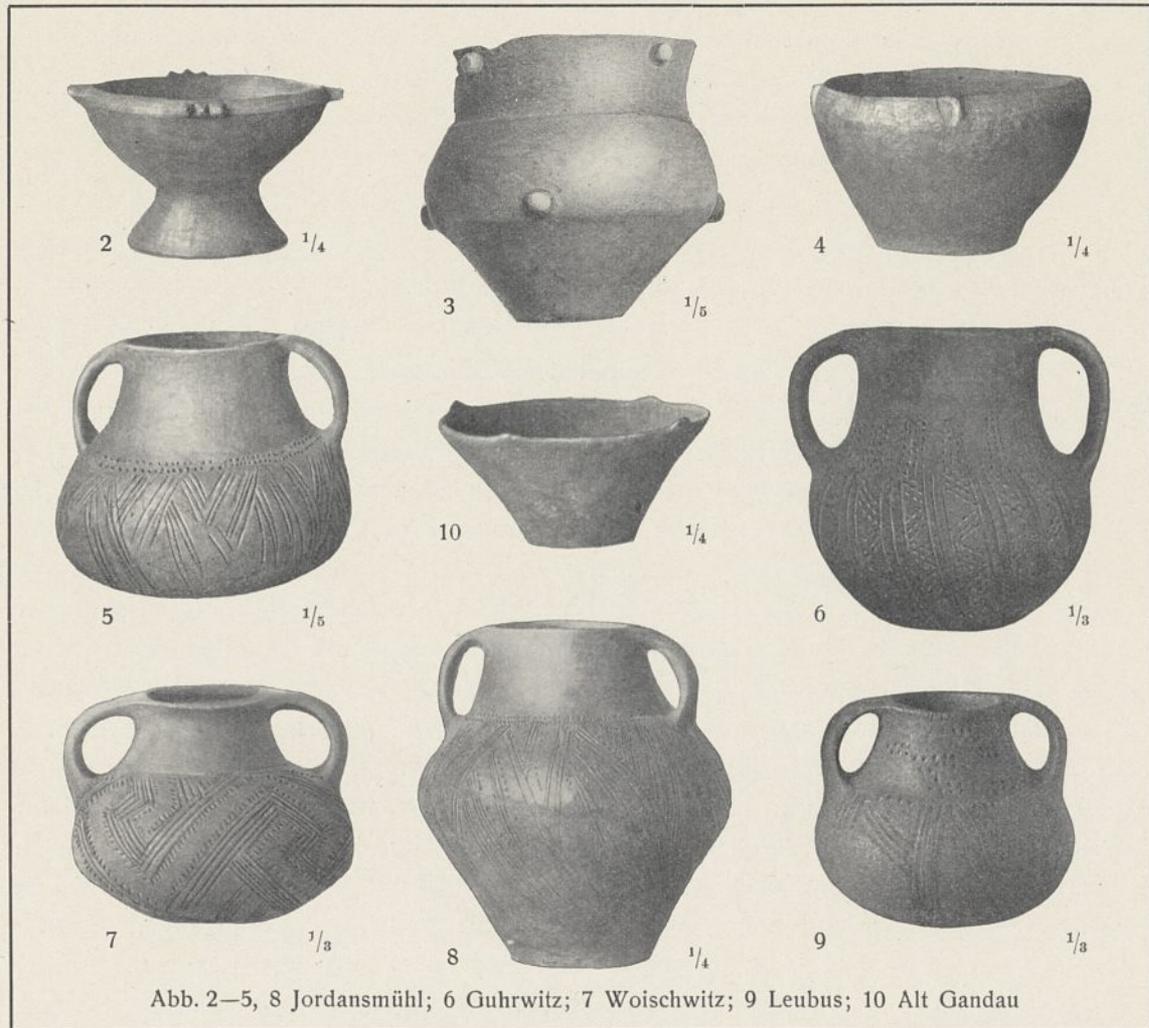


Abb. 1. Fusschale aus Marschwitz.  $\frac{1}{4}$



schräger Streifen (Abb. 8, 12) oder auch zu selbständigen Zickzackbändern (Abb. 6) und Punktgruppen (Abb. 6, 9) verwendet. Es kommt auch vor, dass die Stichreihen allein, also ohne begleitende Linie, verwendet werden, ähnlich wie wir es bei dem dritten unserer keramischen Stile finden werden (Abb. 13, 14). Statt der Stichreihen dienen zu Umsäumungen auch übereinander angeordnete kurze Strichel (Abb. 7). Das beliebteste Muster bilden in Sparren- und Dreieckform schräg gegeneinander gestellte Bündel von Parallellinien (Abb. 5, 8, 9). Daneben kommen einfache Streifen- (Abb. 6) und mäanderartige Muster, sowie Übergänge zwischen Mäander- und Sparrenmustern vor (Abb. 7, 16). Eine ungewöhnliche Verzierungsweise tragen zwei in Trümmern erhaltene kleine doppelhenkige Krüge aus der Wohngrube 61 (Abb. 11, 17). Hier sind auf der tiefschwarzen Oberfläche durch glatte Zwischenstreifen Dreieckfelder und Zickzackbänder abgeteilt und diese durch eingekratzte Linien eng schraffiert. Bei dem einen Exemplar ist durch Hinzufügung von Querlinien aus der Schraffierung eine Art Gittermuster hergestellt. Die Gefässreste haben

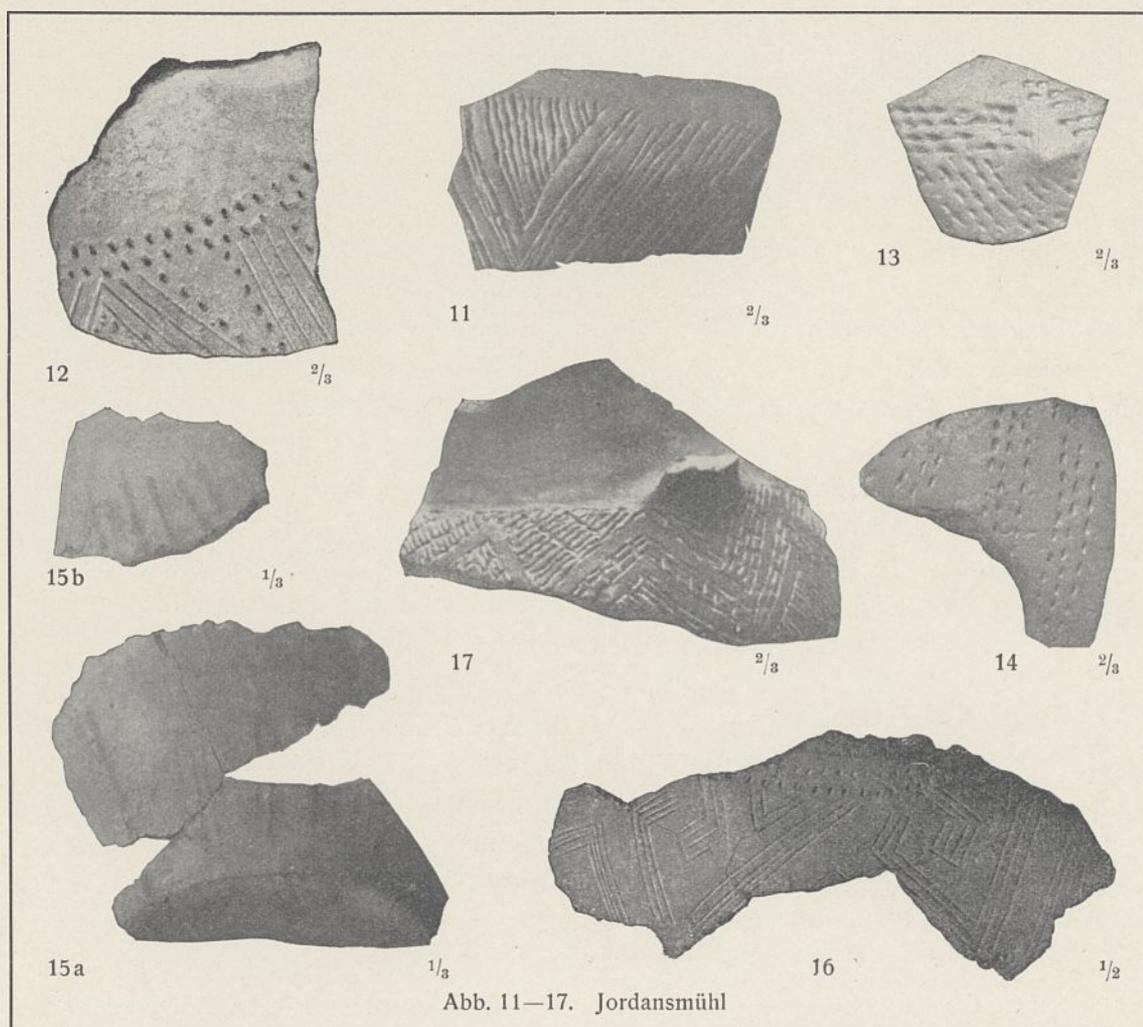


Abb. 11—17. Jordansmühl

eine merkwürdige Ähnlichkeit mit solchen der neolithischen Ansiedlung von Butmir bei Sarajevo. Während aber die Jordansmühler Scherben nach den vorhandenen Farbspuren mit weisser Masse ausgefüllt waren, ist eine derartige Ausfüllung in Butmir nirgends beobachtet worden<sup>1)</sup>.

Die Verfertiger dieser Tonware lebten in den fruchtbarsten Teilen Schlesiens in dörflichen Siedlungen. Ihre Hütten waren wahrscheinlich rund, in den Erdboden eingegraben und mit Wänden aus Spalholz, Rutengeflecht und Lehmverputz versehen. Die Feuerstelle lag ausserhalb der Behausung. Die Grundlage der Ernährung bildeten Ackerbau und Viehzucht. Man besass von Haustieren das Rind, das Schaf, das Schwein und zwei Hunderassen, den spitzartigen Torfhund und den windhundartigen Aschenhund. Jener

<sup>1)</sup> Radimsky und Hoernes, Die neolithische Station von Butmir, Wien 1895, S. 20, Tafel V—VII; II. Teil von Fiala und Hoernes, Wien 1898, S. 33/34, Tafel IV. — Vgl. auch J. L. Pič, Čechy předhistorické I Tab. XLVIII.

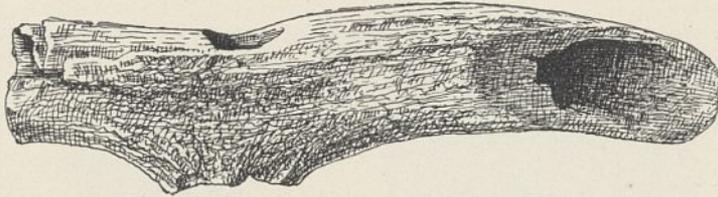


Abb. 18. Hirschgeweihaxt aus Jordansmühl.  $\frac{1}{3}$

zeuge und Waffen wurden aus Stein, Knochen und Hirschgeweih hergestellt (Abb. 18, 19). Die zahlreichen tönernen Spinnwirtel sprechen dafür, dass man sich ausser Fellen auch gewebter Stoffe zu Kleidern bediente. Die Füsse dürften unbekleidet gewesen sein. Dies ist daraus zu schliessen, dass man in den Gräbern die Zehen der Toten mehrfach mit kupfernen Ringen geschmückt fand. Das reichliche Auftreten von Kupferschmuck (Abb. 19) ist ein wichtiger Zug in dem allgemeinen Kulturbilde. Es steht nicht im Widerspruch mit dem steinzeitlichen Gepräge der Kultur, ja er beweist nicht einmal, — wie öfters behauptet worden ist — dass die Jordansmühler Gruppe ganz ans Ende der Stein-

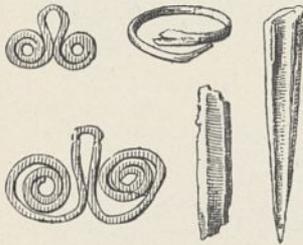


Abb. 19. Kupferschmuck, Flintmesser und Knochenpfriem, Beigaben aus einem Jordansmühler Grabe,  $\frac{1}{2}$ , der Pfriem  $\frac{1}{4}$  nat. Grösse

zeit zu setzen ist. Denn da Kupfer in Ägypten und in der Welt des Ägäischen Meeres seit dem vierten Jahrtausend bekannt war, so ist es sehr wohl denkbar, dass sich seine Kenntnis schon vor der Mitte des dritten Jahrtausends nach Europa verbreitet hat. Solange jedoch das Metall hier nur zu Tand verarbeitet wurde, war ihm kein grundstürzender Einfluss auf die Lebensverhältnisse beschieden. Seine Verwendung war eine Modesache, zum Teil auch durch Handelsbeziehungen bedingt, deshalb dem Wechsel unterworfen und nicht überall gleichmässig durchgeführt. Gerade darum aber kann sie für die Kennzeichnung bestimmter Kulturgruppen und ihrer Zusammenhänge von Bedeutung sein.

Auch die Totenbestattung weist mancherlei Eigenheiten auf. Die Gräber liegen nicht abgesondert für sich zusammen, sondern auf die einzelnen Wohnstätten verteilt in unmittelbarer Nähe der Hütten, z. T. innerhalb davon. Man hielt wohl noch an der ursprünglichen Anschauung fest, wonach dem Toten ein Recht auf sein Haus und den wärmespendenden Herd gebührte. Der Leichnam wurde auf der Seite liegend ins Grab gebettet. Die eine Hand ruht meistens unter dem Kopfe, die andere führt zuweilen ein kleines Trinkgefäss zum Munde. Die Beine sind mässig gebeugt, niemals aber im spitzen Winkel gegen den Oberkörper emporgezogen, wie es bei den Hockergräbern anderer neolithischer Gruppen und der ersten Bronzezeit der Fall ist. Der Unterschied ist schwerlich ganz bedeutungslos. Der echten Hockerlage liegt die Furcht vor der gespenstischen Wiederkehr des Toten zugrunde<sup>1)</sup>. Um sie zu verhindern, musste er gefesselt

<sup>1)</sup> Richard Andree, Ethnologische Betrachtungen über Hockerbestattung, Archiv f. Anthrop. N. F. VI. — Nicht unwahrscheinlich ist es, dass erst die Verlegung der Grabstätten aus dem Wohnbereich die Sitte der Totenbannung veranlasst hat. Denn der Totengeist strebt nach Hause, daher wird er „Heimgänger“ genannt. Vgl. meinen Artikel „Hocker“ bei J. Hoops, Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, II.

werden. Das geschah am wirksamsten, indem man ihn nach gewaltsamer Biegung der Gliedmassen wie ein Bündel zusammenschnürte. Die Haltung der Jordansmühler Toten dagegen sollte wohl nur die von Schlafenden nachahmen. Die gleiche liebevolle Fürsorge spricht sich in der zuweilen beinahe üppigen Ausstattung der Gräber mit Schmucksachen, Werkzeugen, Speise- und Trinkgefässen aus.

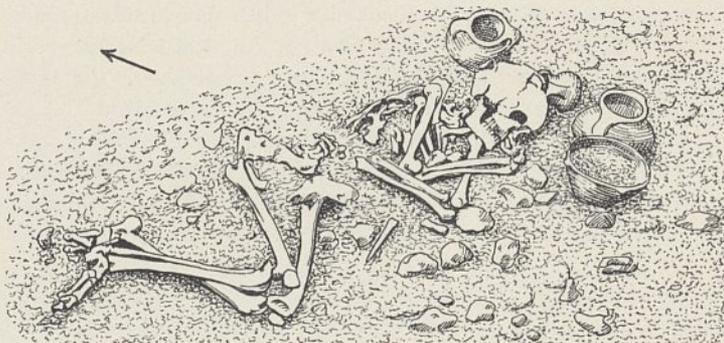


Abb. 20. Grab 49 aus Jordansmühl

Die Abbildung zeigt ein typisches Grab aus Jordansmühl, das am 7. August 1906 in 0,80 m Tiefe aufgedeckt wurde. Der Tote, eine erwachsene, kleinwüchsige Person mittleren Alters und wahrscheinlich weiblichen Geschlechts, ruhte mit dem Scheitel nach SO, dem Gesicht nach SW auf der linken Seite. Der rechte Oberarm war schräg über die Brust gelegt, der Unterarm spitzwinklig gebeugt, die Hand unter die Wange geschoben. Der linke Arm war über den Leib gelegt, so dass die Hand die rechte Hüfte berührte. Die Beine waren im rechten Winkel gebeugt. Am Kopfende standen vier Gefässe; drei doppelhenklige verzierte Krüge und eine grössere unverzierte Schale. In der Bauchgegend, 12 cm vom linken Beckenende entfernt, fand sich ein 15 cm langer Knochenpfiemen, dessen Spitze nach den Knien gerichtet war. Der Raum zwischen Kopf und Becken war mit faustgrossen Steinen ziemlich dicht gepflastert.

Aus Grab 51, aufgedeckt am 23. August 1906 in 0,80 m Tiefe, stammen die Gefässe Abb. 4 und 5 und die Beigaben Abb. 19. Es enthielt das Skelett eines Mädchens von 1,38 m Körperlänge, das in derselben Weise wie das vorige gerichtet war. Beide Arme waren spitzwinklig gebeugt und gegen das Gesicht erhoben. Die rechte Hand stützte den Kopf, die linke umklammerte in Mundhöhe einen kleinen Becher mit vier oder fünf angesetzten Knubben am Rande (nicht abgebildet). In der Ohrgegend lag zu beiden Seiten des Schädels je ein kleiner Spiralling aus flachem Kupferdraht, der mit seinem spitzen Ende vielleicht durch das Ohrläppchen gezogen war. Am Halse, dicht am Kinn, lagen zwei kupferne Brillenspiralen und ein schmales Spanmesserchen aus Feuerstein. Am Fussende des Grabes, 8 cm vom linken Unterschenkel entfernt, fand sich ein Knochenpfiem. Am Kopfende standen ein Napf mit vier undurchbohrten nasenartigen Ansätzen am Rande (Abb. 4) und ein verzierter zweihenkliger Krug (Abb. 5).

Die Jordansmühler Kultur ist innerhalb unserer Provinz bisher nur in der Gegend von Ratibor und in einigen Teilen Mittelschlesiens nachgewiesen. Ausser Jordansmühl selbst waren bei meiner ersten Veröffentlichung folgende Fundstellen bekannt: Ottitz Kr. Ratibor, Woischwitz, Brockau und Gräbschen Kr. Breslau, Pannwitz Kr. Trebnitz. Inzwischen sind vier neue Fundorte hinzugekommen, so dass deren Gesamtzahl jetzt zehn beträgt.

Alt Gandau Kr. Breslau. Auf der von einem Wassergraben bespülten Höhe 137,7 zwischen den Dörfern Alt Gandau, Polnisch Neudorf und Zweibrod, im Volksmunde Katerberg genannt, ist beim Betrieb der Dominial-Sandgrube eine ausgedehnte Ansiedlung aus vorgeschichtlicher Zeit durchschnitten worden. Nachdem das Breslauer Museum hiervon Kenntnis erhalten hatte, wurden mit Erlaubnis des Eigentümers, Herrn Rittmeisters a. D. von Johnston auf Sadewitz, und mit Unterstützung von Herrn Inspektor Gössing im Juni 1912 und im Oktober 1913 Nachgrabungen längs des Ostrand der Sandgrube vorgenommen. Es zeigte sich, dass die Hausplätze auch hier zwei verschiedenen Zeitstufen angehören, nämlich der neolithischen und der Übergangszeit vom Bronze- zum Eisenalter. Die neolithischen enthielten, ausser vielen Haustierknochen, Scherben von ausgesprochen Jordansmühler Gepräge. Wie in Jordansmühl und

Woischwitz, wurden auch in Alt Gandau neben und in den steinzeitlichen Gruben Skelettgräber aufgedeckt und zwar bisher drei. Von Grab 1 ist nur der Schädel erhalten. Grab 2 war in einer runden Grube von 1,50 m Durchmesser in der üblichen Lage eingebettet. Am Kopfende stand eine schwarze Schale und darin ein zerbrochener zweihenkliger Krug. Die linke Hand hielt ein kleines Gefäß, in welchem drei Flintspäne lagen. Das dritte Grab war dadurch bemerkenswert, dass an der Stelle des Oberkörpers ein erratic Block von 0,50 m Länge lag. Von den Knochen waren nur die Beine erhalten. Aus einem von den Arbeitern zerstörten Grabe stammt die Schale Abb. 10. Die Ausgrabung wird fortgesetzt werden. Einen kurzen Bericht mit Abbildungen enthält die Zeitschrift „Schlesien“ VI. Jahrgang S. 2.

Marschwitz Kr. Ohlau. Durch Herrn Landesältesten und Rittmeister a. D. von Eicke und Polwitz auf Marschwitz erhielt das Museum im November 1910 die Scherben einer 19,5 cm hohen Fusschale, die bei einem Skelett auf dem Felde des Stellenbesitzers Gustav Böhm gefunden worden war. Die Stelle liegt 1,1 km südöstlich vom Dorfe auf einer Bodenerhebung, die auf dem Messtischblatt mit dem trigonometrischen Punkt 149 bezeichnet ist. Die Knochen hatte Böhm wieder vergraben, doch gelang es, wenigstens die Trümmer des Schädels nachträglich noch zu bekommen. (Inv. Nr. 242/3 : 10). Das ziemlich dickwandige Gefäß ist lehmfarben und hat keinerlei Ansätze oder Verzierungen. Abb. 1.

Guhrwitz Kr. Breslau. In der nachgelassenen Sammlung des Sanitätsrats Dr. Postler in Rankau befand sich auch ein zweihenkliger Krug mit der Bezeichnung „Guhrwitz.“ (Inv. Nr. 19 : 13.) Der Ort ist sonst durch Grabfunde aus der Übergangsperiode von der neolithischen zur frühen Bronzezeit bekannt. Der Unterteil des 11,5 cm hohen Gefäßes ist durch abwärts laufende Streifen von je drei Parallellinien, zwischen denen zickzackförmige Punktreihen angebracht sind, gemustert. Die Punktreihen setzen sich nach oben hin bis zur halben Höhe des Halses gradlinig fort. Abb. 6.

Leubus Kr. Wohlau. Im Oktober 1913 wurde beim Ausbaggern des Oderbettes, nahe von dessen rechten Ufer, bei Jagen 138 der Königlichen Forst Nimkau, ein wohlhaltener zweihenkliger Krug gefunden. (Inv. Nr. 245 : 13.) Das 9,5 cm hohe Gefäß war ursprünglich schwarz, ist aber durch eisenhaltiges Wasser stellenweise rostbraun gefärbt. Der Bauch ist durch Gruppen senkrechter und schräger Striche, der Hals und die Henkel sind durch Gruppen von Punktreihen verziert. Abb. 9.

Schon bei meiner ersten Veröffentlichung habe ich betont, dass die Jordansmühler Kultur die deutlichsten Beziehungen zu den Donauländern aufweise. Dieser Eindruck hat sich inzwischen verstärkt. Die Auffindung einer nackten weiblichen Tonfigur und mehrerer Bruchstücke solcher Figuren in Ottitz Kr. Ratibor (Schlesiens Vorzeit N. F. VI 36) fügt einen neuen gemeinsamen Zug hinzu, und weiter hat sich ergeben, dass auch die Bemalung, dieses wichtigste Merkmal der neolithischen Keramik Osteuropas, dem Jordansmühler Typus nicht ganz fremd ist. Bei der Ausgrabung des

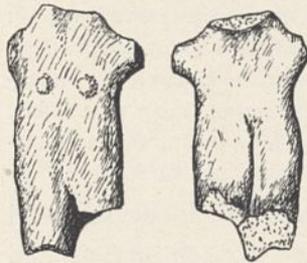


Abb. 21. Tonfigur aus Ottitz  
 $\frac{1}{8}$

Jahres 1911 fanden sich in der Grube 108 neben zahlreichen Scherben der gewöhnlichen Art Bruchstücke eines grossen dickwandigen Gefäßes, dessen glatte, bräunlich graue Aussenseite mit senkrechten dunklen Streifen bemalt war (Abb. 15). Die Form des Gefäßes lässt sich nicht genau erkennen. Man sieht nur, dass sie von dem 15 cm breiten, scharfkantig abgesetzten Boden in stumpfem Winkel aufwärts steigt. Bei der Bemalung ist der oberste Teil des Gefäßes in einer Breite von mehr als 4 cm frei gelassen. Die Streifen setzen in etwa zentimeterweiten Abständen an und erstrecken sich in gerader Richtung bis zum Bodenrande. Ihre Breite beträgt 2—3 mm. Die ursprüngliche Farbe dürfte schwarz, das Färbemittel Kienruss oder Pech gewesen sein, das auf die Gefäßwand aufgestrichen und durch den Brand fest mit ihr verbunden wurde.

Das Gefäss ist innen und aussen gut geglättet und hart gebrannt, unterscheidet sich jedoch, abgesehen von der Bemalung, nicht von der übrigen Gebrauchsware dieser Gruppe.

Ins rechte Licht wird aber diese Beobachtung erst durch die Tatsache gerückt, dass auch in Mähren und Böhmen die entsprechenden Kulturgruppen in Verbindung mit Gefässmalerei auftreten. Die bemalte Keramik Mährens steht allerdings unvergleichlich höher, als es unsere Probe ahnen lässt. Sie verwendet rote, gelbe, weisse und braune Farben, die auf die glänzende Oberfläche sehr dünnwandiger Gefässe von fein geschlemmtem Ton in gefälligen und abwechslungsreichen Mustern von geraden, gebrochenen und gebogenen Bändern, Gittern, Mäandern und Spiralen aufgetragen werden<sup>1)</sup>. Aber die sie begleitende gröbere Gebrauchsware hängt doch so eng mit unserem Formenkreise zusammen, dass die tschechischen Prähistoriker die Keramik vom Jordansmühler Schläge als die eigentliche Trägerin der mährischen Gefässmalerei betrachten<sup>2)</sup>. In Böhmen liegen die Dinge etwas anders. Die dortige hochentwickelte Gefässmalerei ist eine Begleiterscheinung der spiral- und der stichbandverzierten Keramik, welche beiden Gruppen für älter gelten als die vom Jordansmühler Schläge. Die letztere stimmt mit der schlesischen augenfällig überein: alle charakteristischen Formen sind darin vertreten; sogar für die früher von mir als ausschliesslich schlesisch in Anspruch genommenen verzierten Krüge liegen jetzt aus der Gegend von Prag einhenklige Gegenstücke vor<sup>3)</sup>. In Verbindung mit dieser Keramik hat nun Jira in einer Wohngrube den Unterteil eines grösseren dünnwandigen Gefässes entdeckt, das innen mit roten Farbresten gefüllt und aussen mit gleichlaufenden roten Schrägstrichen bemalt war. „Wir hätten hier also einen Beleg dafür, dass die Träger der Jordansmühler Keramik in Böhmen ihre Gefässe auch durch Bemalen schmückten, wenn auch nicht ebenso kunstvoll und reich, wie in den mährischen Siedelungen derselben Kultur<sup>4)</sup>.“

Ist der Zusammenhang der Jordansmühler Kultur mit der donauländischen offenkundig, so stellt sie doch ebenso sicher innerhalb dieses Kreises eine geographisch eng umschriebene Sonderentwicklung dar. Ihr Schwerpunkt ist und bleibt Mittelschlesien, und wahrscheinlich ist der böhmische Zweig erst von hier ausgegangen. Wenigstens deutet die Tatsache, dass in den dortigen Siedlungen Brandbestattung herrscht, auf eine spätere Entstehungszeit.

Über die relative Zeitstellung des Jordansmühler Typus und sein Verhältnis zu den anderen in Jordansmühl vertretenen keramischen Gruppen wird am Schluss dieser Abhandlung das Nötige zu sagen sein.

<sup>1)</sup> J. Palliardi, Die neolithischen Ansiedlungen mit bemalter Keramik in Mähren und Niederösterreich, Mitteil. d. Prähist. Commission d. Kais. Akad. d. Wiss. I (mit 2 Farbentafeln). — J. L. Červinka, Moravské starožitnosti (Mährens Altertümer) II S. 73 ff. — J. A. Jira, Neolithische bemalte Keramik in Böhmen, Mannus III S. 225.

<sup>2)</sup> J. A. Jira a. a. O. S. 229.

<sup>3)</sup> Abbildungen: Mannus I S. 226 = III S. 246 und, besser, Časopis společnosti přátel starožitnosti Čestýeh w Praze XXII S. 108 und 109.

<sup>4)</sup> J. A. Jira a. a. O. S. 245.

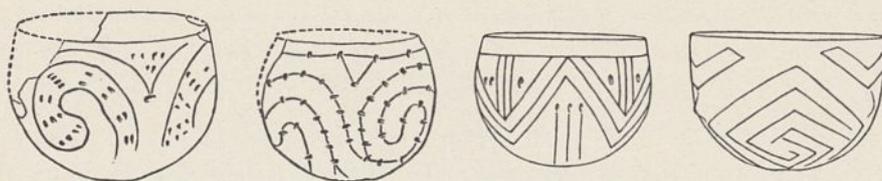


Abb. 22. Tongefässe aus Böhmen und Mähren

## II. DIE SPIRAL-MÄANDER-KERAMIK

Als Friedrich Klopffleisch vor mehr als dreissig Jahren zum ersten Male eine Einteilung der neolithischen Irdenware, zunächst auf Grund der thüringischen Funde, versuchte, stellte er der Schnurkeramik als zweite Hauptgruppe die Bandkeramik gegenüber und wies nach, dass sie sich von jener in den Gefässformen, in der Technik der Tonbereitung und im Wesen der Verzierung klar und deutlich abhebe<sup>1)</sup>. Die Klopffleisch'sche Einteilung ist seitdem beträchtlich vertieft und erweitert worden. Man hat erkannt, dass es sich hier nicht nur um zwei verschiedene Vasenstile, sondern um zwei getrennte Entwicklungen handelt, die mit zahlreichen Besonderheiten in der Form der Geräte und Waffen, im Körperschmuck, in der Siedlungsweise, in der Anlage und Einrichtung der Gräber, im Kultus und in der Schädelbildung einhergeht, und von denen die eine mehr dem Norden und Nordwesten, die andre mehr dem Süden und Südosten Mitteleuropas eigen ist. Jede der beiden Hauptgruppen zerfällt in eine Anzahl teils örtlich, teils zeitlich geschiedener Untergruppen, auch haben gegenseitige Beeinflussungen stattgefunden, aus denen Mischstile hervorgegangen sind. Insbesondere wird die Gruppe, auf die Klopffleisch den Begriff der Bandkeramik in erster Linie angewendet wissen wollte, nach ihren vorherrschenden Ziermotiven heute gemeinhin Spiral-Mäander-Keramik genannt. Indessen fallen unter denselben Begriff auch viele anders oder gar nicht verzierte Gefässe. Leitform ist der ungegliederte halbkugelige oder bombenförmige Kumpf; erst auf einer späteren Stufe treten Anfänge der Halsbildung und eine Abplattung der Standfläche auf. Die Form ist so einfach, dass sie unmittelbar aus der urwüchsigen Technik hervorgegangen zu sein scheint. Die einfachste Art der Töpferei ist nämlich die, dass man einen runden Tonklumpen aushöhlt und durch Abschaben von innen und aussen zu einem Topfe ausarbeitet<sup>2)</sup>. Daraus ergeben sich ohne weiteres Kugelformen. An das Vorbild von Flaschenkürbissen zu denken<sup>3)</sup>, liegt also kein zwingender Anlass vor. Henkel finden sich an diesen Gefässen nicht, wohl aber Schnurösen, knopf- und warzenartige, mitunter stark vorspringende Ansätze, die oft in grösserer Zahl über die Fläche verteilt sind und nicht nur als Hand-

<sup>1)</sup> Vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen und angrenzenden Gebiete I S. 92 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. E. Krause, Über die Herstellung vorgeschichtlicher Tongefässe, Verhandl. d. Berlin. anthrop. Ges. 1902 S. 410.

<sup>3)</sup> Vgl. Schuchhardt, Das technische Ornament in den Anfängen der Kunst, Prähist. Zeitschr. I S. 49 und 351. — Lehner, Prähistorische Ansiedlungen bei Plaidt an der Nette, Bonner Jahrbücher Heft 122 (1913) S. 282.

griffe, sondern auch zum Festhalten von Tragschnüren gedient haben<sup>1)</sup>. Die Verbreitung der Spiral-Mäander-Keramik reicht von der Balkanhalbinsel über Österreich-Ungarn, Süd- und Mitteldeutschland bis nach Belgien hinein. Von den unserer Provinz benachbarten Gebieten weisen Böhmen und Mähren eine ungemein grosse Zahl einschlägiger Funde, fast durchweg aus Ansiedlungen stammend, auf. (Abb. 22). Kein Zweifel, dass die Träger dieser Kultur von dort nach Schlesien gekommen sind.

Der Weg von Böhmen nach Schlesien führte während der ganzen Vorzeit durch die Grafschaft Glatz und den Warthapass in die Ebene hinein<sup>2)</sup>. So erklärt es sich, dass der dem Warthapass unmittelbar vorgelagerte Kreis Frankenstein, obwohl er als einstmals waldiges Hügelland sonst zu den fundarmen Kreisen zählt, doch verhältnismässig reich an Fundstätten der Spiral-Mäander-Keramik ist. Auf den Feldern von Olbersdorf, Stolz, Dittmannsdorf, Rocksdorf und Protzan hat Tierarzt Joger viele Scherben von der Art der Abb. 32—35 aufgelesen, die aus den unter der Ackerkrume verborgenen Hüttenplätzen vom Pfluge an die Oberfläche gewühlt worden waren. Weiter nördlich treffen wir das gleiche Tongeschirr in der Jordansmühler Niederlassung (Abb. 36—41), ferner in Hartlieb Kr. Breslau und in Mertschütz Kr. Liegnitz, und zwar in Jordansmühl zumeist vermengt mit Scherben des Jordansmühler Typus (vgl. Seite 2). Doch bezeugt das noch nicht deren Gleichzeitigkeit, vielmehr bin ich, entgegen meiner früheren Annahme<sup>3)</sup>, jetzt zu der Überzeugung gelangt, dass die Vermengung nur durch zufällige Umstände bewirkt worden ist. Dass die spiralverzierte Keramik auch in Schlesien eine eigene Gruppe bildet, dafür haben inzwischen die Ausgrabungen des Breslauer Museums in Nosswitz bei Glogau den Beweis erbracht. Dort wurden auf einem flachen Höhenrücken, der sich von der Glogauer Strasse nach dem Schwarzgraben, einem Zufluss der Oder, senkt, neben Überresten aus späteren Perioden die Spuren zweier Dorfanlagen aus der Steinzeit entdeckt, die eine mit spiralverzierter, die andre mit nordischer Tiefstich-Keramik. Die beiderseitigen Wohnplätze hoben sich trotz vielfacher Überschneidungen deutlich von einander ab, und es ergab sich, dass die bandkeramischen Hütten einen rechteckigen Grundriss und vertieften Fussboden gehabt hatten. Ausbuchtungen an den Ecken und Seiten der dunkel gefärbten Standfläche zeigen die Stellung der als Gerüst dienenden senkrechten Holzpfeiler an. Im hinteren Teil des Hauses lag der Herd, kenntlich am rotgebrannten Lehm und Anhäufungen von Steinen und Asche. Die Häuser nahmen eine Fläche von je 12 bis 24 qm ein. Dazu gehören noch einzeln liegende runde Keller- oder Abfallgruben, die bis 2 m in die Erde

<sup>1)</sup> Lehner a. a. O. S. 282.

<sup>2)</sup> Vgl. Wilhelm Schulte, Zur Heimatkunde der Grafschaft, Jahresbericht d. Glatzer Gebirgsvereins für 1902 S. 55 ff.; Ludwig Schneider, Kupferbeile aus dem Bezirke Königgrätz, Mitteilungen der K. K. Zentral-Kommission 1903 S. 4. — Genauere Nachweise muss ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

<sup>3)</sup> A. a. O. S. 128 (14). — Für die Abgrenzung zusammengelagerter, aber verschiedenzeitlicher Wohnstätten sind die Bedingungen in Jordansmühl äusserst ungünstig. In dem bis 0,80 m mächtigen Mutterboden verschwinden alle Grenzen, und der darunter gelegene sandige, mit grobem Kies durchsetzte Lehm lässt feinere Unterschiede der Bodenfärbung ebenfalls nicht erkennen.

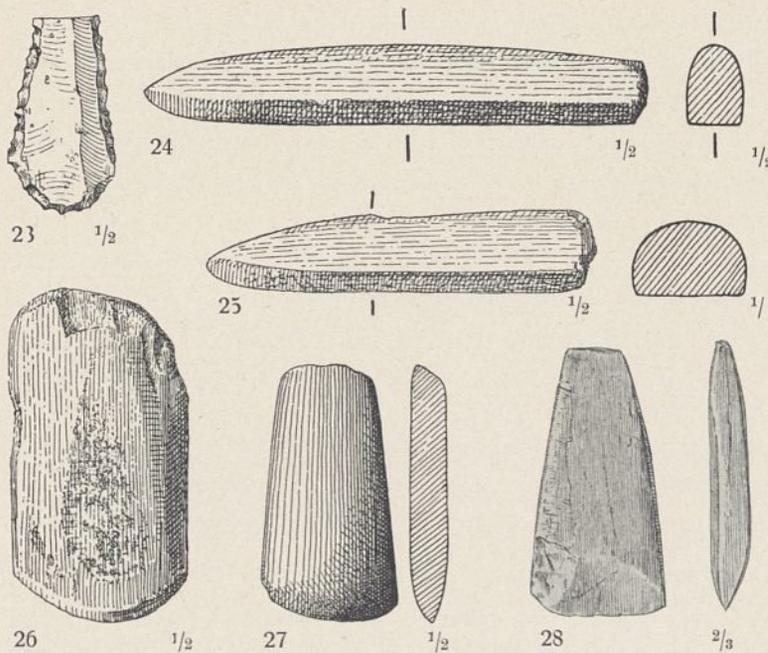


Abb. 23 Feuerstein; Abb. 24–27 Schiefer; Abb. 28 Knochen. Nosswitz

gesenkt sind. Von Altertümern fanden sich ausser Massen von Scherben und Tierknochen eine nicht sehr grosse Zahl von Gerätschaften aus Stein, Hirschgeweih und Knochen. Die steinernen Äxte sind aus hellgrauem Schiefer gefertigt und scharfschneidig zugeschliffen. Sie sind immer mit einer flachen und einer gewölbten Seite versehen, also für Querschäftung eingerichtet. Neben der breiten Form (Abb. 27), die auch in Knochen vorkommt (Abb. 28), gibt es eine stärker gewölbte schmale, die den sogen.

Schuhleistenkeilen nahesteht (Abb. 24, 25). Beile mit glatt geschliffener Rundung an Stelle der Schneide (Abb. 26) werden als Poliersteine gedeutet<sup>1)</sup>. Auch durchbohrte Steinäxte waren sicher in Gebrauch, doch sind in Schlesien bisher keine in Verbindung mit Spiralkeramik gefunden worden. Aus Feuerstein hatte man Kleinwerkzeuge, wie Messer, Sägen, Schaber, Kratzer u. dgl. (Abb. 23). Zeugnisse des Ackerbaus sind Abdrücke von Körnern an der Oberfläche der Tongefässe, Reibplatten und rundliche Handsteine zum Zerquetschen des Getreides.

Die ersten Funde waren im März 1906 in der Sandgrube gegenüber der Zarkauer Zuckerfabrik zum Vorschein gekommen und von Herrn Gutsbesitzer Leissner, dem wir für seine Unterstützung überhaupt zum grössten Danke verpflichtet sind, dem Breslauer Museum überwiesen worden. Noch in demselben Jahre erfolgte die Aufdeckung der Wohngruben 1–5 und in den folgenden Jahren die der Gruben 6–15. Zum Teil lagen diese schon auf den östlich angrenzenden Feldern der Gutsbesitzer Karbe und Anders, und bei einer im Mai 1908 im Garten des Gastwirts Beyer vorgenommenen Ausgrabung wurde festgestellt, dass sich die steinzeitliche Niederlassung von der Leissnerschen Sandgrube längs der Glogauer Strasse wenigstens 250 m weit nach Südosten erstreckte. Da ihre Spuren andererseits auch in nördlicher Richtung bis in die Nähe des Schwarzen Grabens verfolgt werden konnten, so ergibt sich eine Ausdehnung von rund 25 Morgen oder  $6\frac{1}{4}$  ha.

Im August 1913 wurde mit der planmässigen Untersuchung des Geländes begonnen. Ihre örtliche Leitung wurde Herrn Gerhard Bersu anvertraut, dem Herr Dr. Martin Jahn zeitweilig zur Seite stand. Sie begann an der Südwestecke des Karbeschen Ackers in einer Ausdehnung von je 26 m längs des Raines und der Strasse. Die Verfolgung einzelner Grundrisse machte später stellenweise eine Erweiterung des Arbeitsfeldes gegen Norden um 7 m, gegen Osten um 3 m notwendig, so dass die ganze, 1913 untersuchte Fläche etwa 800 qm umfasst. Ihre Abdeckung erforderte beträchtliche Erdbewegungen, bei denen durchschnittlich 8 Arbeiter beschäftigt waren. Die Dauer der Ausgrabung betrug 43 Arbeitstage (3. August

<sup>1)</sup> Vgl. J. L. Červinka, Moravské starožitnosti (Mährens Altertümer) II S. 38.

bis 22. September). Die Schichtenfolge zeigt unter der 0,35 m starken Ackerkrume eine noch dunkler gefärbte Kulturschicht von 0,30 m Mächtigkeit, die zahlreiche Knochen und Scherben enthält und in ihrem oberen Teile offenbar vom Pfluge durchwühlt ist. Darunter folgt bei 0,60—0,70 m Tiefe — ohne scharfe Grenze — der gewachsene Boden, der entweder aus einer gelben Lehmdecke von wechselnder Mächtigkeit oder aus grobem Kies besteht. Wo die Lehmdecke noch vorhanden ist, grenzt sie gegen den Kies mit einer Geröllschicht.

Die Reichhaltigkeit des archäologischen Befundes übertraf die kühnsten Erwartungen. Nicht weniger als sieben Zeitstufen waren durch grosse und bedeutende Denkmälerreihen vertreten: das Steinalter, ausser durch die genannten beiden Siedlungen, durch Körpergräber mit Schnurkeramik, die frühgermanische Eisenzeit durch Urnengräber mit Steinsetzungen, die Spät-Latènezeit und die römische Kaiserzeit durch Brandgruben und Urnengräber mit Eisenwaffen usw., das Mittelalter durch Gruben, Gräber und Einzelfunde. Die Funde häuften sich stellenweise auf engem Raume dermassen, dass man in Verlegenheit geriet, wie man einen jeden ohne Schädigung der anderen freilegen sollte. Die grösste Schwierigkeit bereitete die Untersuchung der Wohngruben.

Es war durchaus die Regel, dass ihrer mehrere, oft vier oder fünf in und übereinander griffen, weil auf den älteren Bauplätzen zu wiederholten Malen neue Anlagen geschaffen worden waren. Manche Fragen, wie namentlich die nach der Bauweise der megalithkeramischen Hütten, sind denn auch durch die bisherige Ausgrabung noch nicht endgültig gelöst. Dagegen kann das viereckige Pfostenhaus der bandkeramischen Stufe als gesichert gelten. Es ist in wenigstens fünf Fällen festgestellt. Als Beispiel diene die nebenstehende Abbildung der Grube a in Fläche V. Ihre Längsseiten waren je 4, ihre Schmalseiten 3,5 und 3,3 m lang. Aus ihnen sprangen je vier oder drei runde Pfostenlöcher von 0,50 bis 0,75 m Durchmesser hervor. Die Löcher waren 0,30 m, der ziemlich ebene Boden der Hütte 0,10 m tief in den gewachsenen Erdboden eingegraben. In der Mitte der Südseite lag der Herd, ein viereckiger Aufbau aus kleinen Feldsteinen von  $0,50 \times 0,75$  m Seitenlänge. Die Steine waren eng gepackt und zeigten deutliche Einwirkungen des Feuers. Die Umgebung war durch Asche grau gefärbt. In der Füllung der Grube fanden sich einige Lehmbrocken vom Wandverputz und zahlreiche bandkeramische Scherben. Eine Innenteilung des Raumes war nicht zu bemerken. Ebensowenig konnte der Eingang festgestellt werden. Gestört war die Grube an ihrer Südostecke durch einen 1,10 m tiefen, oben 1,25 m, unten 1,40 m weiten Schacht, der grosse Lehmewurfstücke und viele Überreste von nordischer Megalith-Keramik enthielt. Auch die Mitte der Ostwand war durch eine megalithkeramische Grube angeschnitten. Ausserdem fanden sich innerhalb des Umkreises der Grube a drei Brandgräber des frühen Eisenalters (Nr. 32, 49 und 53, Zeit der Steinkistengräber mit Gesichturnen). — Eine andere in ihren Umrissen noch erkennbare Hausgrube b in Fläche VIII war 2,80 m breit und 7,50 m lang. An der nördlichen Schmalseite traten zwei Pfostenlöcher hervor. Der Hüttenboden war 0,10 m in den gewachsenen Boden eingeschnitten, lag also 0,75 m unter Tage. Die ganze Südostecke wurde von einer noch 10 cm tiefer reichenden Mulde eingenommen, die reichliche Asche enthielt und jedenfalls den Herdplatz darstellte. An einer anderen Stelle der Ostwand stand mit der Mündung nach unten das Gefäss Abb. 30. Auch sonst barg die mit tiefdunklem Boden angefüllte Grube zahlreiche Gefässreste der gleichen Gattung, sowie viele Haustierknochen.

Ob die in einigen Gruben gefundenen steinzeitlichen Gräber mit gestreckten Skeletten der bandkeramischen Stufe entstammen, muss vorläufig dahingestellt bleiben. Nur eines davon (Skelettgrab Nr. 2) hatte Beigaben: eine abgeschnittene Hirschgeweissprosse und ein zertrümmertes unverziertes Gefäss, dessen Reste keinen genügenden Anhalt für die Zeitbestimmung ergeben.

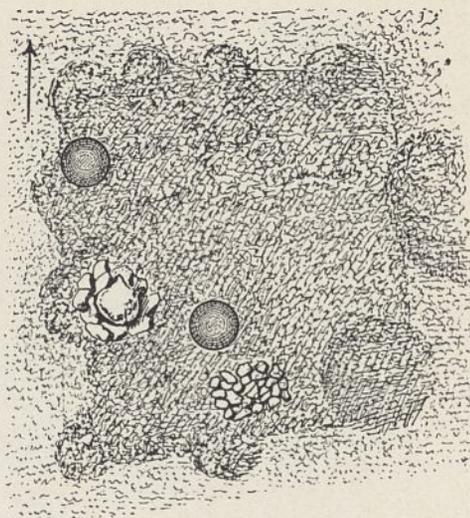


Abb. 29. Hausgrundriss aus Nosswitz. 1:75.

Die Töpferei nun, die uns aus diesen Siedlungen entgegentritt, trägt alle die wohl-bekanntesten Züge der mitteleuropäischen Bandkeramik. Das trifft schon auf die Wahl und Behandlung des Rohstoffes zu<sup>1)</sup>. Der Ton ist im allgemeinen gut geschlämmt und von gleichmässig reiner Beschaffenheit, weshalb auch eine feinere Überfangschicht, wie sie bei anderen keramischen Gruppen häufig vorkommt, hier überflüssig war. Nur bei sehr dickwandigen Gefässen werden Quarz- und Glimmerteilchen in reichlicher Menge beigemischt. Dieser Gegensatz erstreckt sich auch auf die Oberfläche, die bei dem groben Geschirre rauh, bei dem feinen geglättet und zuweilen wachsglänzend poliert ist. Die Farbe ist am häufigsten ein ins Weissliche spielendes Grau oder Graugelb, seltener schwarzgrau oder rötlichgelb. Bei einigen Stücken kann man erkennen, dass die Innenseite mit einem tiefschwarzen glatten Überzuge versehen war. Auch besitzen wir mehrere Scherben aus Jordansmühl und Nosswitz, an deren Aussenseite lackartig glänzende Farbspuren haften. Die Untersuchung hat ergeben, dass die letzteren aus Pech bestehen<sup>2)</sup>. Diese Tatsache ist von grossem Interesse. Da nämlich in der böhmischen Spiral-Mäanderkeramik Pech als Bindemittel für die Bemalung verwendet wurde<sup>3)</sup>, so ist es sehr wahrscheinlich, dass dasselbe Verfahren auch bei dem schlesischen Zweige üblich war. Dass sich von der Malerei nicht mehr erhalten hat, braucht uns bei dem hohen Grade der Verwitterung, von dem die abgeschliffenen Bruchflächen der Scherben Zeugnis ablegen, nicht zu verwundern.

Der Formenkreis ist auf wenige Typen beschränkt. Überall herrscht der weitmündige Kumpf von Halb- oder Dreiviertel-Kugelform mit kleiner Standfläche und einfach abgeschnittenem Rande (Abb. 30, 31). Selten wird durch eine leichte Einziehung oder durch eine geradlinige Verlängerung des Rumpfes ein Hals angedeutet (Abb. 36, 37). Sonst gleitet die Umrisslinie in gleichmässiger Krümmung vom Boden bis zur Mündung hin. Einzig

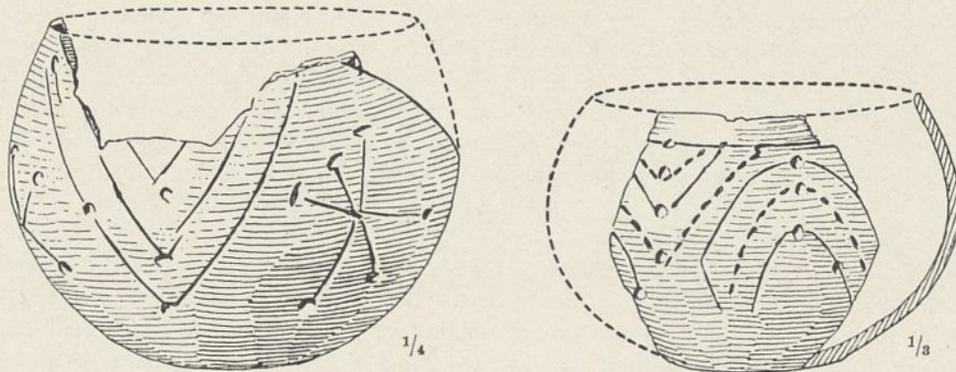
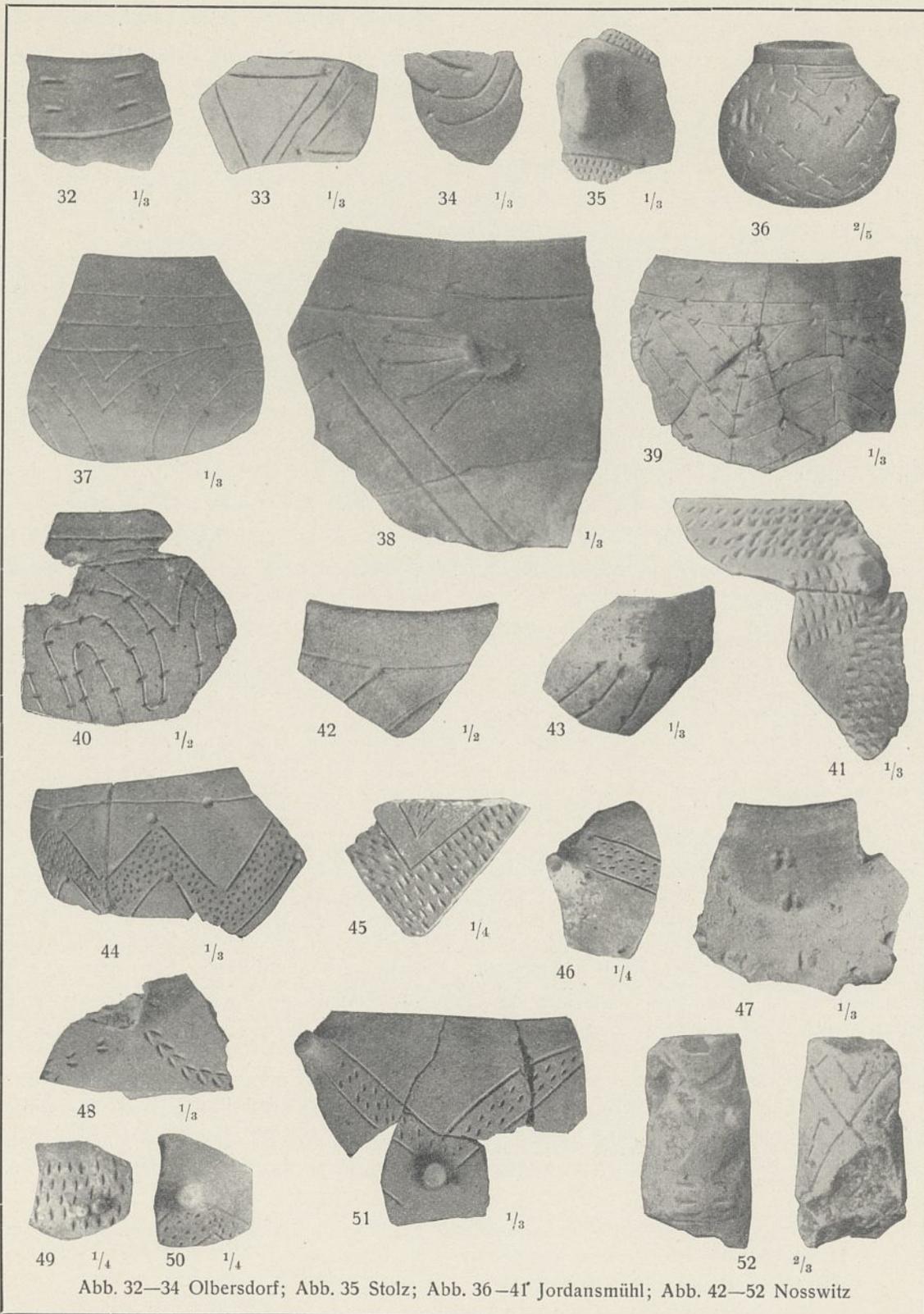


Abb. 30 und 31. Tongefässe aus Nosswitz

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu besonders Klopffleisch a. a. O. S. 92 ff.; Lehner a. a. O. S. 282 ff.; Koehl, Festschrift zur 34. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Worms 1903 S. 38.

<sup>2)</sup> Gefällige Auskunft von Herrn Prof. Dr. von Braun.

<sup>3)</sup> Jira a. a. O. S. 238 f. Vgl. S. 252 und 253 Anm. — Die Verwendung des Pechs als Dichtungsmittel kommt bei den schlesischen Gefässen kaum in Betracht, weil sich die Spuren ausschliesslich an deren Aussenseite finden.



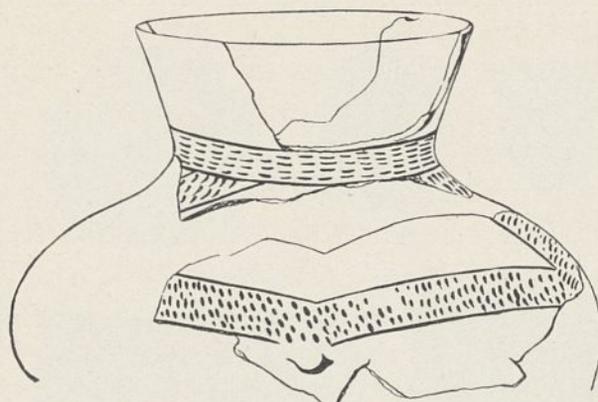


Abb. 53. Tonkrug aus Nosswitz.  $\frac{1}{5}$

in seiner Art ist ein grosser Krug aus Nosswitz, auf dessen breit gewölbter Schulter ein hoher Trichterhals sitzt (Abb. 53). Man wird sich jedoch erinnern, dass in der mittel- und westdeutschen Spiral-Mäanderkeramik die enghalsige Flasche, freilich mit sehr viel schlankerem Körper, eine gewöhnliche Erscheinung ist<sup>1)</sup>. Wie die Gefässe gestaltet waren, von denen die derben Schnurösenhenkel, gleich Abb. 35 herrühren, ist aus den vorhandenen Resten nicht zu bestimmen, es ist aber sicher,

dass die meisten Ösen seitlich durchbohrt waren, wenngleich es an Beispielen für senkrechte Durchbohrung nicht völlig fehlt (Abb. 36). Viel häufiger, als Ösen, sind undurchbohrte Ansätze: weit vorspringende Knorren, flache Knöpfe und Warzen, einfach oder paarweise angebracht (Abb. 38, 41, 46, 48—51) und so über die Gefässwand verteilt, dass zwischen zwei höher sitzenden Vorsprüngen immer ein tieferer sitzt (Abb. 51). Ihr Zweck war gleich dem der Ösen die Befestigung von Tragschnüren, mit denen die Gefässe kreuz und quer umwickelt wurden.

Von Verzierungen kann man drei Arten unterscheiden:

1. Rein lineare. Mit einem zugespitzten Stäbchen sind dünnere oder breitere Linien scharf und sicher in die Oberfläche eingeritzt und in gewissen Abständen, oft auch nur an den Endpunkten, durch runde oder längliche Grübchen markiert. Die hieraus entstehenden Muster sind bei der Kleinheit der meisten Scherben nur in seltenen Fällen einigermassen vollständig zu übersehen. Doch scheinen hauptsächlich zwei Systeme der Linienführung angewendet zu sein, ein geradliniges und ein krummliniges. Bei jenem werden aus parallelen Winkelstrichen mehrfache Reihen von Zickzacklinien gebildet (Abb. 30, 36, 38, 39), bei diesem winden sich fortlaufende oder abgebrochene Spiralen und Bogenlinien um das Gefäss (Abb. 31, 37, 40). Nach oben hin wird die Fläche gern durch eine oder mehrere wagerechte Linien abgegrenzt. Etwaige Zwischenräume füllt man durch Einzelfiguren aus. So sind zwischen die Spiralen regelmässig Zwickeldreiecke gesetzt, während zur Belebung der leeren Dreieckfelder auf dem Gefässe Abb. 30 sechsarmige Kreuze verwendet sind<sup>2)</sup>.

2. Breite Bänder, gebildet aus zwei tiefen Einfassungslinien und gefüllt mit eingestochenen Punkten, Strichen oder Grübchen (Abb. 32, 35, 44—46, 50, 51, 53). Wo sich das Muster erkennen lässt, umziehen die Bänder stets in Zickzackform den Gefässkörper. Bei

<sup>1)</sup> Klopffleisch a. a. O. S. 93 Fig. 83; Koehl, Festschrift, Taf. VII und VIII und besonders Mannus, Bd. VI S. 78 und 80; Červinka, Moravské starožitnosti II S. 67 Abb. 53.

<sup>2)</sup> Ähnlich bei Lehner a. a. O. Taf. XXXII 3.

dem Krüge Abb. 53 ist der Hals von einem wagerechten Bande umgeben; davon gehen radiale Streifen abwärts bis zur grössten Breite des Gefässes, deren Enden wieder durch ein horizontales Zickzackband verbunden sind.

3. Tupfenreihen. Mit der Fingerspitze oder besonders zugeformten stempelartigen Werkzeugen werden einfache oder doppelte, halbmondförmige oder ovale Vertiefungen kräftig eingedrückt und in verschiedener Weise, bald enger, bald weiter, aneinandergereiht (Abb. 41, 47—49). Gewöhnlich ist eine Reihe um den Rand des Gefässes gelegt, während die anderen strahlenförmig um die Ösen oder Knöpfe angeordnet sind. Zuweilen werden bei übrigens gleicher Anordnung vier bis fünf Reihen zu breiten Streifen vereinigt (Abb. 41, 49). Die Tupfenverzierung ist auf das gröbere Geschirr beschränkt. Sie hatte neben dem schmückenden wohl auch den praktischen Zweck, den Eindruck der Haltbarkeit zu erhöhen. Demselben Zweck diente die gelegentlich vorkommende Einkerbung des Randes.

Schon Schliz<sup>1)</sup> und namentlich Lehner<sup>2)</sup> haben darauf aufmerksam gemacht, dass Verzierungen, wie die eben beschriebenen, zum guten Teile auf das Vorbild der Verschnürung zurückgehen, die das Tragen und Aufhängen der Gefässe ermöglichte. Dies ist ganz klar, wenn die Linien, Streifen oder Tupfenreihen an die zur Befestigung wirklicher Tragschnüre bestimmten Griffe und Ösen im wörtlichen Sinne anknüpfen und im Zickzack von einem Haltepunkte zum andern laufen (Abb. 41, 48, 51). Aber auch da, wo solche Vorsprünge nicht mehr vorhanden sind, z. B. bei der Schale Abb. 44, wird doch der Grundgedanke durch die Linienführung und die an den Scheitelpunkten angebrachten Grübchen ständig festgehalten. In anderen Fällen (Abb. 39) gleicht die Verzierung einem Netze, und tatsächlich werden ja auch Netze zum Aufhängen der glatten Töpfe benutzt worden sein<sup>3)</sup>. Dass dann das ursprüngliche Motiv in mannigfacher Weise um- und abgewandelt worden ist, liegt im Wesen des Ornaments begründet. Nur die Bogenlinien und Spiralen fügen sich nicht in diesen Zusammenhang, denn „gebogene Linien können niemals aus der Verschnürung entstehen, welche stets auf gerade Linien und zickzackartige Muster hinführt“. Lehner nimmt deshalb an, dass die Spirale ursprünglich einem anderen Kulturkreise entstamme und als etwas Importiertes, Sekundäres in den Zickzackstil der linearen Bandkeramik eingedrungen sei. Das Bindeglied zwischen dem rein linearen und dem spiralkeramischen Dekorationskreise scheint ihm in Böhmen zu liegen. Dort mische sich eingeritzte oder eingestochene Zickzackbandornamentik mit der aus Südosteuropa kommenden gemalten Spirale in der unorganischen Weise, wie es die Gefässe der Sammlung Jira in Podbaba zeigen. — Es wäre jedoch verfehlt, wollte man Zickzackband und Spirale schlechthin als Gegensätze und Vertreter verschiedener Kulturkreise betrachten.

<sup>1)</sup> Schliz, Die Systeme der Stichverzierung und des Linienornaments innerhalb der Band-Keramik, Prähist. Zeitschr. II S. 130 ff.

<sup>2)</sup> Lehner a. a. O. S. 264 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. Schuchhardt a. a. O. S. 49, Taf. XII.

Gerade in Südosteuropa, dem mutmasslichen Heimatgebiete der Spiralverzierung, ist ja trotz ihrer das Zickzackband das weitaus vorherrschende Motiv und zwar zum Teil in völlig gleicher Ausführung, wie auf unseren Scherben Abb. 44 und 51<sup>1)</sup>. Mit der Nachahmung von Tragschnüren hat es da freilich nichts zu schaffen. Gleich der Spirale und dem Mäander dient es lediglich dazu, in ständiger Wiederholung die äussere Gefässwand zu füllen und damit eine möglichst breite, malerische Flächenwirkung zu erzielen. Dem gegenüber macht sich in der neolithischen Keramik Mitteleuropas immer ein Streben nach konstruktiver Gliederung und Einteilung der Fläche geltend. Die Verzierung ist nicht Selbstzweck, sondern sie ordnet sich der Form und Zweckbestimmung des zu schmückenden Gegenstandes unter. Die dekorative Ausnutzung der Gefässverschnürung fällt gewiss unter dieses Kunstprinzip. Wenn nun aus dem Mustervorrat des erfindungsreicheren Südens das eine oder andere Motiv übernommen wurde, so war es zwar ein Leichtes, die geradlinigen Bänder dem einheimischen Stile anzupassen, mit den Bogenbändern und Spiralen aber musste man sich behelfen, so gut es ging. So kann man sich den Zusammenhang zurechtlegen. Übersehen lässt sich die Entwicklung heute natürlich noch nicht.

Stärker noch, als bei der vorigen Gruppe treten hier die Beziehungen unserer Provinz zu den Donauländern hervor. Die Töpferei ist mit der böhmisch-mährischen (Abb. 22) geradezu identisch. Und dass diese Beziehungen auch auf das geistige Gebiet übergreifen, lehrt wiederum der gemeinsame Kult einer weiblichen Gottheit, deren tönerner Abbilder eine regelmässige Begleiterscheinung der östlichen Spiral-Mäander-Keramik sind. Das Nosswitzer 'Idol' Abb. 52 steht stilistisch den südlichen Idolen näher, als die flache Nacktfigur aus Ottitz.

Es wurde zusammen mit den beiden Steinwerkzeugen Abb. 25 und 26 und vielen bandkeramischen Scherben in einer kleinen viereckigen Hausgrube (Fläche IV Grube a) gefunden, in deren Mitte ein kreisrunder Keller von 0,70 m Durchmesser lag. Die 5 cm hohe Figur ist massiv, von rundlicher Form, nur auf dem Rücken etwas schwächer gewölbt, und von lehmgelber Farbe. Leider ist sie arg beschädigt. Erhalten ist nur der Oberkörper, und auch von diesem sind möglicherweise die Arme — falls solche vorhanden waren — und das Gesäss abgebrochen. Einen Hals scheint die Figur nicht gehabt zu haben. Nach der Stellung der Brüste ging der Kopf unmittelbar in den Rumpf über; der bogenförmige Einschnitt über der Brust sollte vielleicht das Kinn vorstellen, und eine Narbe darüber könnte von der abgebrochenen Nase herrühren. Die stark vorspringende linke Brust ist gut erhalten, die rechte bis auf einen Stumpf abgescheuert. An der linken Brustseite zieht sich ein tiefer Einschnitt bis zur Mitte des Bauches hin. Ob damit eine Gewandfalte angedeutet werden sollte, steht dahin. Der Bauch selbst wird durch eine merklliche Wölbung und eine die untere Partie begrenzende Linie bezeichnet. Man erkennt noch, dass er in der Weise der gefüllten Zickzackbänder (Abb. 32) durch wagerechte Strichel verziert war, also wohl bekleidet dargestellt werden sollte. Vom Unterleibe ist nur noch ein kleiner Rest vorhanden, der an der linken Hüfte den Beginn einer dreieckigen Abgrenzung zeigt. An den Seiten laufen Längsfalten abwärts. Der Rücken war durch sich kreuzende Linien und runde Grübchen an den Schnittpunkten mit einem Rauten- und Dreieckmuster verziert.

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. die S. 5 angeführten Veröffentlichungen über Butmir und die Ausgrabungsergebnisse von Vinča in Serbien, Prähist. Zeitschr. II S. 23 Taf. 14. Dazu Hörnes, Die neolithische Keramik Österreichs, Jahrbuch der k. k. Zentral-Kommission N. F. III S. 7.

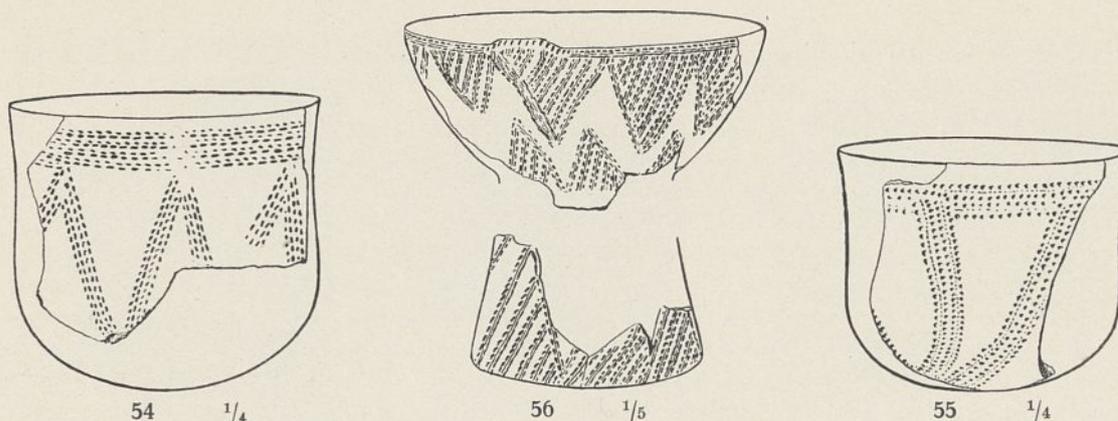


Abb. 54, 55 Gleinitz; Abb. 56 Schlabitz

### III. DIE STICHREIHEN-KERAMIK

Die bisher behandelten Verzierungen waren hauptsächlich aus gezogenen Linien hergestellt. Punkte und Stichreihen wurden mit wenigen Ausnahmen nur nebenher zu Säumen, Füllungen u. dgl. benutzt. Die jetzt zu besprechenden Typen tragen dagegen Muster, die fast ausschliesslich aus aneinandergereihten kurzen Einstichen bestehen. Für sich allein würde dieses technische Merkmal noch nicht die Aufstellung einer besonderen keramischen Gruppe rechtfertigen, tritt es doch, z. B. in Westdeutschland, auf Gefässen ganz verschiedener Stufen auf<sup>1)</sup>. In Schlesien aber, ebenso wie in Böhmen<sup>2)</sup> und Mähren<sup>3)</sup>, gehen damit Eigentümlichkeiten der Gefässformen, der Tonbeschaffenheit und der Verzierungsmuster einher, die in Verbindung mit den Fundumständen keinen Zweifel darüber lassen, dass es sich um eine eigene chronologische Gruppe handelt. In meiner früheren Arbeit<sup>4)</sup> habe ich ihr nach einem der bekanntesten schlesischen Funde den Namen „Bschanzer Typus“ gegeben. Da sich aber inzwischen die allgemeine Bezeichnung „Stichreihen-Keramik“ eingebürgert hat, möge sie auch bei uns vor jener örtlichen den Vorzug haben.

Wir kennen diese Gefässkunst aus Ansiedelungen und Gräbern, zumeist freilich nur aus Zufallsfunden. Von zerstörten Wohnplätzen besitzen wir Scherben aus Olbersdorf Kr. Frankenstein (Abb. 70), Jungwitz und Zottwitz Kr. Ohlau, Kuhnau Kr. Nimptsch<sup>5)</sup>. Vollständig gesammelt wurde der Inhalt einer Wohngrube in Gleinitz Kr. Nimptsch (Abb. 57—65). In Jordansmühl wurden Scherben mit Stichreihen-Verzierung dreimal zusammen mit solchen des Jordansmühler Typus und zweimal ausserdem mit nordischer Tiefstich-Keramik gefunden (vgl. S. 2), und zwar unter Umständen, die die Gleichzeitigkeit der Ablagerung wahrscheinlich machten (Abb. 69). Endlich sind in einer der Nosswitzer

1) Koehl, Die Zeitfolge der rheinischen Steinzeitkulturen, Mannus IV S. 50 Anm. 2.

2) Jira a. a. O. S. 231 ff.

3) Palliardi a. a. O. S. 255 ff.

4) Archiv für Anthrop. N. F. V. S. 138 [24].

5) Seger, Die Steinzeit in Schlesien Taf. XIV [X] 11.

Wohngruben (Grube 9, aufgedeckt 1907) zwei hierher gehörige Scherben zusammen mit nordischer Keramik angetroffen worden (Abb. 67, 68).

Die Gleinitzer Fundstelle wurde 1907 durch Herrn Gustav Ullrich untersucht. Sie lag an der Nordseite des Dorfes auf dem Halfterschen Acker, umgeben von Wohngruben der römischen und slawischen Zeit, war rund, 0,90 m tief und hatte einen oberen Durchmesser von 3,70, einen unteren von 4,10 m. Bei 0,65 m Tiefe bis zur Sohle fanden sich einige gebrannte Hüttenbewurfstücke, viele nicht weiter bearbeitete Feuersteinabschläge und zahlreiche Scherben (Inv. Nr. 326—333: 07). Ein Teil davon rührte von grossen steilwandigen Töpfen her, die unterhalb des glatt abgeschnittenen Randes mit einem Kranz von aufgeklebten, 3—4 cm langen Knubben umgeben waren (Abb. 62), andere von etwa zehn feiner gearbeiteten Gefässen mit Stichreihen-Verzierung (Abb. 57, 59—61, 63, 64). Die ungefähre Form ergibt sich aus Abb. 54 und 55. Ferner fand man eine flache Tonscheibe von 4 cm Durchmesser mit zentraler Durchbohrung (Abb. 65) und eine viereckige hellbraune Tonklapper in Kissenform, verziert durch scharf eingeritzte Furchen mit mäanderartiger Musterung. Die Ecken sind zipfelig ausgezogen und z. T. mit Vertiefungen versehen, die aber nicht durchgehen. Innen eine Anzahl Klappersteinchen. Das merkwürdige, in der Steinzeit m. W. einzig dastehende Stück hat eine Länge von 8,2, eine Breite von 6,1 und eine Dicke von 4 cm (Abb. 58). Nicht in der Grube, sondern einzeln gefunden, ist ein kleines graues Flachbeil aus Felsgestein von dicknackigem Typus (Abb. 66).

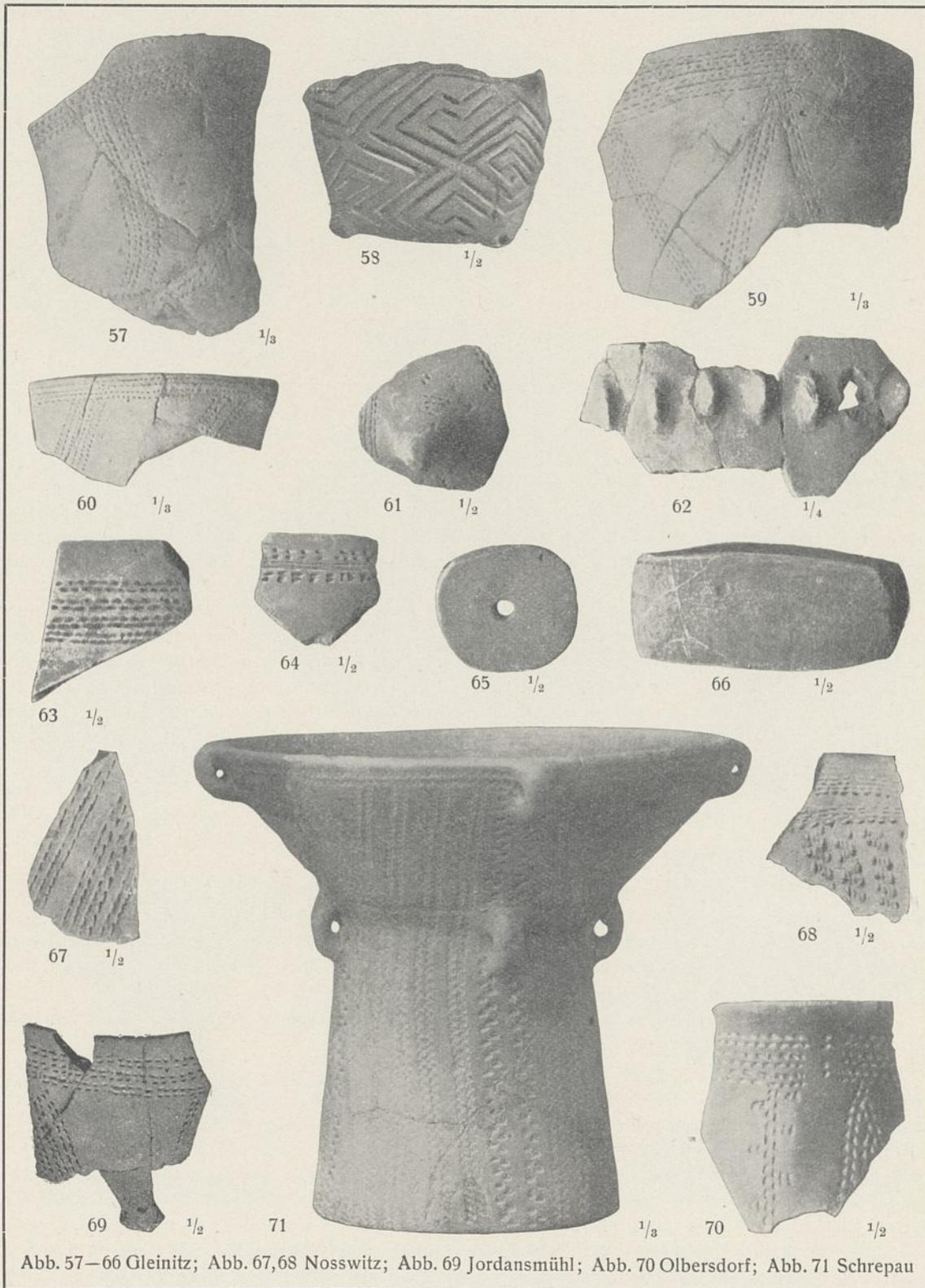
Von den Jordansmühler Vorkommnissen fallen in chronologischer Hinsicht die Gruben 64 und 68, beide aufgedeckt im August 1906, am meisten ins Gewicht. Beide hatten die übliche Glockenform, d. h. sie waren im oberen Teile nahezu zylindrisch, nach unten zu allmählich erweitert. Ihr Durchmesser betrug 1,50—2,00 m, ihre Tiefe 1,40 m. Der Boden der Grube 64 war von etwa fünfzig Kopistenen ausgefüllt. Von diesen umgeben fand sich das vollständige Skelett eines jungen Schweines, dessen Schädel zertrümmert, mit dem Unterkiefer nach oben, unter einem Steine lag, und die Hornzapfen nebst Stirnteil eines Rindes. In derselben Bodenhöhe, auf und zwischen den Steinen an der Nordseite der Grube, lagen zahlreiche Scherben. Die Mehrzahl waren vom Jordansmühler Typus, vier jedoch, von mindestens zwei Gefässen stammend, zeigten Verzierungen wie Abb. 54 und 55, und ein Randstück wies eine Reihe hakenförmiger tiefer Einschnitte mit Resten weisser Inkrustierung auf. Asche und Feuerspuren wurden nicht beobachtet; trotzdem kann es sich wohl nur um eine Herd- oder Opfergrube handeln. Grube 68 enthielt an der Westseite der Sohle eine 1,00 m lange, 0,30 m breite und 0,15 m hohe Lehmbank, auf der zwei Feldsteine lagen. In der Füllung fanden sich, ausser sieben Flintspänen, siebzehn Scherben vom Jordansmühler Typus und ein Randstück mit Stichreihenverzierung. Nahe am Westrande der Grube lag das Grab 51 (vgl. S. 7).

Die ganzen oder erst bei der Ausgrabung zerbrochenen Gefässe werden wir im allgemeinen als Grabfunde betrachten dürfen; bei einigen wird diese Vermutung durch erhalten gebliebene Skelettreste bestätigt. Solcher Funde sind bisher elf bekannt geworden, die sich auf die Kreise Ohlau (1), Breslau (5), Wohlau (1), Guhrau (1), Glogau (2) und Jauer (1) verteilen. Soweit die Nachrichten einen Schluss gestatten, liegen die Gräber einzeln oder weit verstreut und enthalten als Beigaben ein bis höchstens drei Gefässe, selten ausserdem Steingeräte.

Zu den im Archiv für Anthropologie N. F. V. S. 135 ff. erwähnten Funden aus Deutsch-Breile Kr. Ohlau, Gross Tschansch, Stabelwitz und Gnichwitz Kr. Breslau, Bschanz Kr. Wohlau und Priedemost Kr. Glogau sind neuerdings folgende hinzugetreten:

Schrepau I Kr. Glogau. An der Einmündung des Bahnhofsweges in die Dorfstrasse liess Herr Gutsbesitzer Leissner aus Nosswitz im Sommer 1907 die Baugrube für ein neues Wohnhaus ausheben. Bei 1,30 m Tiefe stiessen die Arbeiter im Sande auf ein vermodertes Skelett, das nach den erhalten gebliebenen Zähnen (Milchmolare) einem Kinde von ungefähr acht Jahren angehört hat. Dabei lagen Trümmer von drei Gefässen:

a) Hohe Fusschale, dickwandig, hellbraun, gut geglättet, bestehend aus einem nahezu zylindrischen, nach oben leicht verjüngten, 13 cm hohen hohlen Fuss und einer aufgesetzten trichterförmigen Schale mit



flachem Boden. An der Ansatzstelle und am Rande sitzen, symmetrisch verteilt, vier Paare von kleinen abgerundeten Schnurösen. Die ganze Aussenseite des Gefässes ist mit abwärts laufenden Zierstreifen bedeckt. Je zwei Doppelreihen kräftiger wechselständiger Eindrücke von rechteckigen Stempeln teilen die Fläche in der Richtung der Ösenstellungen in vier Felder. Als Füllmuster dienen Doppelstreifen von je drei Reihen schwächerer Eindrücke, die an Flechtbänder erinnern und im unteren Abschnitt parallel, im oberen keilförmig auseinander gehen und in den Zwickeln ebenso ausgeführte Winkelbänder einschliessen. Zwei solcher Streifen umsäumen den Rand. Hergestellt sind die Eindrücke offenbar mit einem Model; ob aber mit einem Rollstempel oder vielleicht mit einem grob gewebten Bande ist bei der Verwitterung der Oberfläche schwer zu sagen. H. 23, Dm. 25 cm. Abb. 71.

b) Scherben eines hellgrauen Napfes vom Typus der Abb. 73, verziert in gleicher Weise durch gerstenkorn-ähnliche Eindrücke, von denen mehrfache Reihen den Hals und den Bauch unter der Umbruchkante umziehen und andere schräg dazwischen hin- und widerlaufen. An der Bauchkante knotenförmige Auswüchse.

c) Einzelner Scherben eines rohen ziegelroten Topfes. — Die Fundstücke wurden von Herrn Leissner unserem Museum geschenkt (Inv.-Nr. 44—47: 07).

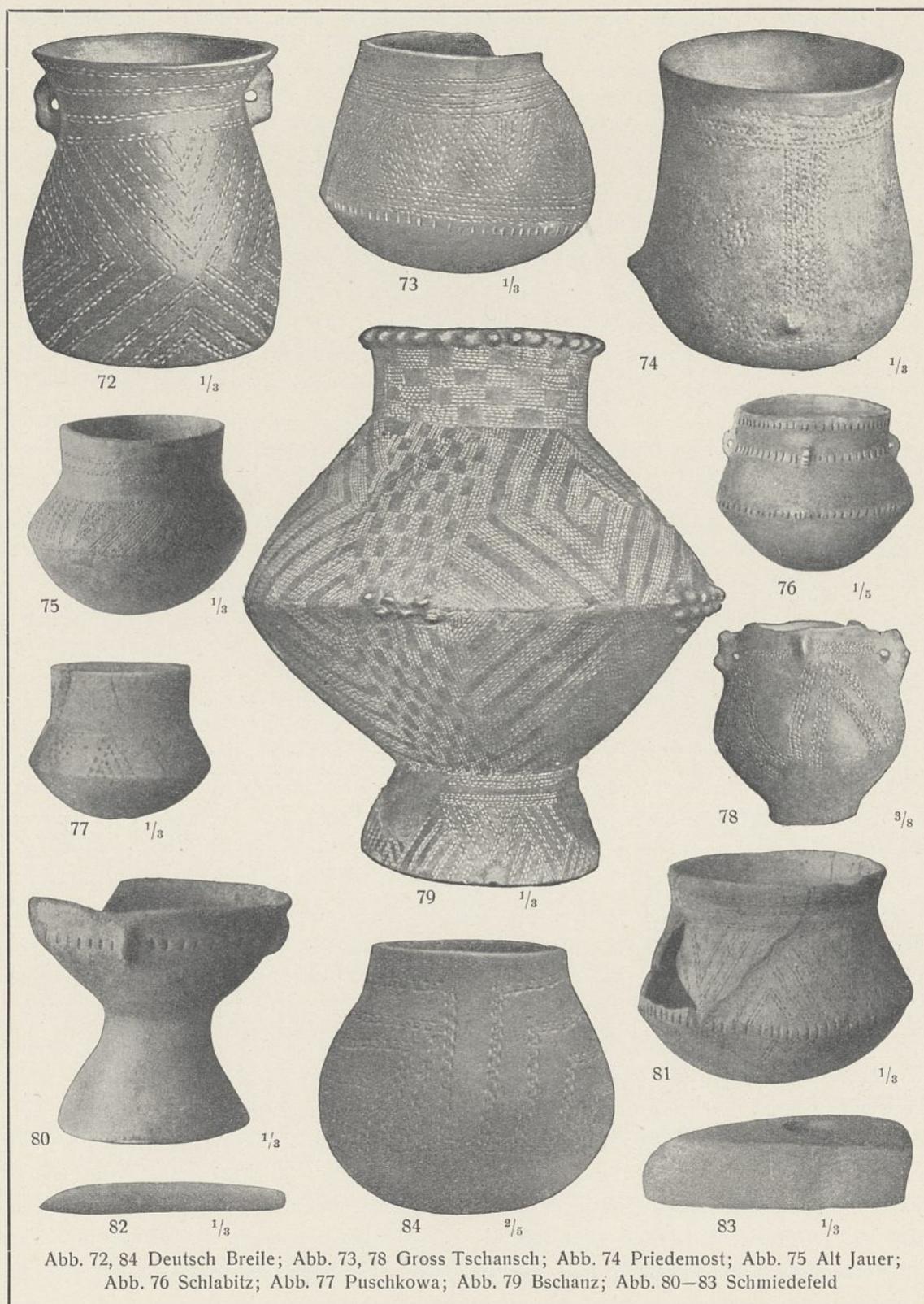
Schlabitze Kr. Guhrau. Von Herrn Amtsvorsteher Linke in Schlabitze erhielt das Museum die Reste zweier Gefässe nebst einem menschlichen Unter- und Oberkiefer, die mitten im Dorfe zwischen den Höfen 44 und 45 gefunden worden waren. (Inv.-Nr. 138—141: 14.) Es hatte dort ehemals ein Kiehhügel gelegen, der aber schon lange vorher abgetragen worden war, bis auf den Streifen unter dem Grenzzaun. Im Jahre 1899 kaufte Herr Linke die Höfe und liess nun auch den besagten Streifen abtragen. Dabei sollen viele Gräber und Tongefässe gefunden, aber bis auf diese Reste vernichtet worden sein. Die Skelettreste lassen nach Herrn Prof. Dr. Klaatsch auf eine weibliche Person von etwa dreissig Jahren schliessen.

a) Scherben eines hellbraunen Gefässes mit Stichreihen-Verzierung. Die Zusammengehörigkeit der vorhandenen Stücke und ihre Rekonstruktion zu einer pokalförmigen Fusschale ist trotz des Fehlens der Verbindungsteile sicher. Der kegelförmige hohle Fuss ist mit dreieckförmig angeordneten Schrägstreifen gemustert, auf der halbkugeligen Schale greifen die Spitzen von zwei Reihen derartiger Dreiecke in die beiderseitigen Lücken über, so dass in der Mitte ein glatter Zickzackstreifen stehen bleibt. In technischer Beziehung ähnelt die Verzierung einigermaßen derjenigen auf dem Schrepauer Pokale. Jeder Streifen besteht aus drei Reihen länglicher, ziemlich unregelmässiger Eindrücke. Die rechte Reihe enthält grössere und tiefere Eindrücke als die linke, und diese wieder grössere als die mittlere. Da dieses Verhältnis ständig ist, so scheint zur Herstellung der Streifen eine bandförmige Patrizie oder wahrscheinlicher ein Rollstempel benutzt zu sein. Am Rande der Schale quergekerbte lappenartige Auswüchse. H. über 25, Dm. etwa 22 cm. Abb. 56.

b) Dickwandiger Topf, schmutziggelblich. Der ausgebauchte Körper mit Umbruchkante, der Hals zylindrisch. In der Kehlung vier ungleich verteilte Schnurösen. Drei Reihen von zentimeterlangen, leicht gekrümmten Einschnitten umsäumen die Bauchkante und Anfang und Ende des Halses. Zur Herstellung der Einschnitte hat ein entsprechend zugestutztes Werkzeug, nicht etwa der Fingernagel gedient. Die Oberfläche des Randes ist durch flache Eindrücke gewellt. H. 13,5, Dm. 12,5 cm. Abb. 76.

c) Unterteil eines ähnlichen, aber kleineren Gefässes. Die Eindrücke an der Bauchkante sind hier mit einem dreizinkigen Instrumente hergestellt. Grösste Weite 12 cm.

Schmiedefeld Kr. Breslau. Bei Schachtungsarbeiten nordwestlich des Dorfes, zwischen dem Friedhof und Bahnhof Schmiedefeld, wurden im August 1914 mehrfach vorgeschichtliche Funde aus verschiedenen Zeiten gemacht und, soweit sie erhalten blieben, dem Museum abgeliefert. (Inv.-Nr. 361—372: 14.) Darunter waren auch einige steinzeitliche Gegenstände, nämlich zwei verzierte Tongefässe, eine Steinaxt und ein Steinmeissel. Das pokalförmige Gefäss und die beiden Steingeräte sind nach zuverlässiger Angabe des aufsichtführenden Beamten dicht beisammen gefunden worden. Von dem nur in Scherben erhaltenen zweiten Gefäss konnte dies nicht mit gleicher Sicherheit behauptet werden. Doch machen seine völlig gleichartige Färbung und Verwitterungsart und die Beschaffenheit des anhaftenden Erdbodens es in hohem Grade wahrscheinlich, dass es der unmittelbaren Nachbarschaft und wohl auch demselben Grabe entstammt.



a) Fusschale, dickwandig, hellgrau, ziemlich stark verwittert und an den Rändern beschädigt. Die halbkugelige Schale sitzt auf einem kegelförmigen, hohlen Fusse. Unterhalb des Randes ist sie mit einer Reihe senkrechter Fingernagel-Eindrücke verziert, unterbrochen durch vier kräftige Knubben. H. 11,5, Dm. 13 cm. Abb. 80.

b) Birnförmige Vase von demselben hellgrauen, ins Rötliche spielenden Ton und derselben Art der Verwitterung wie die vorige, aus Scherben zusammengesetzt und nicht vollständig. Der stumpfkantig gebrochene Körper geht in leichter Schweifung in den zylindrischen Hals über. Die Bauchkante ist gekerbt, die Fläche durch Doppelreihen gerstenkornförmiger Eindrücke verziert. Auf der Oberseite bilden wechselnde Lagen von Schräglinien ein Dreiecksmuster, die Unterseite wird durch Gruppen von je drei Paaren von Schräglinien belebt, den Hals umgeben drei wagerechte Doppellinien. H. 11, Dm. 11,2 cm. Abb. 81.

c) Hellgraue Steinaxt aus Schiefer von fast quadratischem Querschnitt, fein geschliffen. Der Nacken unbearbeitet, aber ziemlich eben, die Schneide neu geschärft und dadurch nach oben zu verkürzt, das Schaftloch nach oben zu stark erweitert. L. 13, Br. 4,3, H. 4 cm. Abb. 83.

d) Quermeissel aus demselben Gestein, die Oberseite gewölbt, die Unterseite flach, der Nacken unbearbeitet und etwas schief, die Schneide leicht gebogen, zugleich auch in der Höhenrichtung gekrümmt und sehr scharf. L. 12,4, Br. 3,15, Dicke 1,6 cm. Abb. 82.

Alt-Jauer Kr. Jauer. Aus einer durch zahlreiche Funde jüngeren Alters bekannten Sandgrube stammt auch ein neolithisches Tongefäss, das Herr Zahnarzt Elsner in Breslau dem Museum schenkte. (Inv. Nr. 385: 09.) Vase, hellbraun, mit stumpfkantig umbrochenem Bauche und hohem zylindrischem Halse. Das Muster setzt sich aus Doppelreihen kurzer ovaler Einstiche zusammen, die wahrscheinlich mit einem zweizinkigen Werkzeuge hergestellt sind. Über den Schulterteil ziehen sich, von Horizontalbändern eingefasst, wechselnde Lagen von Schräglinien, um die Halsmitte zwei wagerechte Doppelreihen. H. 9,5, Dm. 9 cm. Abb. 75.

Puschkowa Kr. Breslau. Die Sammlung des Sanitätsrats Dr. Postler in Rankau, die durch letztwillige Verfügung des Besitzers dem Museum zugefallen ist, enthielt ein nur zur Hälfte erhaltenes kleines Oefäss von hellbrauner Färbung mit der Bezeichnung „Puschkowa 1904“ (Inv. No. 62: 13). Das Gefäss zeigt denselben Typus wie die von Alt Jauer und Stabelwitz, und stimmt mit ihnen auch in der Verzierungsweise überein. Den oberen Teil des stumpfkantig gebrochenen Bauches bedeckt ein aus seichten Einstichen gebildetes Muster von dreieckförmigen Feldern. Der zylindrische Hals ist unverziert. Der Boden ist sanft gewölbt und besitzt keine eigentliche Standfläche. H. 8 cm. Abb. 77.

In ihrer Zusammensetzung gleicht die Tonware der feineren Art der spiralverzierten. Sie ist frei von gröberen Beimischungen, an der Oberfläche gut geglättet, und hellgrau, lederbraun oder rötlich gelb gefärbt. Nicht selten ist, wenn auch nur noch in Resten, innen und aussen ein glänzend schwarzer Überzug zu bemerken. Soweit die Gestalt der Gefässe erkennbar ist, lassen sie sich auf wenige Grundformen zurückführen. Die grosse Mehrzahl rührt von ungegliederten Töpfen her, die, aus der Kugelform hervorgegangen (Abb. 84), durch Emporziehen der Wandung die Gestalt steilwandiger Becher angenommen haben (Abb. 54, 55, 74). Der Hals ist immer etwas eingezogen, der leicht erweiterte Rand läuft in eine dünne Kante aus, der Boden ist meist gewölbt oder nur mit einer schmalen Standfläche versehen; ausnahmsweise nimmt diese bei dem Gefäss Abb. 72 die ganze Körperbreite ein. Eine zweite Hauptform setzt sich aus zwei Kegelabschnitten zusammen, sodass ein Gefäss mit kantigem Umbruch entsteht (Abb. 73). Auf den oberen Teil wird gewöhnlich ein zylindrischer Hals aufgesetzt (Abb. 75–77, 81). Ein dritter Typus ist der Pokal mit mehr oder weniger hohem, kegelförmigem, hohlem Stand und halbkugeligem oder trichterförmigem Becken (Abb. 56, 71, 80). Ferner kommen Übergänge und Verbindungen dieser drei Hauptformen vor. So geht die kleine Vase Abb. 78 aus der ge-

wölbten in die kantige Form über und hat die sonst dem zweiten Typus entsprechende Vase Abb. 79 als Untersatz den hohlen Standfuss der Pokale erhalten. Grössere Henkel fehlen gänzlich. Zum Tragen der Gefässe dienen kleine Schnurösen, die paarweise (Abb. 72) oder öfter zu vierten (Abb. 76, 78, 80), auch in zwei Reihen übereinander zu achten (Abb. 71) am Halse der Gefässe angebracht werden und rund, eckig oder knorpelig gebildet sind. Handhaben in Horn- und Warzenform spielen nicht die Rolle, wie bei der vorigen Gruppe, treten aber immerhin ziemlich häufig auf (Abb. 61, 74). Ein neuer Zug, der sich jedoch in der donauländischen Spiral-Mäanderkeramik wiederfindet<sup>1)</sup>, ist die Anbringung von Reihen angeklebter Rippen oder Buckel zur Verstärkung der Wände und Kanten (Abb. 62, 79). Wie hier der praktische Zweck gleichzeitig zu einem Ziermotiv geführt hat, so gilt dies auch von den Reihen senkrechter Kerben, womit namentlich die Bauchkanten, dann aber auch die Halspartie, die Henkel und vorspringende Teile des Randes gedichtet sind (Abb. 73, 76, 80, 81).

Die eigentlichen Verzierungen bestehen, wie gesagt, beinahe ausnahmslos aus Stichreihen, die man am ehesten mit der einfachsten Art der Plattstich-Stickerei vergleichen kann. Die Reihung geschieht in der Weise, dass die Enden der einzelnen Stiche zusammentreffen oder nur durch kleine Zwischenräume getrennt werden. Die Stiche sind nicht, wie beim Jordansmühler Typus, seitlich, sondern genau senkrecht zur Fläche eingedrückt und manchmal so seicht, dass sie unter der Verwitterung der Oberfläche fast verschwinden. Sie haben am häufigsten spitz-ovale oder Gerstenkornform; doch gibt es auch Punkte, Dreiecke, Rechtecke, halbmond- und pfeilspitzenförmige Figuren, je nachdem die Spitzen der verwendeten Stempel gestaltet waren. Es brauchten dies nicht immer eigens hierfür angefertigte Werkzeuge zu sein. Z. B. haben Versuche gezeigt, dass sich die länglichen Eindrücke sehr gut mit der rund geschliffenen Ecke eines dünnen Tonscherbens herstellen lassen. Andererseits scheinen die geringe Tiefe und die schnurgrade Richtung der Stichreihen in manchen Fällen für die Benutzung mechanischer Hilfsmittel, etwa hölzerner Zahnrädchen oder Rollstempel, zu sprechen; die, in eine Gabel eingespannt, leicht über die Fläche dahinglitten und eine viel grössere Sicherheit der Linienführung verbürgten, als der einfache Griffel.<sup>2)</sup> Bestimmt behaupten kann man die Anwendung solcher Hilfsmittel in denjenigen Fällen, wo mehrfache Parallelreihen verschieden geformter Eindrücke stets in der gleichen Anordnung wiederkehren (Abb. 56, 71, 84).

Was mit diesen Mitteln erreicht worden ist, übertrifft an Kunstwert weit die Töpfereien der früher besprochenen Gruppen. Ein Gefäss, wie die Vase von Bschanz (Abb. 79), sucht in Bezug auf reiche und geschmackvolle Musterung überhaupt in der gesamten steinzeitlichen Keramik seines gleichen. Durch geschickte Verteilung der einfachen Muster hat es der Künstler verstanden, Rhythmus und Bewegung in den Gefässkörper zu bringen. Den Fuss umziehen, gleichsam als Stützen, wechselnde Lagen von Schrägstreifen; wage-

<sup>1)</sup> Pravěk 1911 Taf. IV 6; Butmir I (1893) Taf. VIII 12, IX 15, 16 und S. 24.

<sup>2)</sup> Vgl. Kopfleisch a. a. O. S. 103; Koehl, Festschrift S. 16.

rechte Reihen grenzen ihn nach oben hin ab. Die breite Fläche des Rumpfes ist, ausser durch die Bauchkante, durch zwei breite Schachbrettstreifen in senkrechter Richtung geteilt, und in die so gebildeten Felder ist mit sicherer Hand ein aus Winkel- und Mäanderbändern zusammengesetztes Füllmuster hineingesetzt. Den Hals bedeckt wieder ein Schachbrettmuster. Die Anlehnung an textile Vorbilder ist unverkennbar. Ein ähnliches Muster weist die Flasche Abb. 72 auf, nur dass bei ihr die senkrechte Höhentheilung durch je drei Stichreihenpaare bewirkt wird. Der gleichen Flächengliederung durch abwärtslaufende Bänder begegnen wir ferner bei dem grossen Prunkpokale Abb. 71 und dem Becher Abb. 74, der mäanderartigen Zusammenstellung rechtwinklig gebrochener Linien bei dem Napfe Abb. 84 und der kissenförmigen Klapper Abb. 58, deren Verzierung ausnahmsweise aus tief eingeschnittenen Linien besteht. Sonst überwiegen die zwischen Horizontalreihen oder den blossen Rändern ausgespannten Winkelbänder und schraffierten Dreiecke (Abb. 54—56, 73, 75, 77, 78, 81). Im ganzen steht die Verzierung auf dem Boden des flächen-einteilenden oder Rahmenstils, wenngleich nebenher das einer anderen Kunst-richtung entsprossene Streben nach Ausfüllung breiter Flächen offenkundig zutage tritt.

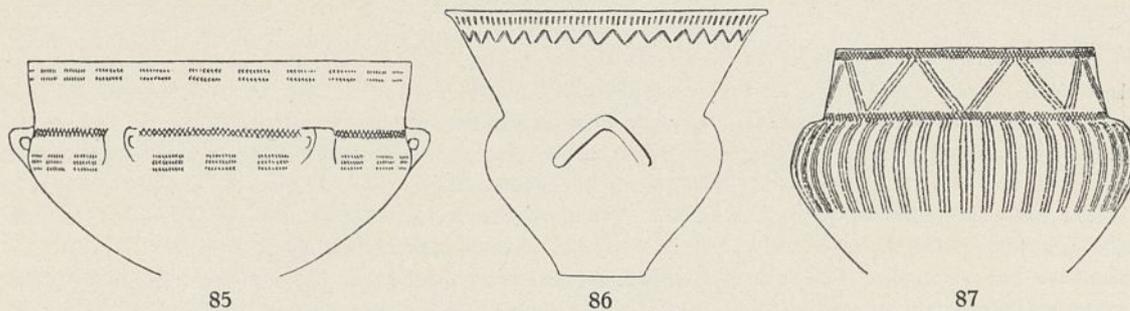
Vergleicht man diese Tonware mit den beiden vorher besprochenen Gruppen, so findet man bei aller Verschiedenheit viele Übereinstimmungen: unter den Gefässformen die Fusschale und die kantig umbrochene Vase des Jordansmühler Typus (vgl. Abb. 3) und den bauchigen Kumpf der spiralverzierten Keramik, unter den Verzierungen die Mäander- und Dreieckmuster, denen wir in beiden Gruppen so oft begegnen. Auch die Stichreihen sind ja an sich nichts neues, sondern uns sowohl von der Jordansmühler (S. 3/4), wie von der Spiral-Mäander-Keramik (S. 16/17) vertraut. Nach diesen Ähnlichkeiten wird man geneigt sein, die wenig gegliederten, kugeligen und Birnformen mit ihren Zickzackbändern von den entsprechenden Gefässen der Spiral-Mäander-Keramik abzuleiten, die mit Hals und Fuss versehenen dagegen auf Einflüsse des Jordansmühler Typus zurückzuführen. Eine gute Stütze für diese Auffassung liefern die Verhältnisse in den Nachbarländern. Die böhmisch-mährische Stichreihen-Keramik besitzt nur Formen der erstgenannten Art. Sie wird denn auch von den österreichischen Prähistorikern einstimmig als eine jüngere Entwicklungsstufe der spiralverzierten angesehen<sup>1)</sup>. Dafür finden sich die gegliederten Formen wieder in Posen<sup>2)</sup> und Brandenburg<sup>3)</sup>. Es scheint also, dass sie erst in Schlesien entstanden sind und sich von hier weiter nordwärts verbreitet haben.

Damit würde zugleich ein Hinweis auf die chronologische Entwicklung gegeben sein. Auf diese, wie überhaupt auf die Stellung, welche die Strichreihen-Keramik innerhalb des Systems der neolithischen Stilarten Schlesiens und seiner Nachbargebiete einnimmt, kommen wir im Schlusskapitel zurück.

<sup>1)</sup> Jira a. a. O. S. 231 ff. und 251. — Šimek, Grundzüge der Vorgeschichte Böhmens, Wiener prähistorische Zeitschrift I S. 31 ff. — Palliardi a. a. O. S. 254 und 260. — Derselbe, Die relative Chronologie der jüngeren Steinzeit in Mähren, Wiener prähistorische Zeitschrift I S. 257.

<sup>2)</sup> Zeitschrift für Ethnologie 1905 S. 904 Fig. 8.

<sup>3)</sup> Brunner, Die steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg S. 7 Fig. 11.

Abb. 85, 87 Nosswitz, 86 Jordansmühl.  $\frac{1}{4}$ 

#### IV. DIE KERAMIK VON NORDISCHEM TYPUS (TIEFSTICH- ODER MEGALITHKERAMIK)

Nordwestdeutschland bildet mit Dänemark und dem südlichen Skandinavien während der jüngeren Steinzeit eine eigene Kulturprovinz, deren hervorstechendste Merkmale die megalithischen Bauten, d. s. aus grossen unbehauenen Steinen errichtete Grabkammern, darstellen. Die in diesen Gräbern auftretenden Tongefässe zeichnen sich durch eine besondere Formgebung und durch tief eingestochene, mit weisser Farbe ausgefüllte Ziermuster aus. Demgemäss spricht man von nordischer oder nordwestdeutscher Tiefstich- oder von Megalithkeramik und wendet diese Ausdrücke auch auf die gleichartigen Erscheinungen anderer Gegenden an, in denen die grossen Steingräber selbst unbekannt sind. In Schlesien z. B. haben wir keine megalithischen Denkmäler. Es fehlt dafür die natürliche Vorbedingung, der Reichtum des flachen Landes an lose umherliegenden Felsblöcken. Wohl aber gibt es hier eine Gruppe steinzeitlicher Tongefässe von einer der echten Megalithkeramik augenscheinlich verwandten und mit ihr durch Zwischenglieder verbundenen Gattung.

Die Grundlage für das Studium dieser Gruppe liefern die schon früher (S. 11 ff.) erwähnten Ausgrabungen von Nosswitz Kr. Glogau. Was dort von Bandkeramik gefunden ist, verschwindet gegenüber der ungeheuren Masse von Scherben, welche die späteren Ansiedler hinterlassen haben. Von einer Gesamtzahl von rund 10 000 Stück auf der umgegrabenen Fläche kamen höchstens 1000 auf die ältere Gruppe. Ähnlich ist das Verhältnis, wenn man die Abfallgruben miteinander vergleicht. Nur sehr wenige erwiesen sich durch ihren Inhalt als rein bandkeramisch; die meisten hatten entweder eine gemischte oder eine megalithkeramische Füllung. Ferner haben Versuchsgrabungen es wahrscheinlich gemacht, dass die megalithkeramische Siedlung viel weiter reicht, als die bandkeramische. Alle diese Umstände stimmen zu der Annahme, dass die Träger der megalithkeramischen Kultur sich als neue Einwanderer an die Stelle einer schwachen Urbevölkerung gesetzt haben. Überschneidung bandkeramischer Gruben durch megalithkeramische ist häufig, das Gegenteil niemals beobachtet worden.

Ein Beispiel für die Schichtenfolge der beiden Kulturen bietet die Seite 13 abgebildete Grube a aus Fläche V, darstellend ein bandkeramisches Viereckhaus, in welches zwei megalithkeramische runde Abfallgruben eingeschnitten sind. In derselben Fläche fanden sich noch zwei andere bandkeramische Hüttenplätze t und u, die gleichfalls durch megalithkeramische Gruben teilweise zerstört waren. Ebenso in Fläche VIIIa das grosse Viereckhaus b durch die megalithkeramischen Gruben h und i. In Fläche IV fand sich eine unregelmässig viereckige Grube b von 3 : 2,50 m Seitenlänge mit ebener Grundfläche und senkrechten, 0,15 m in den gewachsenen Boden hineinreichenden Wänden. Sie enthielt 170 megalithkeramische Scherben, einen Spinnwirtel und 90 Knochen. Unter ihrem Niveau lag an der Ostecke ein kreisrunder Keller von 1,05 m Durchmesser, der 0,70 m tief in den gewachsenen Boden eingeschnitten war und ausschliesslich bandkeramische Scherben barg. Selbstverständlich müssen in allen diesen Fällen die bandkeramischen Anlagen älter sein, als die megalithkeramischen. — Beachtung verdient auch, dass die bandkeramischen Scherben ungleich stärker verwittert sind und meist ganz glatt geschliffene Bruchflächen haben. Ob diese Erscheinung mit dem höheren Alter oder vielleicht mit einer weicheren Beschaffenheit des Rohmaterials zusammenhängt, wird allerdings schwer zu entscheiden sein.

Die neuen Siedler haben lange an derselben Stelle gehaust. Ihre Wohngruben greifen häufig ineinander über, es müssen also wiederholte Umbauten stattgefunden haben. Das Durcheinander der verschiedenen Bebauungsspuren und die überhaupt sehr dichte Bebauung erschweren natürlich die Übersicht und haben bisher die Erzielung klarer Hausgrundrisse vereitelt. Doch fehlt es nicht ganz an Anhaltspunkten. Mehrfach wurden in sicher megalithkeramischen Gruben grosse Stücke rot gebrannten Lehmies vom Bewurf der Hüttenwände angetroffen. In einem Falle, Fläche VIIIa Grube a, war ein zylindrischer Keller von 1,45 m Durchmesser und 0,70 m Tiefe über einer starken Holzkohlenschicht bis zum Rande mit Asche und Lehmbrocken angefüllt, die auch in der Umgebung des Kellers zahlreich umherlagen. Hier war offenbar infolge einer Feuersbrunst der ganze Oberbau der Hütte in die Grube hineingestürzt. Die Lehmstücke zeigen Abdrücke von Spaltholz und 2—3 cm dicken Zweigen (Abb. 90). Die Aussenseite war gebnet und mit Ruten abgekehrt. Ihre vollkommene Geradflächigkeit spricht für einen Viereckbau. Sodann haben sich in der Nähe megalithkeramischer Abfallgruben Reihen von Pfostenlöchern gezeigt, die, im Gegensatz zu den als bandkeramisch erkannten, nicht aus einer einheitlich gefärbten Fläche pfeilerartig hervorsprangen, sondern als graue runde Flecke von 0,40 m Durchmesser und 0,40 m Tiefe frei im gelben Lehme lagen. Angeordnet waren sie in Form etwas verschobener Rechtecke von 4 : 5 m Seitenlänge. In Fläche VII fand sich innerhalb einer solchen Pfostenstellung in der Mitte des rückwärtigen Raumes eine Feuerstelle mit Lehm-packung — leider ohne zeitlich bestimmbare Scherben, so dass ihre Zugehörigkeit zu einem Hause der megalithkeramischen Siedelung nur vermutet werden kann (Abb. 87). Eine starke Stütze erhält diese Vermutung durch eine von Kieckebusch kürzlich

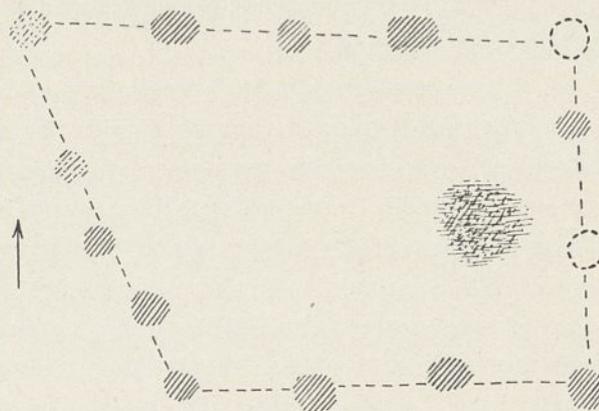
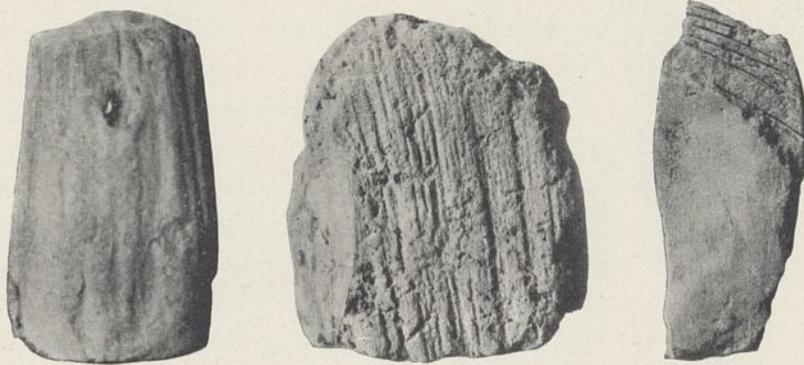


Abb. 88. Grundriss eines Pfostenhauses aus Nosswitz. 1 : 75

gemachte Entdeckung in der Mark Brandenburg. Seine Untersuchung der steinzeitlichen Ansiedlung bei Trebus in der Nähe von Fürstenwalde ergab nämlich, dass der viereckige Pfostenbau auch im Gebiete der nordischen Tiefstichkeramik üblich war.

Es wurde dort unter anderem der aus fünfzehn Pfostenlöchern ersichtliche Grundriss eines unregelmässig viereckigen Hauses von 5–7 m Seitenlänge aufgedeckt. Der Herd lag innerhalb des Hauses mehr nach der einen Ecke zu. Er war in diesem Falle eine mit Kohlenresten angefüllte Grube. Andere Herdstellen auf derselben Siedelung bestanden aus Stein- und Lehm packungen. Auf einem Herde, in der Füllung und in der Umgebung einzelner Gruben fanden sich grosse Mengen von Binkelweizen (*Triticum compactum*), in einer Abfallgrube Knochen von einem kurzhornigen Rinde. Die Keramik war vollkommen einheitlich und wies alle Arten des Tiefstichs auf. Viele der charakteristisch verzierten Gefässreste wurden nicht nur in der Kulturschicht zerstreut, sondern auch in Gruben, Pfostenlöchern, Herdstellen angetroffen, ein Beweis dafür, dass alle diese Fundstellen auch wirklich zur Siedelung gehören<sup>1)</sup>.



89  $\frac{1}{3}$  90  $\frac{1}{2}$  91  $\frac{1}{2}$   
89 Tonpyramide; 90 Lehmewurfstück mit Holzabdrücken von einer Hüttenwand; 91 Scherben vom Boden eines Tongefässes. Nosswitz

Die Gruben zerfallen nach ihrer Bodenfärbung in zwei Gruppen: dunklere mit viel Holzkohle, Scherben und Knochen, und hellere mit spärlichem Inhalt. Jene werden im allgemeinen als Abfallgruben, diese als Keller anzusehen sein. Die gewöhnliche Form ist die runde mit unterschrittenen, seltener geraden Wänden, 1,50–2,00 m Durchmesser und 1,00–1,80 m Tiefe. Daneben kommen ovale und eckige Gruben vor. Die Bestimmung als Vorratsraum ist besonders deutlich, wo annähernd vollständige, meist sehr grosse Gefässe und Niederlagen von Nahrungsmitteln oder Rohstoffen zur Werkzeug-Fabrikation gefunden werden. So lagen auf dem Boden der Grube a in Fläche I die Scherben eines grossen bauchigen Vorratsgefässes, zwei längliche Steine, die vielleicht zu Beilen verarbeitet werden sollten, und zwei ineinandergedruckte starke Rehbockstangen. In Fläche V fanden sich auf der Sohle der Grube i, dicht am Rande, die 55 cm lange Geweihstange eines starken Hirsches und die durchbohrte Hacke Abb. 92, in Fläche IV Grube r der 30 cm hohe Topf Abb. 135, in Fläche VIII Grube g am Ostrande einer kreisrunden Mulde, eng zusammengepackt neben den Trümmern eines grossen Gefässes, ein Kalbskopf und Rücken- und Beinknochen eines Schafes oder einer Ziege. Herdstellen werden durch geglühte Steine oder rot gebrannte Lehmschichten, Anhäufungen von Asche und Kohle und Nahrungsreste bezeichnet.

<sup>1)</sup> A. Kieckbusch, Die Steinzeitsiedlung bei Trebus im Kreise Lebus, Prähist. Zeitschr. V S. 340–362; derselbe, Eine Steinzeitsiedlung mit Tiefstichkeramik, Korrespondenzblatt der Deutschen anthrop. Ges., 1913 S. 89.

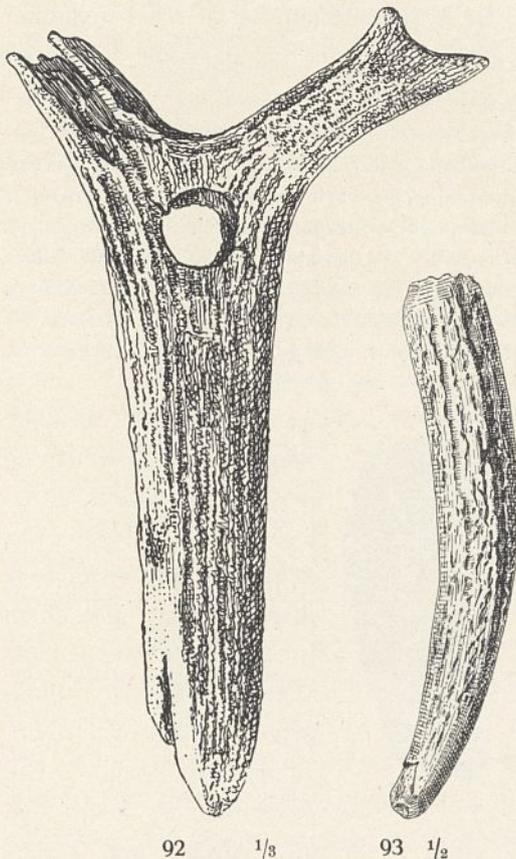


Abb. 92 Hirschgeweihhacke aus Nosswitz;  
93 Druckstock zum Abspalten von Feuerstein-  
spänen aus Hirschgeweih. Jordansmühl

Die Fleischnahrung muss eine grosse Rolle gespielt haben, eine grössere, als etwa bei unserer heutigen Landbevölkerung. Knochen von Haustieren und Wild, vornehmlich jüngeren Individuen, werden in Massen gefunden, und zwar von allen Körperteilen, auch solchen, die nicht verzehrt zu werden pflegen. Die Tiere sind demnach an Ort und Stelle geschlachtet oder zerlegt worden. Angesengte und verbrannte Knochen sind häufig. Die Röhrenknochen sind regelmässig des Markes wegen aufgeschlagen. Rind und Schwein scheinen am stärksten vertreten zu sein. Eine beliebte Zukost waren Flussmuscheln. Auch Fischschuppen finden sich öfters. Von Pflanzkost und Ackerbau zeugen die Abdrücke von Getreidekörnern im Ton der Gefässe, die muldenförmig ausgehöhlten Handmühlen und rundlichen Reibesteine. Auch die grosse Hirschgeweihhacke Abb. 92 kann wohl nur landwirtschaftlichen Zwecken gedient haben.

In ausgiebiger Weise wurden die Knochen der verzehrten Tiere zu allerlei Werkzeugen und Geräten verarbeitet. Aus dem Ellenbein des Rindes oder Hirsches fertigte man Dolche mit breitem Griffen und kräftiger Spitze (Abb. 94), aus dicken Röhrenknochen Griffzwingen (Abb. 95), Meissel (Abb. 96, 97) und Hohlmeissel (Abb. 98), aus den gespaltenen Beinknochen kleinerer Tiere oder Knochensplittern Pflriemen und Ahlen (Abb. 101—105). Eine dünn geschabte, spitzovale, in der Längsrichtung leicht gebogene Knochenplatte, deren Griffteil abgebrochen ist (Abb. 106), stellt vielleicht einen Löffel zur Aufnahme breiförmiger Speisen oder eine Spatel vor. Eine dickere Knochenscheibe mit zwei schrägen Bohrlöchern und einem schmalen Zwischensteg als Öse (Abb. 99) kann als Knopf bezeichnet werden. Die beiden kleinen unregelmässigen Öffnungen an der Oberseite dürften, da sie an sich entbehrlich waren, zufälligen Ursprungs oder nachträglich hinzugefügt sein. Das Stück würde dann dem Typus der Knöpfe mit „V-Bohrung“ zuzuzählen sein, der u. a. für das baltische Gebiet der jüngeren Steinzeit charakteristisch ist. (Vgl. Olshausen, Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1890 S. 287 ff.) Von Schmucksachen fanden sich nur ein an der Wurzel durchbohrter Wolfs- oder Hundezahn (Abb. 100) und Bruchstücke von wahrscheinlich als Armringe benutzten Eberhauern. Ein kleiner Spiraling aus Kupferdraht (Abb. 107) ist ohne nähere Angabe des Fundorts eingeliefert worden.

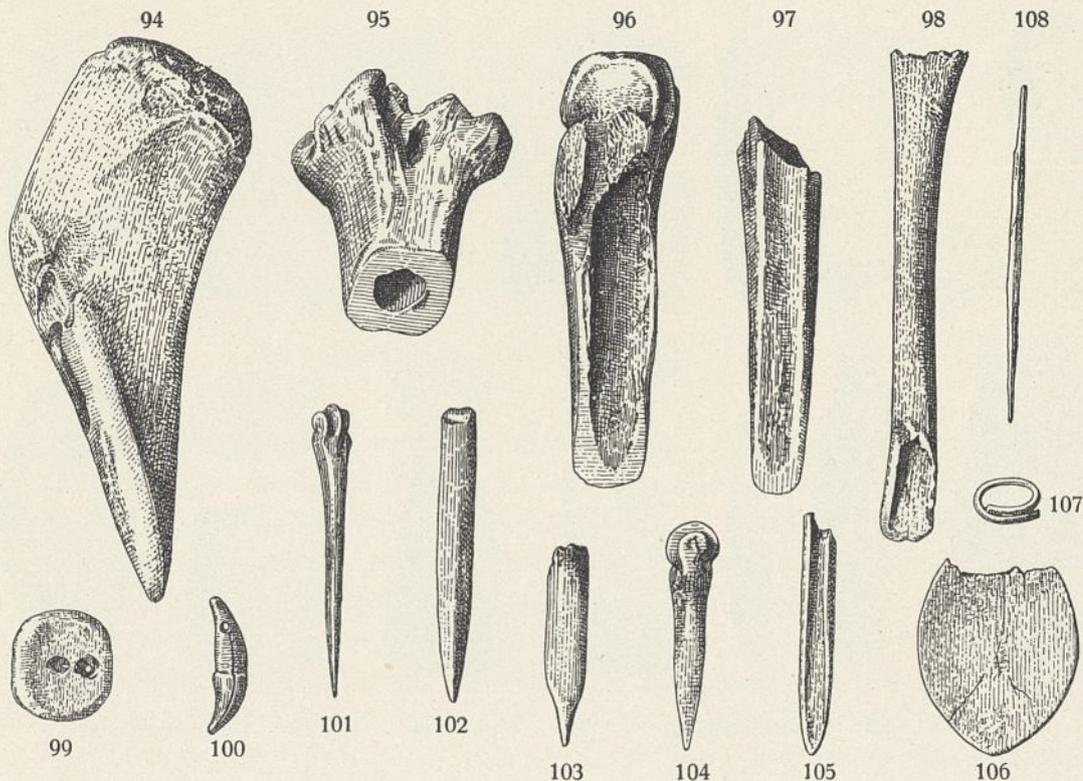


Abb. 94 Dolch; 95 Griff; 96—98 Meissel; 99 durchbohrte Scheibe; 100 durchbohrter Wolfszahn; 101—105 Pfriemen und Ahlen; 106 Löffel? — alles aus Knochen. 107 Ring und 108 vierkantiger Pfriem aus Kupfer. Nosswitz  $\frac{1}{2}$

Dass das Kupfer den Bewohnern nicht gänzlich fremd war, beweist ein in Grube d der Fläche V gefundener vierkantiger Pfriem (Abb. 108) und hat bei dem chronologischen Verhältnis dieser Kultur zur Jordansmühler nichts befremdliches (vgl. Seite 6). Auch in der mährischen Fundstation am Starý Zámek wurde zusammen mit einer der Nosswitzer entsprechenden Keramik ein vierkantiger Pfriem, ein kleiner spiralförmig gewundener Drahting und die Hälfte eines grösseren Ringes aus Kupfer zutage gefördert<sup>1)</sup>.

Der Nosswitzer und der Jordansmühler Kultur gemeinsame Geräte sind auch die abgeschnittenen Hirschgeweihsprossen mit stumpf gemachter, vom Gebrauch mehr oder weniger abgenutzter Spitze (Abb. 93). Sie gelten als Druckstöcke zum Abspalten der Flintspäne vom Feuersteinblock. Solcher Späne wurden in den Gruben eine ziemliche Anzahl gesammelt, mehr noch Abfälle und zerbrochene Stücke. Eine weitere Bearbeitung zu Sägen, Kratzern, Sticheln u. dgl. kommt seltener vor (Abb. 112—115). Bei den Sägen verrät der lackartige Glanz der gezähnten Kante, dass sie im Gebrauch gewesen sind. Die einzige bisher gefundene Pfeilspitze ist aus einem dicken Späne länglich dreieckig zugehauen, mit einem runden Ausschnitt und zwei kurzen Widerhaken versehen (Abb. 110).

<sup>1)</sup> J. Paliardi, Wiener prähist. Zeitschr. I 268. Vgl. auch S. 264/65.

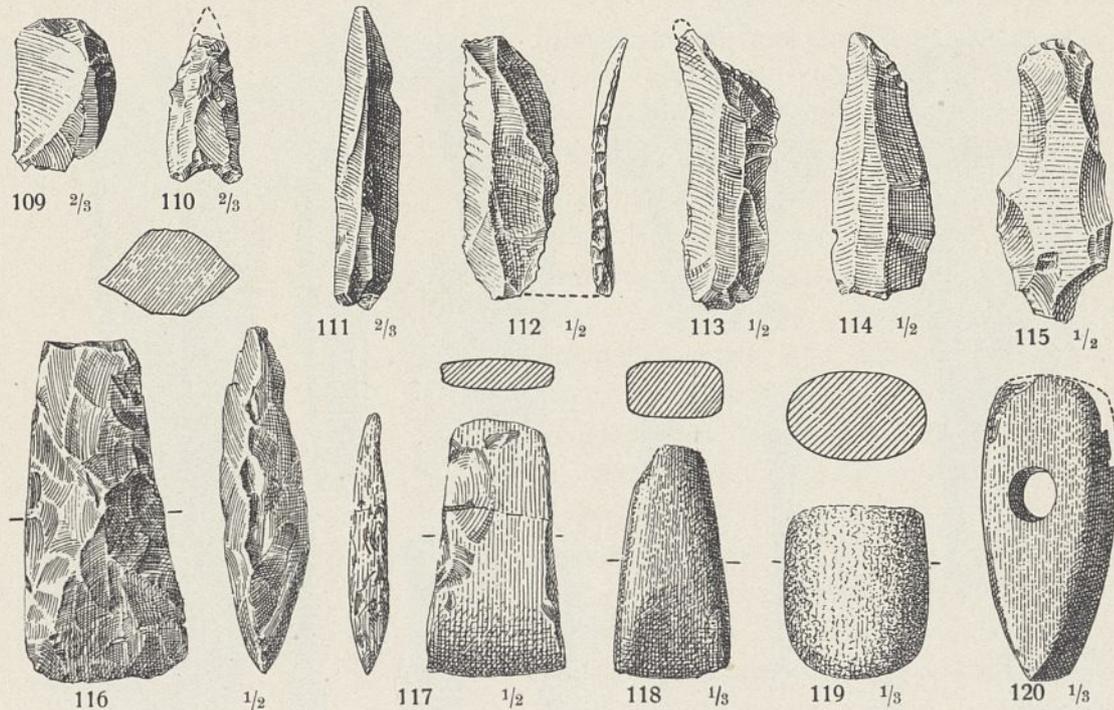


Abb. 109—116 Feuersteingeräte, 118—120 Äxte aus Felsgestein. Nosswitz

Von grösseren Steinwerkzeugen sind zumeist nur unkenntliche Trümmer erhalten. Die ganz gebliebenen Beile haben kein einheitliches Gepräge. Ein ungeschliffenes Feuersteinbeil mit stark gewölbten Breitseiten, die in eine scharfe Umlaufkante zusammenstossen (Abb. 116), könnte man versucht sein, wegen dieser Eigenschaften für früh-neolithisch zu halten, wenn nicht die gerade Schneide dagegen spräche. Die geschliffenen Beile aus Flint (Abb. 117) und aus Grünstein (Abb. 118) sind nach der skandinavischen Einteilung als dicknackig zu bezeichnen. Einen älteren Typus vertritt das Bruchstück Abb. 119 mit eirundem Querschnitt und bogenförmiger Schneide. Mit Schaftloch versehen ist eine kleine Arbeitsaxt mit parallelen Breitseiten und abgerundetem Bahnende (Abb. 120). Mehrere Bruchstücke rühren von schön polierten durchlocherten Serpentinäxten her.

Zu den häufigsten Fundstücken zählen die tönernen Spinnwirtel und Spulen. Von ersteren wurden gegen 30 Stück aufgelesen. Diese auffällige Frequenz der zum Spinnen benutzten Geräte bemerken wir auch an anderen Fundorten derselben Kultur, so in Gräbschen, Kreis Breslau (vgl. S. 45) und in der schon genannten mährischen Ansiedlung am Starý Zámek, wo über 1300 Wirtel ausgegraben wurden<sup>1)</sup>. Die Nosswitzer Wirtel (Abb. 121—129) sind von beträchtlicher Grösse und Schwere und von wechselnder Form: abgestumpfte Kegel, Hohlkegel und Doppelkegel. Manche sind durch Einkerbungen, Fingernagel-Eindrücke oder Doppelreihen von Meisselstichen verziert. Die Spulen (Abb. 130)

<sup>1)</sup> J. Palliardi a. a. O. S. 258 und 267.

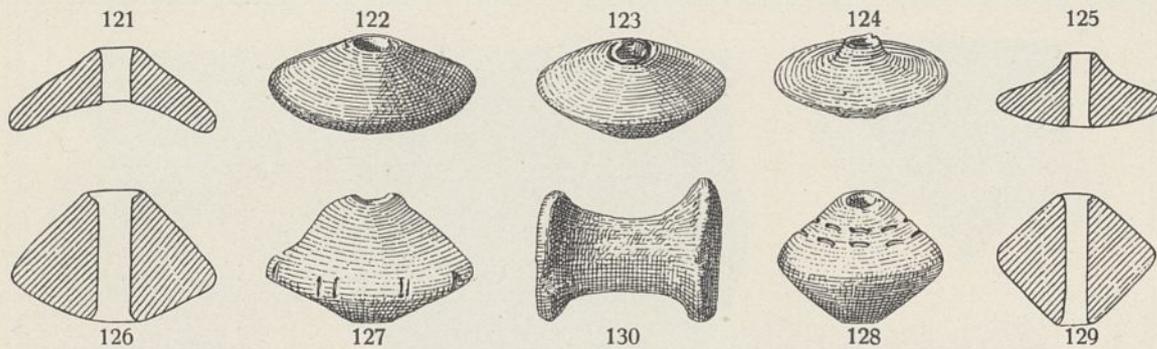
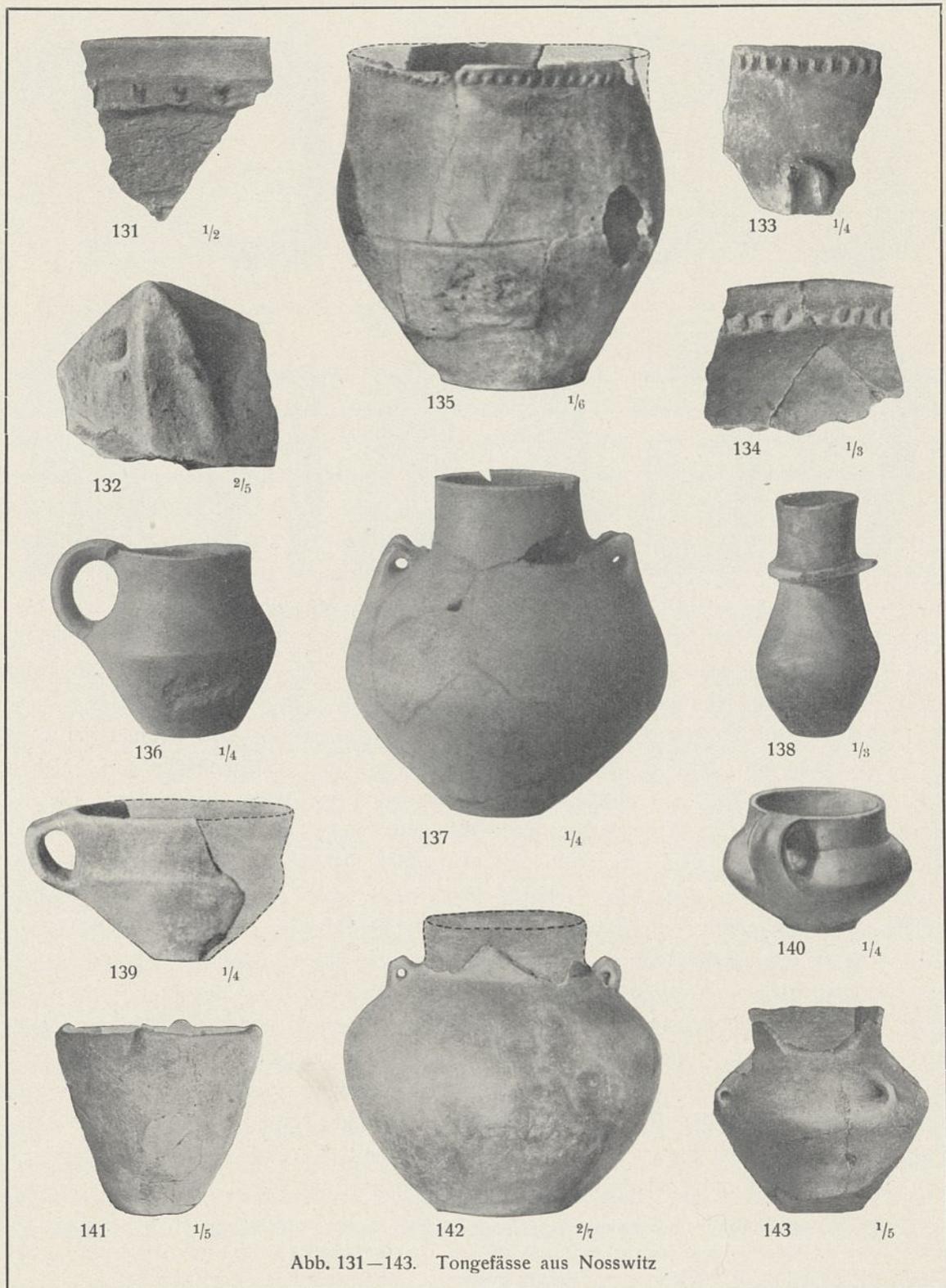


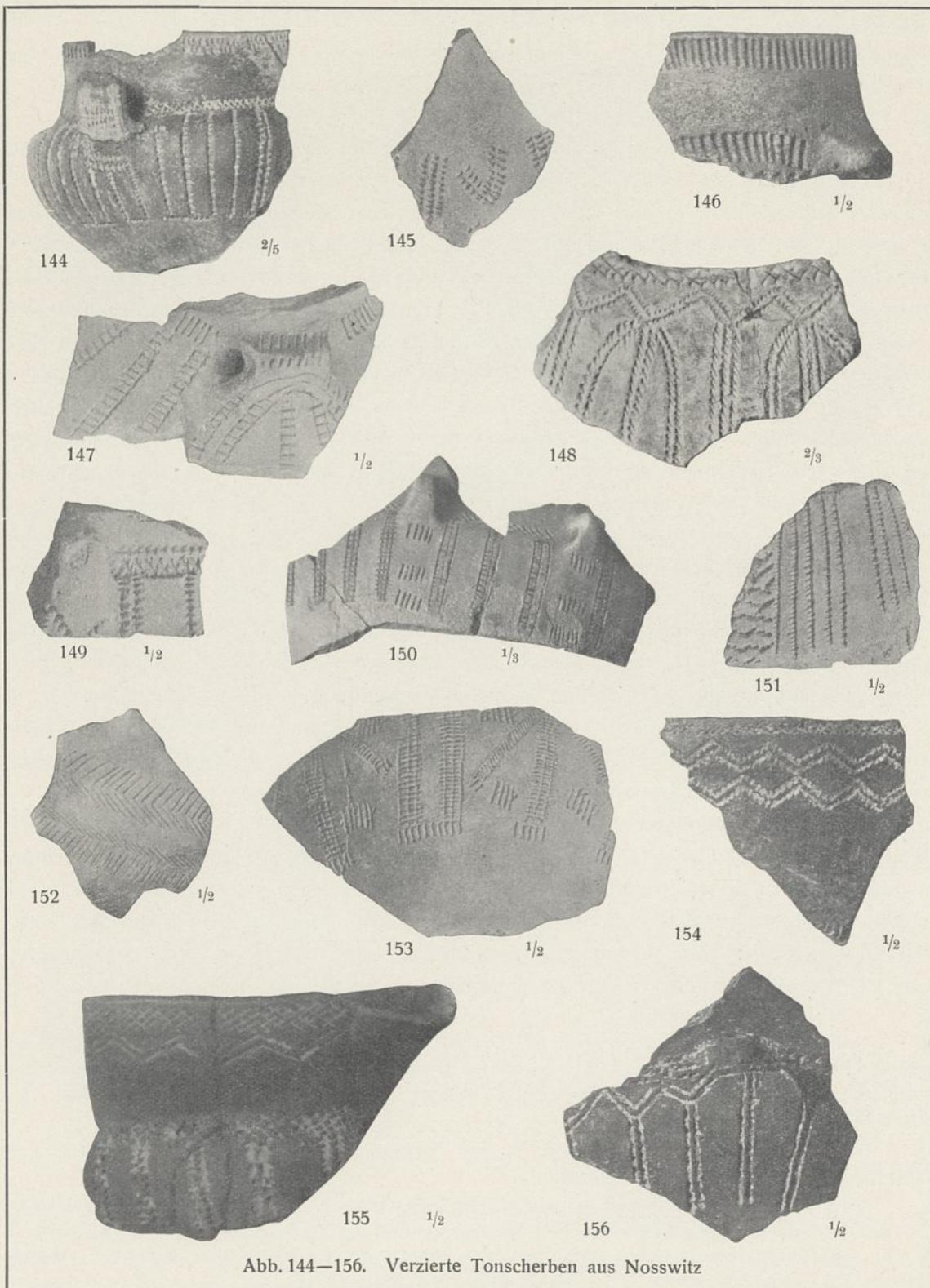
Abb. 121—129 Wirtel, 130 Spule aus Ton. Nosswitz.  $\frac{1}{2}$

ähneln unseren Zwirnwickeln, sind aber undurchbohrt. Auf einer aus Lehm und Steinen gefügten viereckigen Herdstelle (Fläche II Grube c) wurde auch ein sogenanntes Webegewicht aus gebranntem Ton gefunden (Abb. 89). Es ist annähernd kegelförmig und mit vielen Längsriefen versehen, die von Abdrücken schmaler Holzstäbchen herzurühren scheinen. An dem engen Bohrloch bemerkt man eine durch Abnutzung entstandene rinnenartige Vertiefung der unteren Wandung. Wäre das Stück aufgehängt gewesen, so müsste der Bohrkanal oben ausgewetzt sein. Es kann somit nicht als Gewicht gedient haben, sondern entspricht der Deutung, welche in diesen Geräten Winden zum Einlegen einer rotierenden Spindel und zum Abwickeln des gesponnenen Garnes erblickt<sup>1)</sup>.

Den Hauptanteil an Altertümern liefert, wie immer, das Topfgeschirr. Man kann ohne Übertreibung behaupten, dass sich die Zahl der zu Bruche gegangenen Gefässe allein in dem 1913 untersuchten Raume auf mehrere Hundert beläuft. Das Tonmaterial weist je nach Grösse und Gebrauchszweck der Gefässe starke Verschiedenheiten auf. Neben ganz grobem, absichtlich mit Steinbrocken vermischem Lehm findet man Gefässe, die aus einer fast porzellanartig feinen Masse hergestellt und durch den Brand, vielleicht auch durch Färbemittel, braunrot, ockergelb und namentlich tiefschwarz gefärbt sind. Im allgemeinen ist der Ton grau oder gelblich, mit wenig Sand vermengt, die Wandstärke kräftig, die Formgebung regelmässig, der Brand verhältnismässig scharf, die Oberfläche glatt, erdgrau oder dunkelbraun, ähnlich der Farbe von altem Leder, mit schwärzlichen vom Schmauchfeuer herrührenden Flecken. Nicht selten hat man den rauhen Kern mit einer feiner geschlammten Deckschicht überzogen und dadurch eine gleichmässige Glätte und Färbung erzielt. Umgekehrt wurde auf die Aussenseite ganz grosser Gefässe gern ein reichlich mit Glimmer durchsetzter Lehmbrei aufgetragen und mit den Fingern verstrichen, um durch die Rauigkeit das Anfassen und Tragen zu erleichtern. Die Formung erfolgte vom Boden aus. Dieser wurde zuerst als runde Scheibe hingelegt, auf den Rand ein ringförmiger Tonstreifen gedrückt und nun die Wand Streifen für Streifen

<sup>1)</sup> M. von Kimakowicz-Winnicki, Spinn- und Webewerkzeuge, Würzburg 1910. — Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass ich alle vorgeschichtlichen Tonkegel und Pyramiden für Garnwinden ansehe. Wahrscheinlich haben sie verschiedenen Zwecken gedient.





aufgebaut. Auf dem abgelösten Bodenrande bemerkt man manchmal eine Anzahl scharf eingerissener Furchen (Abb. 91). Durch sie sollte eine festere Fügung der anschliessenden Teile bewirkt werden. In ähnlicher Weise wurden Wülste und Leisten, Henkel, Schnurösen und Handhaben an die Wandung angesetzt.

Die Formen sind ungemein mannigfach, für jeden Zweck verschieden und innerhalb jeder Gattung auf mancherlei Weise abgestuft. Als Vorratsbehälter diente der Eimer, entweder ungegliedert, verkehrt kegelförmig (Abb. 141) oder glockenförmig, mit leichter Schweifung des Oberteils (Abb. 135, 161). Der Rand wird meist ein wenig verstärkt und durch eine oder zwei Reihen rundlicher oder eckiger Eindrücke und zinnenartiger Kerben sowie durch vorspringende Knubben belebt (Abb. 131, 133, 134); oder es werden dafür unmittelbar unter oder durch die Randleiste in kurzen Abständen kleine Löcher eingestochen (Abb. 161). In beiden Fällen handelte es sich nicht um einfache Verzierungen, sondern um praktische Vorrichtungen zur Befestigung eines Deckels mittels umgelegter oder durch die Löcher gezogener Schnüre. In den Megalithgräbern der Uckermark sind Gefässe mit Randedurchbohrung öfters zusammen mit tönernen Deckelscheiben angetroffen worden<sup>1)</sup>, und aus den neolithischen Wohnstätten bei Troppau (siehe S. 51) sind mehrere flachkonische Tondeckel mit einem Ösenhenkel auf dem Scheitel und einem Kranz von Ösen am Rande bekannt, die augenscheinlich zum Festbinden bestimmt waren<sup>2)</sup>. Anderwärts mag man Holz oder Lederdeckel verwendet haben. Jedenfalls brauchte man einen Schutz gegen Feuchtigkeit, Schmutz und Tiere, weil die Gefässe in blossen Erdgruben aufbewahrt wurden. Zum Tragen wurden oberhalb der weitesten Ausbuchtung Schnurösen, meist in der Dreizahl, angebracht. — Eine ähnliche Verwendung, wie die Eimer, werden die ei- oder tonnenförmigen Töpfe<sup>3)</sup> gehabt haben, deren Rand mit einer Reihe von Warzen oder kleinen Ösen oder mit vier Ösen und dazwischen eingereihten Warzen umgeben ist (Abb. 167). Wir werden ihnen in einem anderen Zusammenhang wieder begegnen.

Ein zweiter Haupttypus ist die Trichterrandschüssel (Abb. 162), ein weitmündiges Gefäss von mittlerer Grösse, mehr breit als hoch, mit bodenwärts stark verengtem Unter- teil und deutlich abgesetztem trichterförmigem Halse. Die Randlippe ist innen etwas verdünnt und nach aussen gedrückt, an der Schulter pflegen drei kleine Ösen oder Ösenpaare, zuweilen auch undurchbohrte Knöpfe zu sitzen. Es war dies das gewöhnliche Kochgeschirr, von dem denn auch ungeheure Scherbenmassen vorhanden sind. Eine

<sup>1)</sup> Schumann, Die Steinzeitgräber der Uckermark, Prenzlau 1904, S. 18. Vgl. Verhandl. d. Berlin. anthrop. Ges. 1891, S. 72. — Über die sogenannten „Fingereindrücke“, die jedoch meist nicht mit dem Finger, sondern mit einem Werkzeuge ausgeführt sind, vgl. auch Mémoires des antiquaires du Nord 1902—1907 S. 348.

<sup>2)</sup> M. Hoernes, Neolithische Wohnstätten bei Troppau, Mitteil. d. prähist. Kommission d. Kais. Akad. d. Wiss. I 410, Taf. VII 17 und Textfig. 14.

<sup>3)</sup> Ich ziehe diese Bezeichnung der von anderen angewendeten „offene Amphore“ vor; denn ist die Übertragung der griechischen Vasennamen auf unsere prähistorischen Gefässe an sich schon recht anfechtbar, so haben diese ungegliederten Koch- oder Vorrattöpfe mit dem landläufigen Begriff der Amphore schlechterdings gar nichts gemein. Und „offen“ ist am Ende jedes Gefäss.

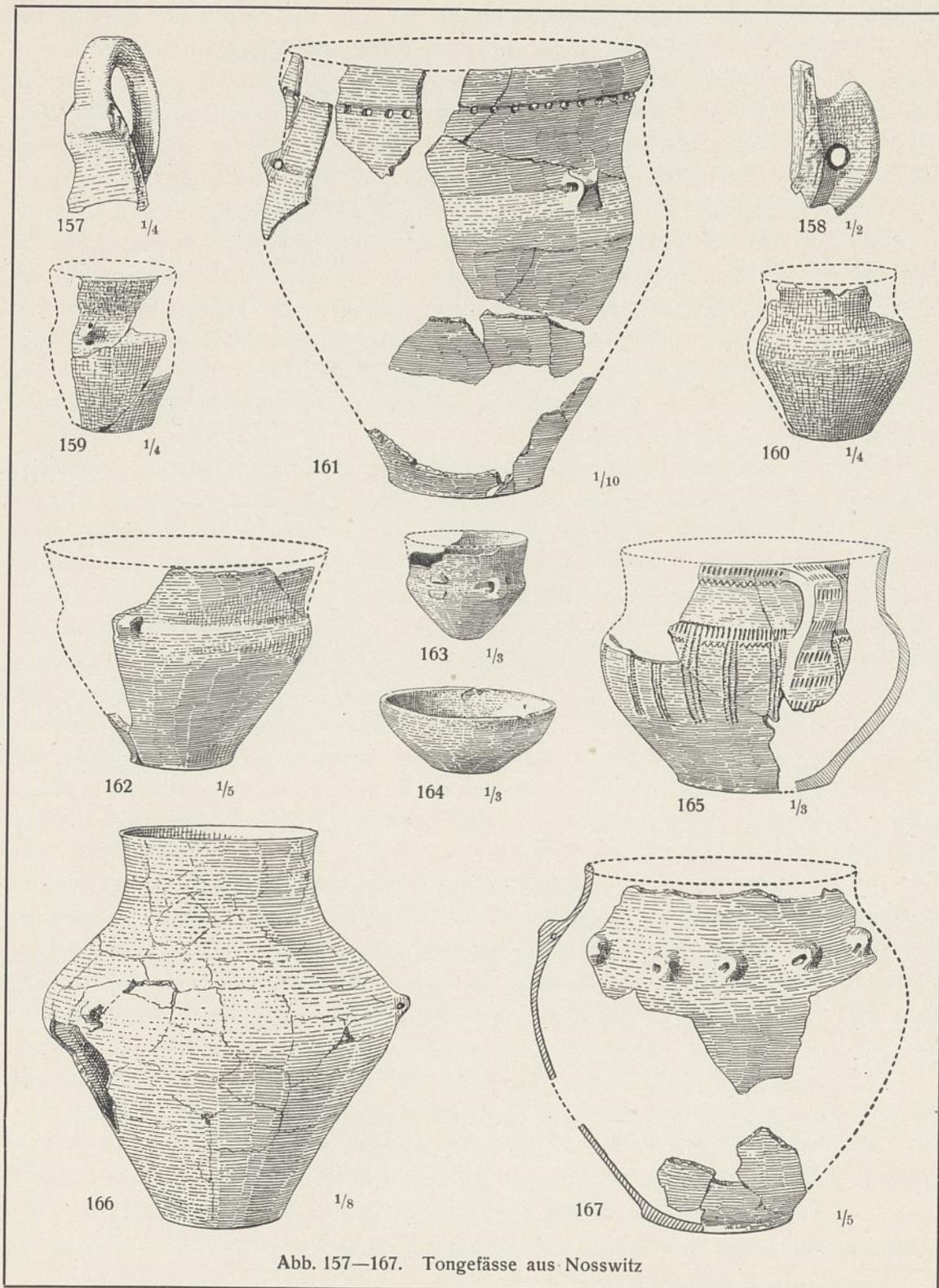


Abb. 157—167. Tongefäße aus Nosswitz

veredelte Abart stellen verzierte Schalen wie Abb. 85 dar. Verwandt damit ist auch der Trichterrandbecher (Abb. 86). Höher und schlanker, als die Schüssel, innen und aussen fein geglättet, und auf beiden Seiten des Randes, oft auch an Hals und Schulter zierlich gemustert, war er ohne Zweifel ein bevorzugtes Tafelgerät. Den Charakter als Trinkgefäss wahrt er, abgesehen von seiner Form, auch dadurch, dass er statt der Schnurösen nicht selten zwei Handhaben in Gestalt winkliger oder hufeisenförmiger Leisten trägt<sup>1)</sup>.

Für den Gebrauch auf der Jagd und im Felde besass man in der kleinen Kragenflasche (Abb. 138) ein zweckmässiges Trinkgefäss. Der ringförmige Vorsprung in der Mitte des Halses war vortrefflich geeignet, einer um die Schulter gehängten oder am Gürtel befestigten Tragschnur Halt zu gewähren, und die enge Öffnung liess sich mit einem Stöpsel aus Holz oder Lehm leicht genug verschliessen. Kragenfläschchen, teils ganz, teils in Stücken, liegen aus Nosswitz wenigstens sieben vor. Sie sind neben den Trichterrandbechern und der Ornamentik das schlagendste Beweismittel für die nordische Herkunft dieser keramischen Gruppe.

Zum Wasserholen und -aufbewahren brauchte man ein tragbares, geräumiges Gefäss mit weit gewölbtem Bauche und engerem Halse. Aus diesem Bedürfnis entstand der bauchige Krug oder, wie man gewöhnlich sagt, die Amphore, eine der bedeutendsten Gefässformen aus der Steinzeit des nördlichen und mittleren Deutschlands (Abb. 137, 142, 166). Bei Übereinstimmung in den Grundzügen herrschen ziemlich bedeutende Unterschiede in den Umrisslinien, indem der Bauch schwächer oder stärker gewölbt, bald dem Doppelkegel, bald der Kugel angenähert ist, der Hals bald in sanfter Schweifung aus der Schulter herauswächst, bald mit scharfem Knick zylindrisch emporsteigt. Sehr verschieden ist auch die Zahl und Verteilung der Ösen. Sie sitzen entweder paarweise auf der Schulter oder am Halsknick, oder zu dreien an der weitesten Ausbuchtung, und bei einer dritten Art (Abb. 169) in zwei Reihen zu je drei oder vier an Schulter und Halsknick. Die Grösse schwankt zwischen 20 und 50 cm Höhe. Neben ganz rohen kommen reich verzierte Exemplare vor.

Als letzter Haupttypus ist der einhenklige Topf zu nennen (Abb. 136, 139, 140, 165). Seinen zahlreichen Spielarten gemeinsam ist die Gliederung in Bauch und Hals und der vom Bauchumbruch bis zum Rande reichende breite Bandhenkel. Der Henkel gibt dem Gefäss das Gepräge des Schöpfgefässes, was nicht hindert, dass es nebenbei als Krug, Napf oder Tasse gebraucht werden konnte. Die starken Abweichungen in Form und Grösse deuten jedenfalls auf eine recht verschiedenartige Verwendung.

Zwischen allen Typen gibt es Übergänge und Mischformen. Dazu treten Formen, die zu einfach und wenig ausgeprägt sind, als dass man sie für eine bestimmte Stilrichtung in Anspruch nehmen möchte: glattrunde ungliederte Schalen (Abb. 164), winzige Näpfchen, die wie Miniatur-Nachbildungen grosser Gefässe und Kinderspielzeug aussehen (Abb. 163), kleine Sförmig geschweifte Töpfe, manchmal mit senkrecht durchbohrten Ösen (Abb. 159, 160). Man darf auch nicht vergessen, dass die weitgehende Zerstückelung

<sup>1)</sup> Vgl. Mannus III 283 und 286.

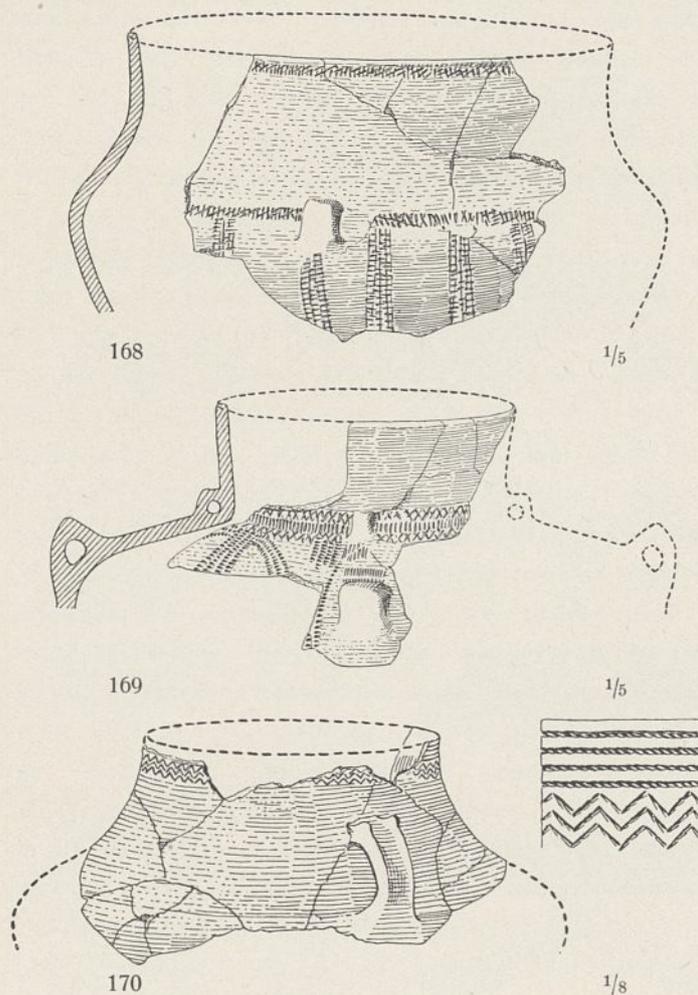


Abb. 168–170. Tonggefäße aus Nossowitz

bilden (Abb. 132, 137, 158). Wir haben es hier mit einer Neigung zu plastischen Bildungen zu tun, die im weiteren Verlauf der Entwicklung auf dem Boden der südlichen und östlichen Nachbarländer Erscheinungen wie die bekannten „Mondhenkelkrüge“ gezeitigt hat<sup>2)</sup>. Sonst beschränken sich die plastischen Zutaten auf das gelegentliche Vorkommen senkrechter Verstärkungsrippen, wie wir sie bereits in der Stichreihenkeramik (S. 21) kennen lernten. (Abb. 173.) Vereinzelt wurde an Scherben kleinerer Gefäße eine enge Rippung (Kannelierung) beobachtet. (Abb. 172.) Auch dieses Vorkommen findet sein Seitenstück in der wiederholt erwähnten mährischen Ansiedlung am Starý Zámek<sup>3)</sup>.

Die Verzierung der Nosswitzer Keramik ist reich und ausdrucksvoll, von der der bandkeramischen Gruppen in Ausführung und Mustern gründlich verschieden. Bestimmend für die Technik war die durchgehende Anwendung kalkartiger Einlagen in die Vertiefungen.

<sup>1)</sup> Seger, Die Steinzeit in Schlesien, Taf. XII 4 (VIII 4).

<sup>2)</sup> Vgl. z. B. Mannus I 197 Fig. 12; II 63 Abb. 9; 75 Abb. 49, 50.

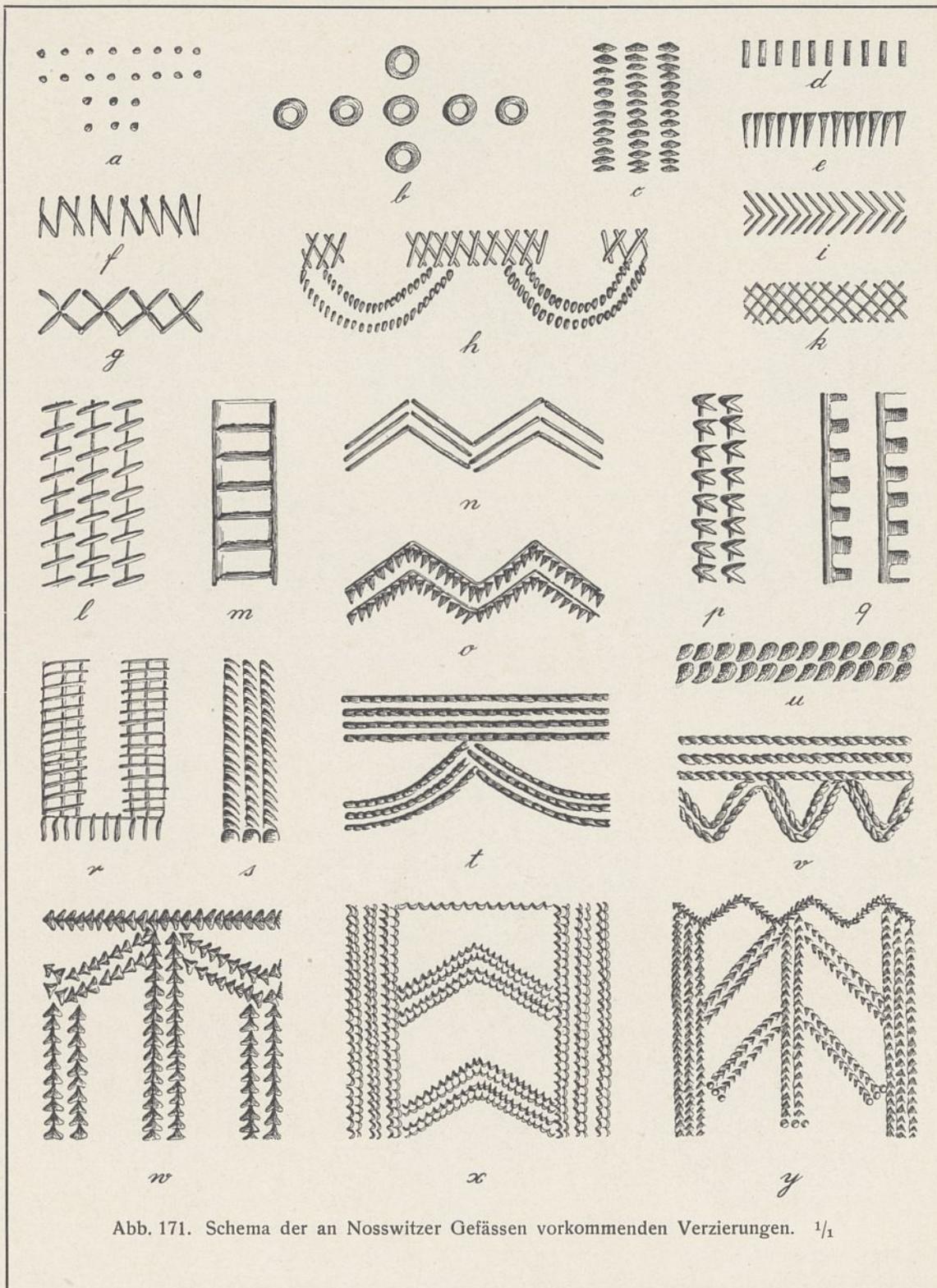
<sup>3)</sup> Wiener prähist. Zeitschr. I 269.

des Materiales Rekonstruktionen nur ausnahmsweise gestattet, und dass uns deshalb einzelne Gefäßformen noch verborgen geblieben sein können. Beispielsweise finden sich Randstücke mit weit überstehenden Bandhenkeln (Abb. 157), die zu keinem der beschriebenen Nosswitzer Typen passen, uns aber aus einem der Jordansmühler Gräber mit nordischer Keramik von einer zweihenkeligen Schüssel bekannt sind<sup>1)</sup>. Die Bildung der Henkel bietet auch sonst manches Eigenartige. Sie sind nicht selten in der Längsrichtung einfach oder doppelt eingefurcht oder an den Rändern aufgewulstet. Bei dem Gefäß Abb. 170 enden die Randwülste in zwei kleine Höcker. Neben der runden trifft man häufig eine eckige Form mit flacher Oberseite (Abb. 165). Bei den Schnurösen der Amphoren werden die Ecken oft so weit ausgezogen, dass sie eine emporstehende Spitze

Reste davon sind allenthalben sichtbar, und auf einigen Scherben (Abb. 154—156) hebt sich die Zeichnung noch heute im vollen Umfang leuchtend weiss vom dunklen Grunde ab. Auch hat sich in einer Hausgrube (Fläche VIII Grube b, Inv.Nr. 1610:14) ein wallnussgrosses Stück Kreide gefunden, das recht gut als Rohstoff für die Einlagen gedient haben kann. Um den Zusammenhang der lockeren Füllung zu erhöhen, war es notwendig, die Eindrücke nicht nur hinlänglich tief, sondern auch möglichst kleinzellig zu machen. Man vermied daher lang ausgezogene glattrandige Linien und ersetzte sie durch Reihen von Einzelstichen. Beinerne Stichel von wechselnder Dicke, zugespitzt oder breit-schneidig, rundlich oder eckig, voll oder hohl, wurden bald senkrecht, bald schräg zur Gefässwand angelegt und in kurzen Zwischenräumen kräftig eingedrückt. Dabei gab es wieder verschiedene Möglichkeiten. Man konnte die Stiche einfach nebeneinander setzen (Abb. 171 a—e) oder auf irgend eine Weise mit einander verbinden: durch Kreuzungen (f, h, k), Winkel- (i), Zickzack- (g, n) und Leiterbänder (m, r); durch Aufreihen auf vorgezeichnete Striche (l, p), durch zahnleistenartige Bildungen (o, q) oder durch Einreihen in eine breite Furche, die meist vorgerissen, seltener gleichzeitig mit dem Einpunktieren als sogen. Stichkanal hergestellt wurde. Sehr beliebt war es z. B., mit einem dreieckig oder schwalbenschwanzförmig zugestutzten Werkzeuge erst eine Rinne zu ziehen und dann Stich an Stich hineinzusetzen, so dass von der Grundlinie beiderseits keilförmige Spitzen zum Rande laufen (w, y). Beim Stichkanal wurde der spitze Stichel schräg ange-drückt und vorwärts gleitend in kurzen Absätzen ruckweise tiefer eingebohrt. Es entstand so eine seichte Furche mit einer Reihe stärker vertiefter Haltepunkte für die Füll-masse (t). Kreisfiguren (b) wurden wahrscheinlich mit einem durchgeschnittenen Vogel-knochen hervorgebracht, Halbkreise (x) vielleicht mit einem halbierten Federkiele. Es hätte nahe gelegen, die mühselige Arbeit der unzähligenmal wiederholten Einzelstiche durch Benutzung längerer Stempel, gezählter Rädchen, Muschelränder u. dgl. abzukürzen. Aber nur ein derartiges Hilfsmittel wurde angewendet: für die langen zusammenhängenden Stichreihen (s, u) hatte man einen Ersatz in den Eindrücken grober, zweifädiger, nach rechts gedrehter, im Negativ also linksläufig erscheinender Schnüre (v). Dabei wird schwer zu entscheiden sein, ob die Schnüreindrücke eine gewollte Vereinfachung des Stichver-fahrens vorstellen oder ob sie nicht vielmehr selbst erst in Stichtechnik nachgeahmt worden sind. Jedenfalls tritt das Schnuornament in Nosswitz sehr bescheiden auf. Es findet sich nur in einfachster Gestalt an vier ziemlich rohen Gefässen<sup>1)</sup> (Abb. 170). Sonst blieb man bei dem gewohnten Verfahren. Die Arbeit ging der geübten Töpferin anscheinend auch ohne besondere Kunstgriffe rasch genug von der Hand. Auf mathematische Genauigkeit kam es ja nicht an, wenn nur das Ganze einen dem Auge wohlgefälligen Eindruck machte.

Die Muster sind klassische Beispiele des „gebundenen“ Stils, der Unterordnung des schmückenden Beiwerks unter den konstruktiven Gedanken. Sie halten sich streng

<sup>1)</sup> Inv. Nr. 1205, 1294, 1448, 1629:14.



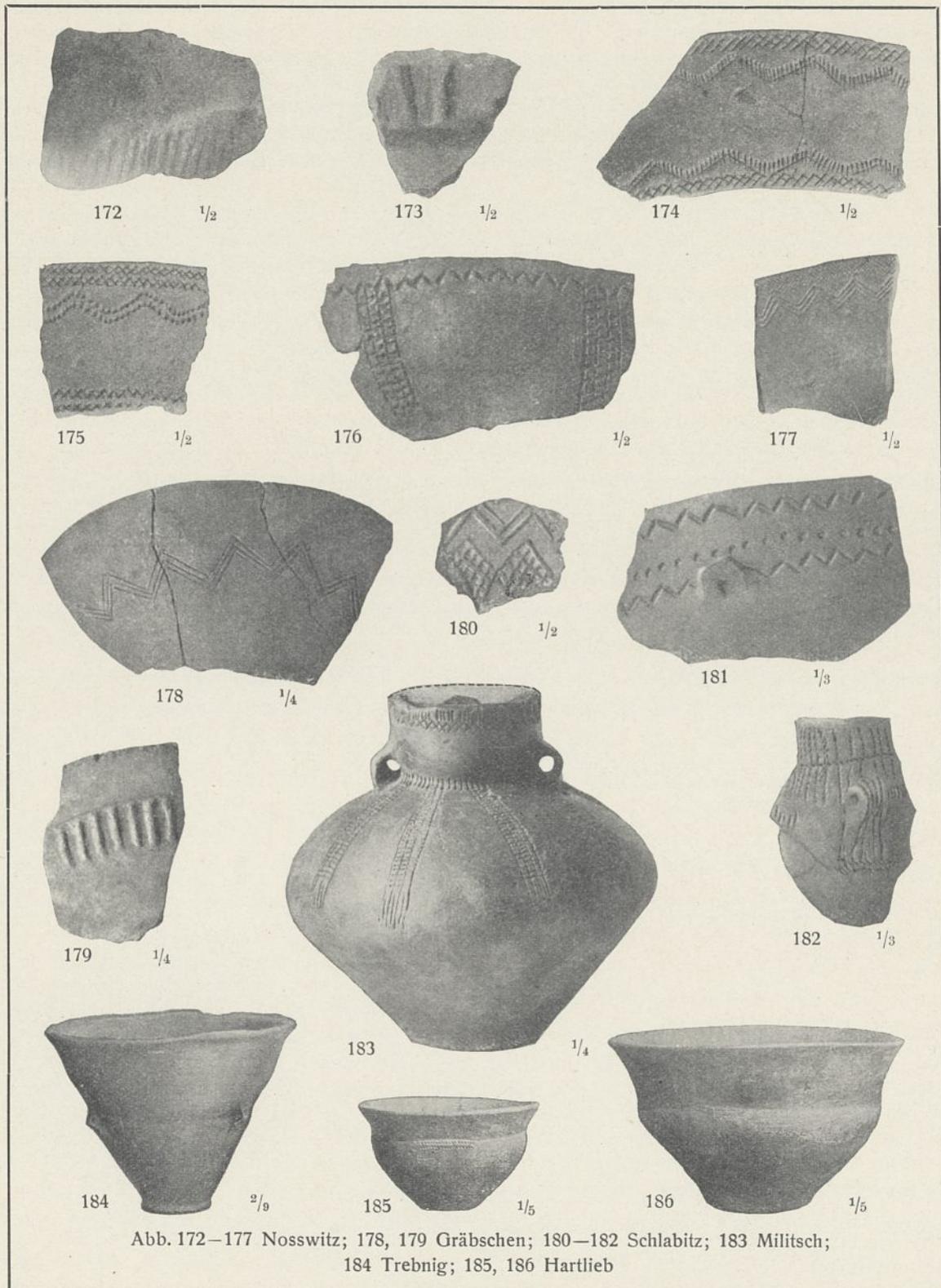
an die Gliederung des Gefässkörpers und heben sie durch geschickten Wechsel zwischen Wage- und Senkrechten aufs wirksamste hervor. Zugleich zeigen sie mit seltener Klarheit den Einfluss der Textilkunst auf die Töpferei. Auch diese lag ja, nach allem, was wir von heutigen Naturvölkern wissen, in den Händen der Frauen, und die hier übliche Stichtechnik musste zur Nachahmung von Stickereien noch besonders reizen. Säume und Borten umziehen die Ränder und Kanten, Bänder und Fransen fließen über Schulter und Leibung herab. Die weiss ausgefüllten, gezackten und gekräuselten Streifen erinnern geradezu an Spitzenarbeit. Ein natürlicher Geschmack, Sinn für Ordnung und Gleichmass und eine liebevolle Hingabe an die Arbeit sind unleugbare Vorzüge dieser Kunst. An Reichtum der Motive wird sie von keiner anderen Gruppe erreicht. Zur Einfassung des Randes dienen in der Regel Reihen senkrechter, sich kreuzender, in Sparren- oder N-Form angeordneter Meisselstiche. Dann folgen ein- oder mehrfache Zickzackbänder, zuweilen in Rautenform zusammengestellt (g), und als Halsabschluss wieder die Randverzierung. Die Bauchwölbung wird von abwärts laufenden Linienbändern und Stichreihen eingenommen, die zu zweien oder dreien in Gruppen vereinigt und in grösseren oder kleineren Abständen über die Fläche verteilt werden. Sehr charakteristisch ist es, dass man die Bänder häufig mit rundlichen oder quadratischen Endigungen (s, y) oder einer Reihe senkrechter Striche (r) abschliesst, womit unverkennbar Quasten und Fransen angedeutet sind. Die Vertikalstreifen werden oft noch durch Quer- und Zickzackstreifen verbunden (w—y), oder man lässt von ihnen gleichsam flatternde Bänder schräg abzweigen (Abb. 153). Im allgemeinen herrscht Gradlinigkeit. Indessen gehen doch bisweilen die Zickzacklinien in Wellenlinien (h) und die schrägen Seitensprossen in Bögen über (Abb. 147, 148), ein Umbildungsprozess, den wir so oder umgekehrt in der Zierkunst aller Zeiten und Völker beobachten können.

Es versteht sich von selbst, dass eine so entwickelte Kultur, wie die Nosswitzer, nicht auf einen Ort beschränkt, sondern über ein weites Gebiet verbreitet gewesen ist.

An vielen Stellen der näheren und weiteren Umgebung trifft man auf den Äckern umherliegende Scherben von ähnlicher Art. Im benachbarten Kreise Guhrau haben Ausgrabungen bei dem Dorfe Schlabititz zur Aufdeckung eines Wohnplatzes geführt, dessen Tongeschirr z. T. in sehr kräftigem Tiefstich, z. T. durch Schnureindrücke reich gemustert war. Weiterhin hat auf dem rechten Oderufer der Kreis Militsch Spuren megalithkeramischer Niederlassungen aufzuweisen.

Glogischdorf Kr. Glogau. Auf einer 0,6 km südlich des Ortes gelegenen Flugsanddüne, die für den Bahnbau abgeschachtet ist, haben die Herren Oberlandmesser Hellmich und Pioletti in Glogau Flintspäne und Scherben aufgelesen. Von zwei dem Museum übergebenen rötlich-gelben Scherben zeigt der eine (Inv. Nr. 200 : 13) eine in rechteckigem Meisselstich ausgeführte Strichzone, darunter eine in Schnureindruck hergestellte Zickzacklinie und dreieckförmig angeordnete schräge Schnureindrücke (Abb. 219). An dem anderen (Inv. Nr. 1311 : 02) ist nur noch ein gleichartiges Schnurmuster zu erkennen (Abb. 220).

Lerchenberg Kr. Glogau. Auf dem ehemaligen Artillerie-Schiessplatze, einer aus reinem Oderande bestehenden hügeligen Fläche, sind, ausser Gräbern des Bronzealters und der Kaiserzeit, auch verzelte Scherben gefunden worden, die auf eine neolithische Ansiedlung schliessen lassen. Das Breslauer



Museum besitzt von dort als Geschenk des Herrn Oberlandmessers Hellmich: zwei Randstücke eines rötlich-gelben Topfes mit verdicktem Halse, verziert durch Strichzonen und horizontale Schnureindrücke, ein Randstück eines schwarzbraunen Trichterrandbechers mit Strichzone und Zickzacklinie, ein hellgraues Randstück mit Punktstichreihe und zwei rötliche Scherben, von denen der eine grosse und tiefe Meisselstiche, der andere Dreieckklagen von schrägen Schnureindrücken zeigt (Inv. Nr. 871 und 873:03. Abb. 214—218).

Weissholz, Kr. Glogau. In einer Sandgrube, 1,3 km nördlich vom Dorfe, bei Punkt 78,4 des Messstischblattes 2485, fand Herr Oberlandmesser Hellmich im Flugsande Flintspäne und Scherben mit Tupfenreihen und Winkelstichen wie Abb. 171 w, y. (Inv. Nr. 1314:03).

Reuthau, Kr. Sprottau. Vom hiesigen Dominium besitzt das Museum Randscherben zweier grösserer schwarzgrauer Gefässe (Inv. Nr. 99:95), die zwar in der Hauptsache durch Schnureindrücke verziert sind, von denen aber der eine ausserdem eine sehr tief eingestochene Punktreihe trägt (Abb. 212/13).

Nicolstadt Kr. Liegnitz. Im Jahre 1891 übersandte Lehrer Fiedler in Haynau mit eisenzeitlichen Funden zusammen eine gelbe zweihenklige Amphore, ungefähr vom Typus der Abb. 183, jedoch unverziert (Inv. Nr. 467:90, abgeb. Schles. Vorzeit VI Tafel 16). Nach dem beigefügten Bericht waren die Gegenstände auf einem Gräberfelde bei Nicolstadt von Fiedler selbst ausgegraben worden. Der steinzeitliche Eindruck des Gefässes wird durch die eigentümliche Form der Henkel verstärkt, die in fünf krallenartige erhöhte Streifen auslaufen. Vgl. Schumacher: *Altertümer unsrer heidnischen Vorzeit* Bd. VS. 58 zu Tafel 13 Nr. 203.

Schlabititz, Kr. Guhrau. Der Name dieses Ortes ist schon auf Seite 22 als der eines Fundortes der Stichreihenkeramik genannt worden. Diesmal handelt es sich um eine nördlich vom Dorfe, westlich der Strasse nach Gleinig gelegene Sandgrube. An ihren Rändern hatte der Besitzer, Herr Zahn, schon seit Jahren Spuren von Wohngruben beobachtet, auch menschliche Skelettreste gefunden. Einen sicher aus einem dortigen Grabe stammenden Serpentinhammer, Form zwischen Fig. 73 und 74 in Schlesiens Vorzeit N. F. III 23, besitzt Herr Amtsvorsteher Linke in Schlabititz. Auf die Wohngruben war zuerst Herr Gustav Ullrich aus Steinau aufmerksam geworden, der im August 1907 eine Probegrabung vorgenommen hatte. Eine grössere Untersuchung fand im Juni 1914 unter Leitung von Herrn Dr. Jahn statt. Sie erstreckte sich über einen 40 m langen und 6 bis 8 m breiten Streifen am Südwestrande der Sandgrube und ergab das Vorhandensein zahlreicher Herdgruben und Pfostenlöcher, die jedoch grösstenteils einer bronzezeitlichen Niederlassung angehörten. Eine Grube erwies sich als mittelalterlich-slavisch und vier als steinzeitlich. Grube a war annähernd rechteckig, 2 m lang, 1,15 m breit, flach muldenförmig, im Hauptteil mit brauner Erde gefüllt. In der vertieften Mitte lag die am kohlschwarzen Boden und angebrannten Steinen kenntliche Herdstelle. Am Nordostende

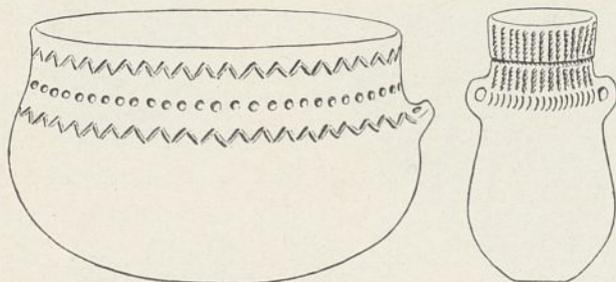


Abb. 187, 188. Schlabititz.  $\frac{1}{4}$

(Abb. 182, 188). Grube e, oval, 3,50 m lang, 2,25 m breit, ganz flach, mit schwarzer Erde gefüllt, wies am Rande und innerhalb des Grubenbereiches fünf Pfostenlöcher auf. Im nordwestlichen Teil lag der aus verbrannten und zerschlagenen Steinen gebildete Herd. Inhalt: wenige Scherben, davon einer mit Tiefstich. Grube g, kreisrund, 1 m breit, 0,25 m tief, mit tiefschwarzer Erde gefüllt, enthielt Herdsteine, Lehmbröckchen und viele Scherben, besonders solche mit eingekerbten Rändern, Punktstichreihen, Strichzonen und Tannenzweigmuster (Inv. Nr. 312—336:14). Später kam als Geschenk des Müllers Klopsch noch ein Bruchstück von einer hellgrauen geschliffenen Arbeitsaxt mit Schaftloch hinzu, Form etwa wie Schlesiens Vorzeit N. F. III 19 Fig. 53 (Inv. Nr. 601:14).

der Grube barg eine Anzahl Scherben, z. T. mit Tiefstich (Abb. 180). Grube b, langgestreckt schlauchförmig, 3,75 m lang, 1,25 m breit, flach, mit undeutlichen Grenzen, enthielt einen glatt geschliffenen Stein und Scherben, darunter Stücke eines dunkelbraunen Napfes mit senkrecht durchbohrter Schnuröse und sehr tief eingestochenen Zickzack- und Punktmuster (Abb. 181, 187) sowie eines braunen Topfes mit Schnurösen und ziemlich flüchtiger Verzierung durch Schnureindrücke und Meisselstichreihen

Gross Lahse, Kreis Militsch. Bei Vorarbeiten zur Aufforstung eines Sandhügels südöstlich des Dorfes fanden sich im Herbst 1907 auf der kahlgewehten Fläche eine Anzahl Flintspäne und Scherben rötlich-gelber Gefässe mit Punktstich-, Strichzonen- und mehrzeiliger Schnurverzierung (Inv. Nr. 110/11 : 7).

Militsch Kr. Militsch. Beim Bau des Schlachthofes in der Polnischen Vorstadt wurde ausser einigen Gräbern der jüngeren Hallstattzeit auch das nachstehend beschriebene steinzeitliche Gefäss gefunden. Der Finder verkaufte es an einen Militscher Handelsmann und von diesem erwarb es das Breslauer Museum (Inv. Nr. 857: 13). Weitbauchige Amphore mit zylindrischem Halse und zwei breiten Bandhenkeln am Halsknick, innen und aussen mattglänzend schwarz. Verzierung durch Strichzonen und Kreuzstichreihen an Hals und Henkeln, sowie durch zehn symmetrisch verteilte, abwärts laufende Leiterbänder, die am Bauchknick in fransenartige Linienbündel enden. In den Vertiefungen Spuren weisser Füllmasse. Bis auf den etwas bestossenen Rand sehr gut erhalten. H. 21,7, Dm. 9,3 cm. Abb. 183.

Im südlichen Mittelschlesien sind vor allem wieder die fruchtbaren Kreise Breslau und Nimptsch auch an dieser Kultur stark beteiligt. Eine Ansiedlung mit verwandter Keramik wurde z. B. in Gräbschen bei Breslau auf dem heutigen Standort der Spinnerei von Schwerin und Söhne im Frühjahr 1905 festgestellt. Es war ein sonderbares Spiel des Zufalls, dass gerade im Baugrunde der neuen Fabrik Wohngruben aus der Steinzeit mit allerlei Spinngeräten, Wirteln, Spulen und Tonkegeln, wie Abb. 89, zutage kamen. Daneben fanden sich Scherben von beiderseits verzierten Trichterrandbechern und Gefässen mit Verstärkungsrippen (Abb. 178, 179), Flintwerkzeuge und Lehmewurfstücke. Das Jahr darauf zeigten sich in Hartlieb Kr. Breslau bei Anlage des neuen Rennplatzes Spuren vorgeschichtlicher Wohnstätten mit zahlreichen Knochen vom Hausrind, Schaf und Ziege, Hirschgeweihen, Werkzeugen aus Stein und Knochen, Scherben von grober Topfware, besonders riesigen Vorratsgefässen. Zwei kleinere Gefässe erwiesen sich nach der Zusammensetzung als Trichterrandschüsseln (Abb. 185, 186). Bei dem einen sind an zwei gegenüberliegenden Stellen der Schulter Doppelreihen keilförmiger Stiche angebracht. Nur wenige Schritte von diesen Fundplätzen entfernt entdeckte man eine 2 m tiefe unregelmässige Grube, die mit einer gewaltigen Menge Roh-Bernsteins, Grus und Stücken bis zur doppelten Faustgrösse im Gesamtgewicht von ungefähr 400—500 kg angefüllt war. Da nach dem Urteil der Geologen eine natürliche Entstehung dieser Anhäufung von Bernstein ausgeschlossen ist, so muss sie von Menschenhand herrühren, und es ist alsdann nicht zu gewagt, sie als eine Niederlage jener steinzeitlichen Siedler aufzufassen.

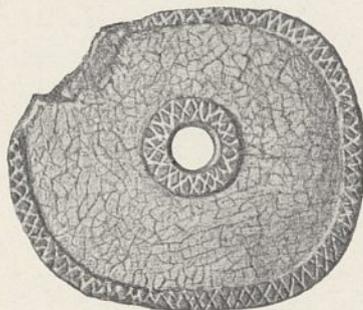


Abb. 189

Bernsteinscheibe aus Breslau.  $\frac{1}{3}$

In diesem Zusammenhange möge eines vor vielen Jahren in der Gegend von Breslau gemachten Fundes gedacht sein, der als Geschenk der bekannten Bernsteinfirma Stantien und Becker seinerzeit ins Königsberger Provinzialmuseum gelangt ist und jetzt im Geologischen Institut der dortigen Universität aufbewahrt wird. Es ist dies eine länglich runde Schmuckscheibe aus Bernstein von 11,6 : 13,7 cm Durchmesser und 1,8 cm grösster Dicke mit einem fingerweiten Loch in der Mitte und erhaben ausgearbeiteten Reifen um Loch und Aussenwand. In beide Reifen und die gerade abgekantete Seitenfläche des Scheibenrandes ist ein Muster von gekreuzten Furchen ein-

geschnitten, das dem an Nosswitzer Gefäßen ständig wiederkehrenden Kreuzstichmuster vollkommen entspricht. Zur Bearbeitung scheint man sich eines schwach gezähnten Feuersteinschabers bedient zu haben. Die ganze Form, die Verzierung und das, was man von der Technik erkennen kann, sowie die starke Verwitterungsrinde, zwingen uns, wie schon Klebs hervorgehoben hat<sup>1)</sup>, dieses Riesen-Schmuckstück der Steinzeit zuzuteilen. Verwandte Stücke sind besonders aus dem ostbaltischen Gebiete bekannt.



Abb. 190. Bettlern.  $\frac{1}{4}$

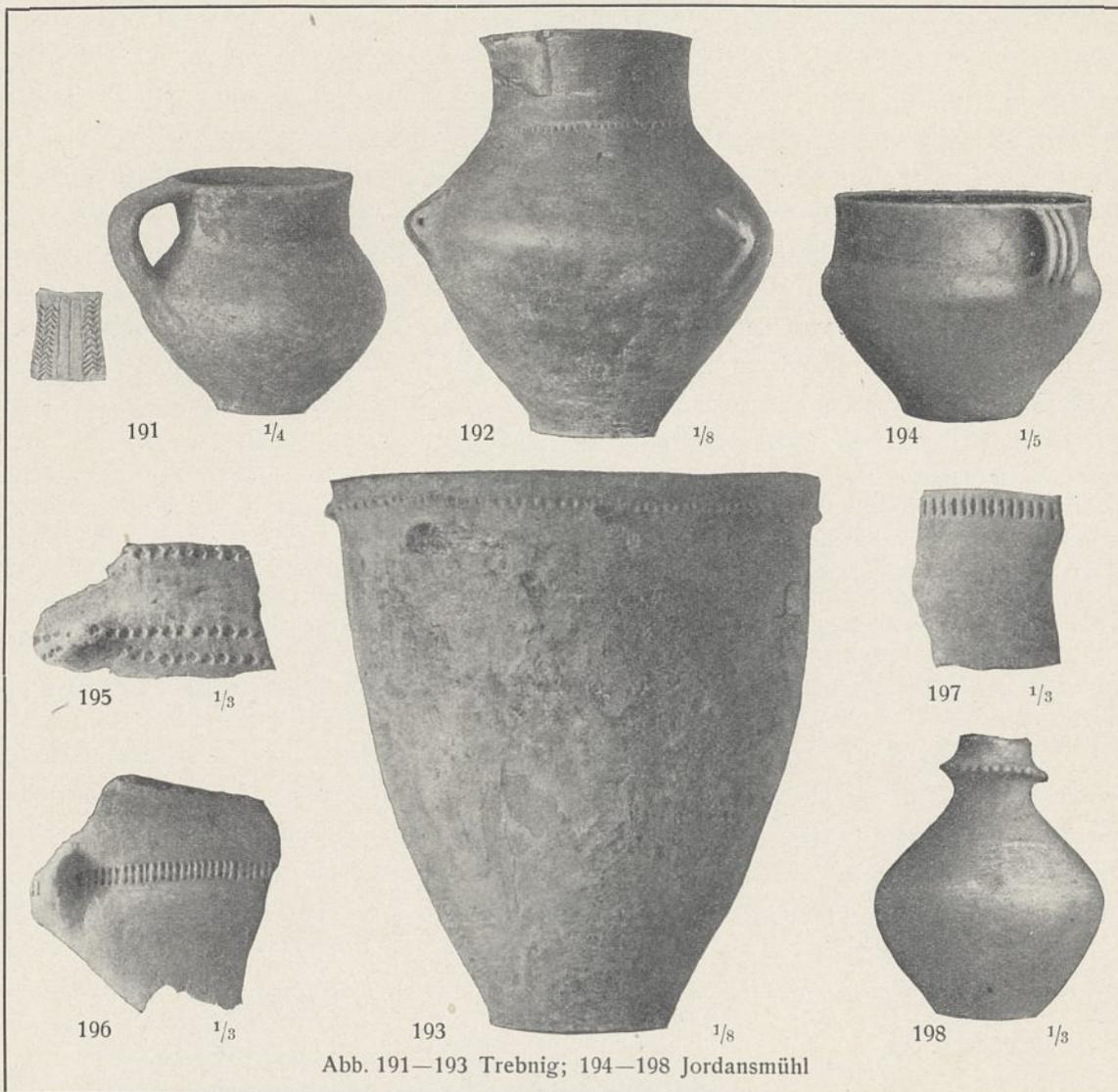
1 km südlich der Hartlieber Fundstelle, auf der Höhe des Weges von der Klettendorfer Zuckerfabrik nach Bettlern, wurde im Frühjahr 1910 bei Anlage einer Feldbahn ein wohlerhaltener schwarzbrauner Trichterrandbecher ausgegraben und durch Herrn Rentmeister Mende dem Museum überwiesen (Inv. Nr. 42 : 10). Er ist bei 18,5 cm Breite nur 11 cm hoch und an beiden Seiten des Randes und auf der Schulter mit Strichzonen, Zickzacklinien und Fransen gemustert.

Obwohl von Knochen nichts bemerkt wurde, handelt es sich doch sicher um einen Grabfund. Eine andere Begräbnisstätte mit Beigaben von Steinäxten und Tongefäßen, darunter einer fünfhenkeligen Amphore mit Tiefstichverzierung, wurde 14 km südöstlich von Breslau bei dem Dorfe Sillmenau entdeckt.

Die Fundstelle liegt 1 km NNW vom Dorfe Sillmenau auf einer sandigen Bodenerhebung, die gelegentlich zum Sandholen benutzt worden ist, seit 1891 aber nur noch als Ackerfläche dient. Im November 1890 waren die Arbeiter auf menschliche Gebeine und Steinäxte gestossen. Auf die Nachricht hiervon begab sich der damalige Vorsitzende des Schlesischen Altertumsvereins, Geh. Sanitätsrat Dr. Grempler, an den Fundort; doch fand er nur noch eine Grabstätte unversehrt. Der Tote, ein grosser Mann, ruhte in 1 m Tiefe frei im Sande mit dem Scheitel nach Osten, dem Gesichte nach Süden, auf der linken Seite. Die Beine waren stark gebeugt. Am Kopfende lag ein rundlicher, dunkelgrauer Axthammer, daneben stand ein 16 cm hoher schwarzbrauner Henkeltopf mit scharfkantigem Umbruch und Horizontalfurchen darüber. Die Knochen waren so morsch, dass nur der Schädel erhalten blieb. Den Fund nebst zwei anderen Steinhämmern aus Serpentin und einer durchlochten Steinhacke aus Schiefer schenkte Herr Rittergutsbesitzer Lewald dem Breslauer Museum (Inv. Nr. 640/45 : 90). Einen anderen Grabfund hatte schon vorher der Sohn des Besitzers, damals Schüler des Gymnasiums in Guben, seinem Lehrer, Herrn Professor Dr. Jentsch für die dortige Sammlung geschenkt. Er bestand aus dem vollständigen Skelett eines noch jugendlichen Mannes, einem 14,5 cm langen Axthammer aus Serpentin vom Typus Schlesiens Vorzeit N. F. III 23 Fig. 74 und drei Gefäßen: a) einem 20 cm hohen Henkeltopf von derselben Form und Verzierung, wie der des Breslauer Museums, b) einem 10 cm hohen Krüglein mit bauchigem Unterteil, stark eingezogenem Halse und breitem, doppelt längsgefurchtem Henkel zwischen Bauchknick und Halsansatz; an letzterem sitzen symmetrisch verteilt vier durch Zusammendrücken des Tons entstandene Warzen; c) einer 12,5 cm hohen lederbraunen Amphore mit fünf Schnurösen und Tiefstichmuster. Sie ist in den Niederlausitzer Mitteilungen 6. Bd. (1901) S. 65 abgebildet. Die Zusammengehörigkeit der Fundstücke scheint nicht ganz sicher, da Herr Lewald bei der Ausgrabung nicht zugegen war und weder über die Lagerung des Skeletts noch die der Beigaben Auskunft geben konnte. Es muss also mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass die Beigaben aus verschiedenen Gräbern stammen, und dass die Amphore und der Krug älter sind, als die kantigen Töpfe, die schon sehr an die Gefässformen der frühen Bronzezeit erinnern.

Über den Brunnenfund von Herrnprotsch Kr. Breslau siehe die folgende Abhandlung.

<sup>1)</sup> Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit, Königsberg, 1882 S. 51.



Im Nimptscher Kreise sind als Siedlungsstätten zunächst der Kupferberg bei Dankwitz und die Tavale bei Trebnig zu nennen. Auf dem Gipfel des 35 m hohen Kupferberges stellte Dr. Postler bei der Untersuchung eines dort befindlichen slawischen Reihengräberfeldes das Vorhandensein neolithischer Wohngruben fest. In einer solchen Grube fand er zwei grosse Spinnwirtel, eine Garnspule, Scherben grosser gelbbrauner Gefässe mit Fingertupfenleisten, ein Stück von einem grossen Fusschalen-ähnlichen Gebilde mit Schnurösen, das aber anscheinend keinen Boden gehabt hat, und einen schnurverzierten Scherben, bei dem von zwei wagerechten Linien fransenartige Bündel abwärts laufen. Später kamen noch mehrere Wirtel, ein Stück von einem Serpentinhammer und ein kleiner Feuersteinkeil wie Abb. 117 hinzu. (Inv. Nr. 1316—1321 : 03; 385/86 : 07 10—13 : 13.) — Auf der Tavale bei Trebnig sind des öfteren Aschenschichten, Herdstellen,

Skelette und Altertümer beobachtet worden<sup>1)</sup>. Das Museum besitzt von dort u. a. einen Fund von drei Gefäßen (Inv. Nr. 249/51 : 94): a) einem 60 cm hohen Eimer mit einer Reihe von Tupfen und kleinen Warzenerhöhungen am Rande, b) einer 45 cm hohen Amphore mit doppelkonischem Bauche, an dessen Umbruche drei Schnurösen sitzen, und zylindrischem, durch senkrechte Meisselstiche verziertem Halse, c) einem kleinen Krüge, dessen rechtwinklig geknickter Henkel durch Längsreihen von Schrägstichen verziert ist (Abb. 191—193). Die Gefäße sollen in der Nähe eines Feuerherdes mit der Mündung nach unten dagestanden haben. Die letztere Angabe bezieht sich wohl nur auf die beiden grossen Gefäße; denn von dem kleinen wird berichtet, dass darin ein gleichfalls abgelieferter Spinnwirtel von 5,5 cm Durchmesser (Inv. Nr. 252 : 94) gelegen habe. Die verkehrte Stellung erinnert an den gleichartigen Fund von Landau Kr. Neumarkt, der aus vier grossen Vorratsgefäßen bestand, darunter zweien vom Typus der Abb. 135<sup>2)</sup>.

Drei andere Gefäße aus Trebnig dürften Grabbeigaben gewesen sein. Es sind dies Inv. Nr. 541 : 04, ein 11 cm hoher schwarzer Kugelbecher, auf dessen Boden ein gleicharmiges Kreuz und auf dessen Schulter eine Zickzacklinie eingeschnitten ist, Inv. Nr. 6551, ein 14 cm hoher, 18 cm weiter schwarzbrauner Becher von Trichterform mit drei nasenartigen Vorsprüngen an der Grenze zwischen Unter- und Oberteil (Abb. 184) und Inv. Nr. 7369b, ein 24 cm hoher dunkelbrauner Henkeltopf mit kantigem Umbruch, an welchem in der Mitte fünf, rechts und links je zwei Rundbuckelchen angebracht sind. Zwei scharfe, über dem Henkel weglaufende Horizontalfurchen bilden die Grenze zwischen dem nur ganz fein eingeritzten Hals- und Schultermuster. Form und Verzierungsart verweisen dieses Gefäss in den Ausgang der jüngeren Steinzeit.

Die nächst Nosswitz wichtigste Fundstelle ist wiederum Jordansmühl. Zwölf von den steinzeitlichen Gruben, nahezu ein Fünftel der Gesamtzahl, enthielten nordische Keramik. Es waren zumeist flach-muldenförmige Keller oder Abfallgruben von 2 m Durchmesser und 1 m Tiefe, doch auch richtige Hüttenplätze mit einem Steinherd in der Mitte und stattlichen Anhäufungen von Wandlehm in den Vertiefungen. Diese Gruben lagen unterschiedslos zwischen solchen des Jordansmühler Typus, zum Teil dicht daneben, in keinem Falle aber von ihnen unter- oder überschritten, wie man bei Ansiedlungen



Abb. 199. Grab 28 aus Jordansmühl. 1 : 20

<sup>1)</sup> Schlesiens Vorzeit II 221 und 235 ff.; VI 65; VII 244 und 556.

<sup>2)</sup> Schlesiens Vorzeit N. F. IV 44.

ungleichen Alters erwarten müsste. Ja, in drei Fällen erwies sich die eingestreute Topfware mit Jordansmühler, und in zweien ausserdem noch mit Stichreihenkeramik gemischt, ohne dass die Schichtung irgend welchen Anhalt für eine verschiedenzeit-

liche Ablagerung ergab. Blicke hiernach noch ein Zweifel über das chronologische Verhältnis der nordischen zur Jordansmühler Kultur, so würde er durch die Grabfunde Nr. 20 und 28 behoben, in denen neben doppelhenkligen Krügen und Näpfen, von der Art der Seite 4 abgebildeten, Kragenfläschchen, Trichterrandgefässe und andere megalithkeramische Formen auftreten. Was in einem Grabe niedergelegt ist, kann selbstverständlich nicht aus verschiedenen Zeiten stammen. Das eine dieser beiden Gräber deutete auch durch seine Umfriedung mit einer rechteckigen Steinsetzung und die Beigabe von drei Bernsteinringen auf nordische Beziehungen hin (Abb. 199).

Abb. 200 gibt den Grundriss und Schnitte zweier zu einem Hüttenplatz gehörigen Gruben wieder. Pfostenlöcher wurden bei ihnen trotz scharfen Zusehens nicht bemerkt. Wenn sie nicht über 0,75 m eingetieft waren, bis wohin die dunkle Kulturschicht reicht, können sie sich der Beobachtung leicht entziehen. Die Grube 58 zeichnete sich bei 0,60 m Tiefe als unregelmässiges Viereck von 1,85 : 1,25 : 1,40 : 2,00 m Seitenlänge ab. Bei 0,90 m Tiefe entwickelte sich daraus ein annäherndes Oval von 1,20 : 1,70 m Durchmesser, das sich nach unten zu verjüngte, dann aber gegen Südwesten hin eine starke, schräg abwärts laufende Ausbauchung zeigte. Der Inhalt der Grube bestand in der oberen Hälfte aus dunkler, mit Kohle vermischter Erde, in der unteren aus eingeschüttetem feinem Sande. Bei 0,80—0,90 m Tiefe lagen in der Mitte eine grössere Anzahl mürbe gebrannter kopfgrosser Herdsteine. Ungefähr ebensoweit reichte die Hauptmasse der Scherben, Lehmbröcken und Tierknochen. Doch fand sich ein Rindskiefer noch bei 1,80 m Tiefe auf der Sohle der erwähnten Ausbauchung. Die Scherben stammten grösstenteils von grobem Küchenschirr, es befanden sich aber darunter auch viele Stücke von Fusschalen, wie Abb. 1 und 2, Näpfen, wie Abb. 4, und doppelhenkligen Krügen mit Strichmustern, wie Abb. 5—9, und andererseits von megalithkeramischen Gefässen mit Tiefstichverzierung, namentlich Randstücke mit Strichzonen, wie Abb. 197, auch

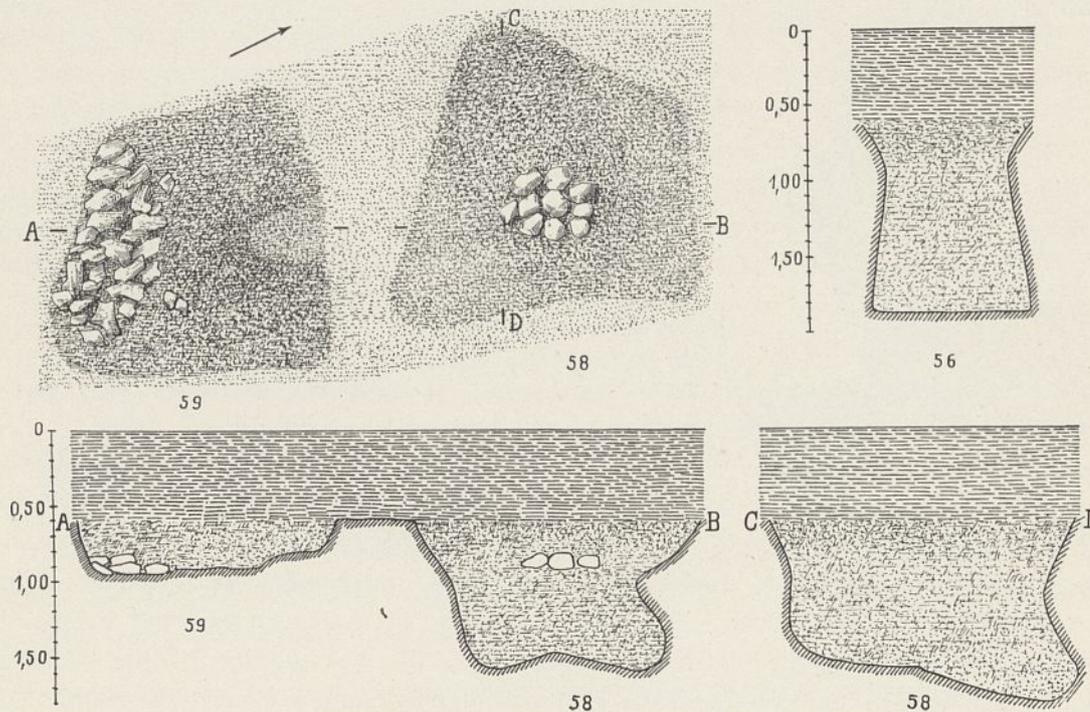
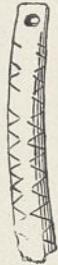


Abb. 200. Grundriss und Durchschnitte der Jordansmühler Gruben Nr. 59, 58 und 56. 1 : 50

Abb. 201  
 $\frac{1}{2}$ 

ein Scherben mit einfacher Schnurverzierung. Ausserdem wurden in der Oberschicht ein doppelkonischer und ein flachkonischer Spinnwirtel und fünfzehn Flintabschläge aufgelesen (Inv. Nr. 104—112:08). — Durch einen leeren Zwischenstreifen von 0,50—1 m Breite war die Grube von der benachbarten Grube 59 getrennt. Diese hatte bei 0,60 m Tiefe ebenfalls viereckigen Grundriss, ging dann aber in eine rundliche flache Mulde mit unebenem Boden über. In der Mitte der Nordseite schob sich in sie ein 0,40 m breiter nasenartiger Vorsprung ein, der nach der Grubenmitte zu flach verlief. Auf dem Grunde, besonders im südlichen Teile, lagen eine Menge rotgebrannter Lehmstücke mit Abdrücken von 3—4 cm dicken Zweigen. Die Füllung enthielt in allen Tiefen vereinzelt Scherben, Flintstücke und Tierknochen, auch den Schneidenteil einer scharf geschliffenen Hacke aus hellgrauem Schiefer und ein 7 cm langes, zum Anhängen bestimmtes Knochen-Schmuckstück mit Zickzack-Verzierungen (Abb. 201). Die Scherben gehörten wiederum teils dem Jordansmühler, teils dem nordischen Typus an (Abb. 195, 197). Die enge Zusammengehörigkeit der Gruben 58 und 59 wurde dadurch bewiesen, dass aneinanderpassende Scherben eines Trichterrandgefässes mit Strichzone in beiden Gruben verteilt lagen (Inv. Nr. 114—118:08).

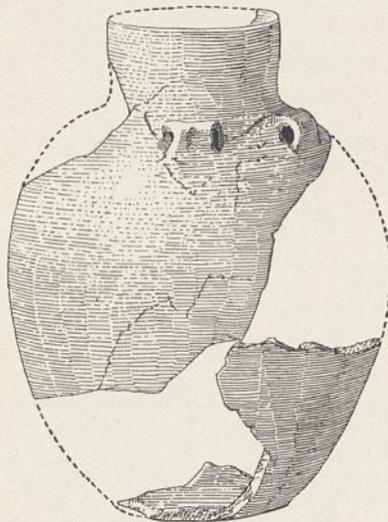
Dieselbe Abbildung zeigt rechts oben den Durchschnitt einer schachtförmigen runden Abfallgrube mit ausschliesslich megalithkeramischem Einschlag. In allen Tiefen lagen Scherben, Flintspäne, Knochen vom Rind, Schwein und Schaf und Flussmuscheln verstreut, in der Nähe des Bodens aber bildeten diese Abfälle eine 25 cm dicke, eng zusammengedrückte Masse. Von grösseren Gefässresten wurde hier der Oberteil einer schwarzen Amphore, ähnlich Abb. 202, gefunden (Inv. Nr. 91—93:08).

Überwiegend megalithkeramischen Inhalt hatte auch die Grube 35. Sie zeichnete sich bei 0,50 m Tiefe als Oval von 3,00 : 1,80 m ab und reichte noch etwa 0,25 m muldenförmig in den Letteboden hinein. In dieser untersten Schicht lagen viele Scherben meist grösserer Gefässe, darunter solche von Eimern mit gekerbten Randleisten, wie Abb. 133, von weitmündigen Töpfen mit breiten Schnurösen und Warzenreihen an der Halsgrenze (Abb. 227) und von einer schlanken schwarzen Amphore (Abb. 202). Ferner fanden sich dabei Trümmer eines Trichterrandbechers mit halbmondförmigen Meisselstichen als Randeinfassung und zweier reich gemusterter Gefässe mit Schnurverzierung in Verbindung mit eingestochenen Leiterbändern

(Abb. 210). Als fremde Bestandteile wurden zwei Scherben eines Gefässes mit Stichreihen-Verzierung, ähnlich etwa Abb. 54 und 55, und eines Gefässes vom Jordansmühler Typus, wie Abb. 12 und 14, gefunden (Inv. Nr. 36—42:06). Die Grube stand durch einen 0,90 m langen, 0,50 m breiten leicht gekrümmten Graben von 0,10—0,15 m Tiefe mit der östlich angrenzenden Abfallgrube 36 in Verbindung, die bei ähnlicher Form und Grösse von bestimmbar Scherben lediglich Jordansmühler Typus aufwies. Den gleichen Charakter hatten auch die nördlich anstossenden Gruben 33 und 34 und ein dicht am Westrande der Grube 35 angelegtes Kindergrab (Nr. 36), während die südwestlich davon angrenzende Grube 43 wieder Mischung von Jordansmühler, Stichreihen- und Tiefstich-Keramik erkennen liess.

Über die Jordansmühler Gräber mit nordischer Keramik, insbesondere das Grab 20 vgl. meine ältere Arbeit S. 128 [14].

Ein Vergleich der Nosswitzer Töpferei mit der entsprechenden von Jordansmühl weist neben vielem Übereinstimmenden doch auch einige Abweichungen auf. Gemeinsam sind beiden die typischen Gefässformen, die Eimer mit Tupfenreihen, die weitmündigen Töpfe mit Warzen und Schnurösen um den Rand, die Trichterrandgefässe und Kragenflaschen (Abb. 198), die enghalsigen Amphoren und einhenkligen Krüge (Abb. 194). Es fehlen aber in den

Abb. 202. Jordansmühl.  $\frac{1}{5}$

Jordansmühler Gruben die reicher verzierten Gefässe. Häufiger sind nur die Strichzonen als Hals- und Randeinfassung (Abb. 196, 197) und Reihen rundlicher Eindrücke mit rauhem Grunde (Abb. 195). Vielleicht ist diese, wie wir noch sehen werden, ganz im Sinne der Entwicklung liegende Verarmung der Ornamentik ein Hinweis auf eine etwas spätere Entstehungszeit. Hierfür spricht auch das vereinzelte Auftreten von Formen aus der zweifellos jüngeren Gruppe mit eingeritzter Verzierung, von der im nächsten Kapitel die Rede sein wird. Denn es liegt kein Grund vor, anzunehmen, dass zwischen ihnen und den übrigen Erscheinungen eine grössere Lücke der Besiedlungsfolge klafft.

Für eine Verbindung des nordischen mit dem Jordansmühler Typus haben wir noch ein zweites Zeugnis in den Funden, die aus der Umgebung von Troppau in die prä-historische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien gelangt und von M. Hoernes in der S. 36 angeführten Schrift beschrieben worden sind. Der Hauptfundort war eine nordöstlich von Troppau am rechten Ufer der Oppa sich hinziehende Hügelkette im Rücken des Dorfes Katharein und davon wieder vornehmlich eine zunächst der Talsohle, also in weniger abgeschwemmtem Gebiete gelegene Stelle bei der Ziegelei Wallik. Hier hat man beim Abschachten der Ziegelerde, eingebettet im gelben Lehm, die mit schwarzgrauem fettem Boden gefüllten Hausgruben einer alten Niederlassung freigelegt. Die kleineren Vertiefungen waren trichter- oder flaschenförmig und lieferten gewöhnlich nur geringfügige Kulturreste. Die grösseren waren kesselförmig, 1,5—2,5 m tief, 1,5—3 m breit, und lagen in Abständen von 3—5 m in drei Reihen, die sich von Westen nach Osten längs der Talsohle in einer Breite von 200—300 Schritten erstreckten. Aus ihnen stammen fast alle wichtigeren Altertümer, doch brachte es der Ziegeleibetrieb mit sich, dass der Inhalt der einzelnen Gruben nicht beisammgehalten werden konnte. Der all-gemein-steinzeitliche Charakter der Funde steht ausser Frage, die Tonware aber gehört ersichtlich zwei verschiedenartigen Gruppen an. Die eine wird durch eine grosse Zahl pilzförmiger Fusschalen, wie Abb. 1, und ähnlich gebildete fusslose Schalen vertreten, die andere durch eine fast vollzählige Auswahl der Typen des Nosswitzer Formenkreises



Abb. 203  
Badewitz  $\frac{1}{4}$

mit Einschluss der Kragenflaschen und der weiss eingelegten Tiefstichverzierungen (Leiterbandmuster). Wenn nun auch in diesem Falle das gemeinsame Vorkommen der beiderseitigen Typen in denselben Gruben nicht ausdrücklich verbürgt ist, so haben wir doch auch keinen Anlass, ihr Verhältnis in Troppau anders aufzufassen, wie es sich in Jordansmühl dargestellt hat, vielmehr dürfen wir aus dem wiederholten Zusammen-treffen der beiden Kulturen folgern, dass ihre Träger in Schlesien eine Zeitlang nebeneinander gelebt und gehaust haben. Die Brücke zwischen dem mittel- und österreichisch-schlesischen Gebiete wird durch Funde aus den Kreisen Ohlau, Leobschütz und Ratibor geschlagen.

Kreis Ohlau. Das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz bewahrt ein im Kreise Ohlau gefundenes Kragenfläschchen von derselben Form wie Abb. 203. Vgl. Kossinna, Mannus II S. 62.



Abb. 204 Kulmsee Kr. Thorn<sup>1)</sup>; 205, 206 Gingst auf Rügen<sup>2)</sup>.

Badewitz Kr. Leobschütz. Als Geschenk des Herrn Seminarlehrers Hoffmann in Oberglöggau besitzt unser Museum eine 12,5 cm hohe rötlichgelbe Kragenflasche (Inv. Nr. 1509:02, Abb. 203). Über die Fundumstände ist nur bekannt, dass sie nördlich vom Dorfe, in der Nähe der Wassermühle, auf dem Felde des Gutsbesitzers Fuchs ausgegraben worden ist. Von älteren Funden aus Badewitz bewahrt das Museum einen Scherben vom Halse eines wahrscheinlich megalithkeramischen Gefäßes (Inv. Nr. 349:88) und eine Steinkeule mit Schäftungsrinne (Inv. Nr. 72:90).

Bieskau, Kr. Leobschütz. Auf dem Lammich'schen Felde, das an der Südseite des Dorfes auf der höchsten Stelle einer 5–6 m hohen, mit Löss bedeckten Bodenwelle liegt, wurde im Frühjahr 1879 beim Lehmschachten in etwa 2 m Tiefe das Skelett eines unverbrannten Leichnams ausgegraben. Es lag mit dem Kopfe nach Westen und den Füßen nach Osten. Eine Tonschüssel von gelblicher Masse stand hinter dem Kopfe, und links von diesem lag ein polierter, aber schon stark verwitterter Axthammer aus Serpentin. Nur dieser blieb erhalten und wurde von Oberstleutnant a. D. Stöckel in Ratibor für das Breslauer Museum gerettet (Inv. Nr. 9802). Er entspricht dem Typus Schlesiens Vorzeit N. F. III 20 Fig. 64, ist aber durch Neuschärfung der Schneide stark verkürzt.

Nach Angabe des Bauers Lammich waren schon vorher auf seinem Felde beim Ausschachten von Ziegelerde drei oder vier Skelette in mannstiefen, schwarzen Gruben gefunden, aber nicht beachtet worden (Schlesiens Vorzeit III 485). Bei einer Besichtigung der Fundstelle bemerkte Oberstleutnant Stöckel auf dem Nachbarfelde an einer durch das Lehmschachten entstandenen Wand eine kesselartige schwarze Grube. In der Hoffnung, hier auf ein neues Grab zu stossen, liess er sie bis auf den gelben Lehm 2 m tief ausheben, ohne etwas anderes als Scherben, gebrannte Lehmklumpen, Knochensplitter und geringe Kohlenstückchen anzutreffen (Inv. Nr. 9805). Es lag also augenscheinlich eine Wohn- oder Abfallgrube vor. Die Scherben bestehen aus grobsandiger oder mit roten Granitbrocken gemischter Masse und sind an der Oberfläche mit einem schwärzlichen Tonanstrich versehen. Zwei Scherben sind verziert; an dem einen bemerkt man einen wagerechten Schnureindruck, an dem anderen eine in Tiefstich ausgeführte Zickzacklinie und Strichzone und von dieser ausgehende Parallelreihen von schrägen Schnurabdrücken (Abb. 222). Ein drittes Gefäßbruchstück war mit angeklebten Rippen versehen (vgl. Abb. 173 u. 179).

Im Sommer 1907 fand man beim Bahnbau Bauerwitz—Troppau unweit Bieskau abermals ein Skelett mit einem 12,5 cm langen Steinhammer von ähnlicher Form, wie der oben erwähnte. Durch Herrn Bauunternehmer Maciejewski in Bieskau wurde auch dieser dem Museum überwiesen. (Inv. Nr. 244:07.)

<sup>1)</sup> Nach Conventz, Das Westpreussische Provinzial-Museum 1880—1906, Tafel 43.

<sup>2)</sup> Nach Photographien des Museums in Stralsund, deren gefällige Darleihung ich Herrn Königl. Baurat Gummel zu danken habe. Vgl. Verhandl. d. Berlin. anthrop. Ges. 1896 S. 350.



Abb. 207 Ostorf bei Schwerin<sup>1)</sup>; 208 Schleswig-Holstein<sup>2)</sup>; 209 Gegend von Osnabrück<sup>3)</sup>

Ottitz, Kr. Ratibor. Unter dem 30. Oktober 1878 berichtet Oberstleutnant Stöckel in Ratibor an das Breslauer Museum über neu aufgefundene Spuren einer vorhistorischen Bevölkerung in der Umgegend von Ratibor. Unter anderem beschreibt er eine durch die Lehmgrube des Zimmermeisters Wanke angeschnittene Kulturschicht im südöstlichen Winkel des Kreuzungspunktes der Strassen Ratibor—Troppau und Ottitz—Studzienna. Ihre nördliche Wand bestand fast durchweg aus hartem braunem Boden, der nur von mehreren herdartigen Vertiefungen unterbrochen war. Diese zeigten rotgebrannte Ton- und Aschenschichten, untermischt mit Kohle, Knochen und Scherben. Ebenso zeigten sich solche, sowie auch Feuersteinmesser, in der braunen Kulturschicht. Von den eingesandten Proben war ein dunkelbrauner Scherben mit roh eingeschnittenen Zickzacklinien und Strichzone verziert (Inv. Nr. 8676b).

Bei der Ausgrabung im Jahre 1910 (Schlesiens Vorzeit N. F. VI 33) wurden von der Oberfläche ausser den gewöhnlichen handkeramischen Scherben auch einige von nordischem Typus aufgelesen. Zwei Randstücke (Inv. Nr. 197, 11) waren reich verziert. Das eine stammte von einem schwarzbraunen dünnwandigen Gefässe von feiner Masse und ähnlicher Form, wie Abb. 187; um seinen Hals laufen zwei Reihen schraffierter Dreiecke, die durch Schnureindrücke hergestellt sind (Abb. 224). Das andere, schwarz, von gröberer, mit vielen Quarz- und Glimmerkörnchen vermischter Masse, zeigt ein ähnliches Muster, bei dem jedoch statt der Dreiecke Halbkreise eingesetzt und zwischen die beiden Reihen eine durch breite Meisselstiche hergestellte Strichzone eingeschoben ist (Abb. 225).

Die Verbreitung unserer Gruppe reicht also durch das ganze Odertal von Glogau aufwärts bis nach Österreich-Schlesien hinein. Wir können sie auch noch weiter östlich und südlich verfolgen<sup>4)</sup>, namentlich hat Mähren eine Anzahl verwandter Funde aufzuweisen<sup>5)</sup>. Aber ihre Wurzeln liegen diesmal scheinbar in einer anderen Richtung. Alles, was

<sup>1)</sup> Nach Beltz, Steinzeitliche Funde in Meklenburg, Schwerin 1897, S. 80.

<sup>2)</sup> Nach Mestorf, Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein, Hamburg 1885, Tafel XVI 135.

<sup>3)</sup> Nach Altertümer unsrer heidnischen Vorzeit Bd. I Heft III Tafel 4,8.

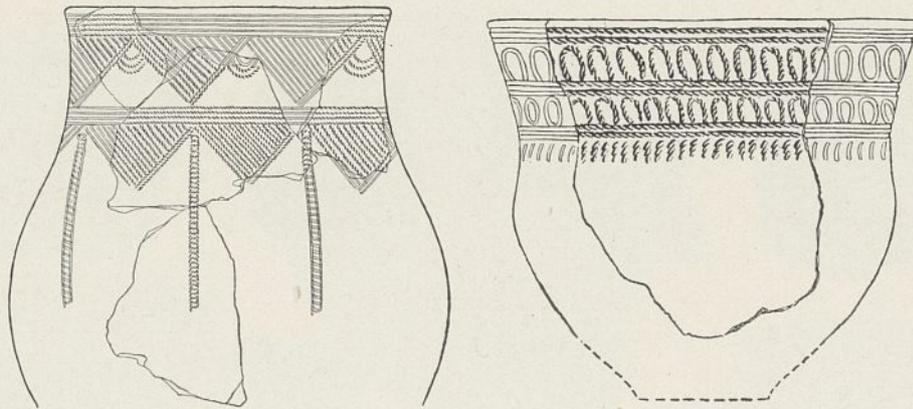
<sup>4)</sup> Genauere Nachweise in meiner älteren Arbeit und bei Kossinna, Mannus II 61 ff. — Eine der Nosswitzer z. T. überraschend ähnliche Ornamentik zeigen manche Tonscherben aus dem Pfahlbau von Ripaç in Bosnien. Man findet dort in Stichtchnik oder durch Schnurabdrücke ausgeführt zwei- oder dreizeilige Halslinien, von denen Girlandenbögen, Zickzackbänder, schraffierte Dreiecke herunterhängen, ganz wie es auf unserer Abb. 170, 171 h und v zu sehen ist. Auch für die plastische Knubbenverzierung Abb. 173 und 179 und die zipfelige Henkelbildung Abb. 137 und 158 gibt es dort Beispiele. Wissenschaftl. Mitteil. aus Bosnien und der Herzegowina V Taf. XXXII—XXXVI.

<sup>5)</sup> J. L. Červinka, Moravské starožitnosti (Mährens Altertümer) II 178—199. — J. Palliardi, Wiener prähist. Zeitschr. I 265. — Für Böhmen vgl. den Aufsatz von Jira über nordische und thüringische Keramik im Pravěk 1910 S. 162.

wir zu ihrer Kennzeichnung angeführt haben, die Gefässformen, die Technik und die Muster der Verzierungen, findet sich in ähnlicher Weise in der Megalithkeramik Norddeutschlands und z. T. auch Dänemarks und Südkandinaviens. Nicht, als ob volle Übereinstimmung herrschte; örtliche und landschaftliche Unterschiede gibt es überall, und auch Schlesien wahrt hier, wie sonst, seine Eigenart. Jedoch man braucht nur die S. 52/53 abgebildeten Gefässe aus Westpreussen, Rügen, Mecklenburg, Schleswig, Hannover mit unseren Nosswitzern zu vergleichen, um sich zu überzeugen, dass aus allen derselbe Stil, dasselbe Formempfinden spricht, ein Stil, der auf der unbewussten Anwendung gemeinsamer ästhetischer Grundanschauungen beruht. Damit ist freilich nicht gesagt, dass die Stilwanderung von Norden nach Süden gegangen ist. Es könnte auch umgekehrt gewesen sein, und in der Tat wird dies von manchen Archäologen angenommen. Haarscharf beweisen lässt sich weder das eine, noch das andere. Es gelten in solchen Dingen immer nur Wahrscheinlichkeitsgründe, deren Gewicht je nach dem Standpunkt des Beurteilers verschieden wirkt. Auch soll ohne weiteres zugegeben werden, dass einzelne Elemente dieser Töpferkunst ursprünglich aus dem Mittelmeergebiete stammen und sich von dort in langsamer Wanderung von Volk zu Volk über West- und Mitteleuropa nach dem Norden verbreitet haben<sup>1)</sup>. Aber hier handelt es sich nicht um die allgemeine Frage, wie der nordische Stil entstanden, sondern um die besondere, wie sein Auftreten in Schlesien zu erklären ist. Von einer der anderen einheimischen Gruppen kann er nicht abgeleitet sein; da fehlt jede Brücke. Gegen sein allmähliches Aufkommen durch Kulturmitteilung aus Ländern mit einer vorgeschrittenen Zivilisation spricht das Unvermittelte seines Auftretens und seine erweisliche Gleichzeitigkeit mit dem Jordansmühler Typus und der Stichreihenkeramik. Dieses Zusammentreffen lässt sich kaum anders erklären, als durch das Erscheinen einer neuen Bevölkerung, die sich neben der alten festsetzt und ihren eigenen Kunststil mitgebracht hat. Ist man aber einmal zu dieser Annahme gezwungen, so sprechen alle Umstände zu gunsten einer Einwanderung von Norden und Nordwesten her, aus Gegenden, wo man in dieser Zeit überhaupt keinen anderen keramischen Stil oder höchstens versprengte Stücke von fremder Machart kennt, während man im Süden umsonst nach einem geeigneten Ausgangspunkte sucht. Es sei daran erinnert, dass in Verbindung mit nordischer Keramik in Schlesien noch andere zweifellos nordische Erscheinungen, wie grössere Feuersteingeräte, Bernsteinschmuck und Steinschutz des Grabes, vorkommen. Die ziemlich zahlreichen Einzelfunde von Feuersteinäxten nordischen Gepräges<sup>2)</sup> werden wir hiernach wohl gleichfalls dieser Stufe zuzuweisen haben. Im Schlusskapitel wird gezeigt werden, dass auch die Lage in den Nachbarländern der vorgetragenen Auffassung günstig ist, und dass diese vor allem in der Chronologie eine starke Stütze findet.

1) Diese Auffassung wird hauptsächlich von den skandinavischen Archäologen vertreten. Vgl. z. B. Montelius, *Der Handel in der Vorzeit*, *Prähist. Zeitschr.* II 271, S. Müller, *Urgeschichte Europas*, S. 22, und *Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie* 1913 S. 292 n. o.

2) *Schlesiens Vorzeit* N. F. III 13.

Abb. 210. Jordansmühl; 211 Milzig.  $\frac{1}{3}$ 

## V. DIE SCHNURVERZIERTE KERAMIK

Das Eindrücken derber Schnüre in den feuchten Ton ist gewiss eine der primitivsten Verzierungsweisen. Sie entsteht aus dem Umwickeln und Verschnüren der Gefäße sozusagen von selbst. Gleichwohl ist ihre Anwendung auf bestimmte Gruppen der steinzeitlichen Töpferei beschränkt. Die eigentliche Schnurkeramik, d. h. diejenige Gruppe, bei der die Verzierungen ganz überwiegend in dieser Technik ausgeführt sind und mit gewissen, scharf ausgeprägten Gefäßformen, besonders dem geschweiften Becher und der weitbauchigen, zweihenkligen Schnuramphore, sowie mit ebenso charakteristischen Steingeräten, besonders dem vielkantig geschliffenen („facettierten“) Axthammer (Abb. 243) Hand in Hand gehen — diese Schnurkeramik im engeren Sinne scheint ihre Heimat im Elb-Saalegebiete gehabt und sich von dort aus über Mittel- und Osteuropa verbreitet zu haben. Ausserdem tritt die Schnurverzierung auch in der Megalith-Keramik und ihren mitteldeutschen Abarten, namentlich der Kugelamphorengruppe auf. Schon daraus ergibt sich, dass sie eine lange Dauer gehabt haben muss. Die vielumstrittene Frage, ob sie an den Anfang oder das Ende der neolithischen Entwicklung zu setzen sei, dürfte dahin zu beantworten sein, dass der Schnureindruck an sich überhaupt keinen Anhalt für die Zeitbestimmung gewährt. Er gehört innerhalb eines umschriebenen Gebietes zum eiseren Rüstzeug der neolithischen Töpferkunst, dessen Beliebtheit nach Ort und Zeit mehr als einmal gewechselt hat<sup>1)</sup>.

In Schlesien haben wir die Schnurverzierung als eine fast ständige Begleiterin der Keramik vom nordischen Typus kennen gelernt. Sie erscheint hier sowohl für sich, als einziger Schmuck von Gefässen megalith-keramischer Siedlungen, als auch mit dem Tiefstich zu gemeinsamen Mustern verschmolzen, sodass an dem gleichzeitigen Gebrauch der beiden

<sup>1)</sup> Eine bequeme Übersicht über die einschlägigen Arbeiten enthalten die *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit*, V. Band S. 56, 279 und 391 (Schumacher). Wichtiges neues Material bietet die Abhandlung von Sophus Müller: *Sonderjyllands Stenalder*, in den *Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie* 1913.

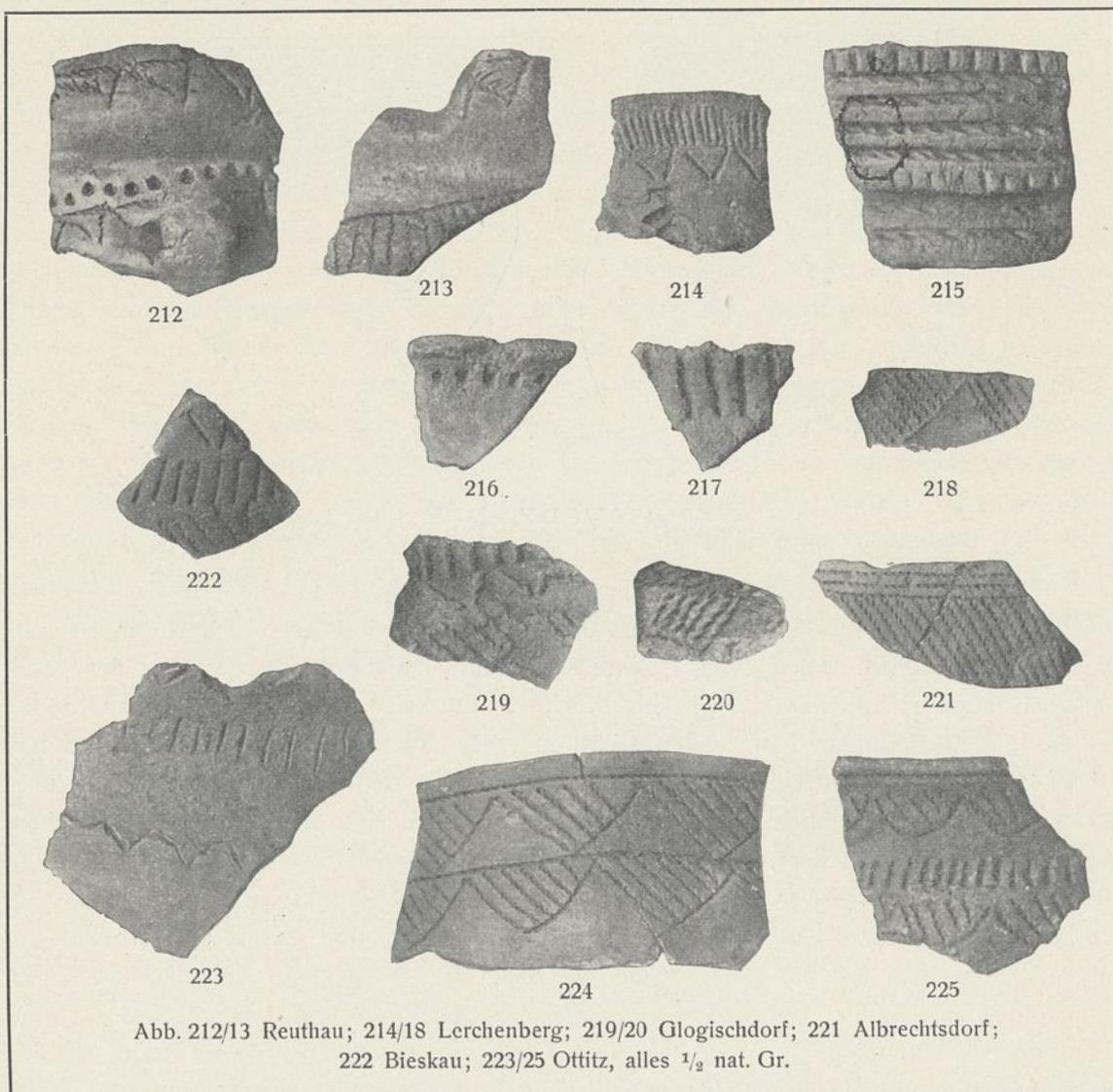
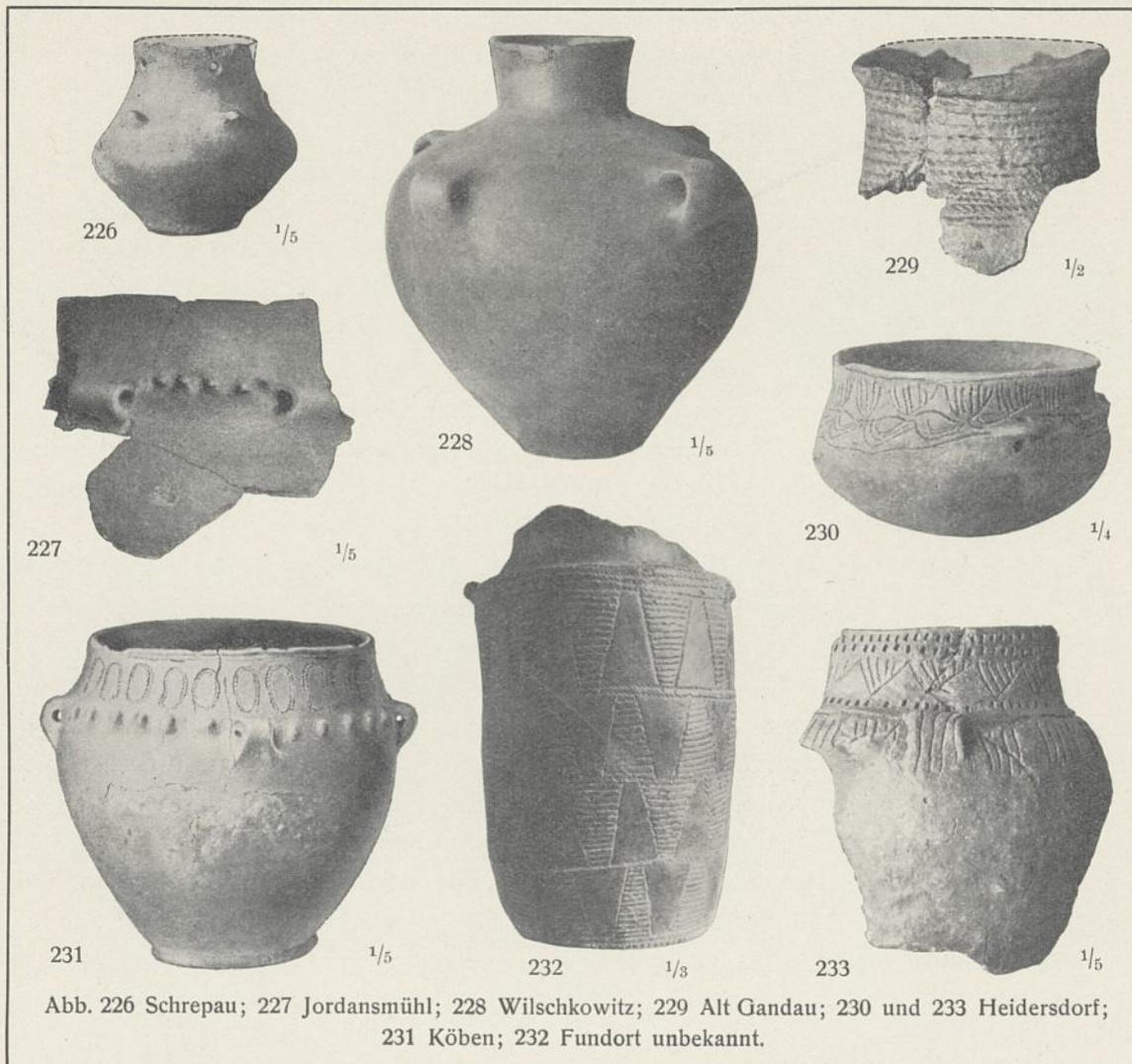


Abb. 212/13 Reuthau; 214/18 Lerchenberg; 219/20 Glogischdorf; 221 Albrechtshaus; 222 Bieskau; 223/25 Ottitz, alles  $\frac{1}{2}$  nat. Gr.

Zierweisen nicht zu zweifeln ist. Indessen scheint es, dass die Schnurverzierung, obzwar von Anfang an vorhanden, doch erst so recht in Aufnahme gekommen sei, nachdem der nordische Stil seinen Höhepunkt überschritten hatte. Wenigstens tritt sie in seiner Blütezeit (Stufe von Nosswitz) zahlenmässig und künstlerisch noch sehr zurück (S. 40). Sicher ist, dass sie ihn überdauert hat, denn wir finden sie noch in Übung zu einer Zeit, wo die Tiefstichmuster schon so gut wie verschwunden und durch eingeschnittene Linienmuster ersetzt sind. Demgemäss unterscheiden wir eine ältere und eine jüngere Stufe der schlesischen Schnurkeramik. Die ältere ist im Grunde nur eine Teilerscheinung der nordischen Gruppe und hauptsächlich aus Ansiedlungsfunden bekannt. Die jüngere fällt mit den Ausklängen dieser Gruppe in die Schlussphase der Steinzeit und wird durch Grabfunde, wie die S. 67/69 abgebildeten, dargestellt.



Als Fundorte schnurverzierter Scherben in Verbindung mit Tiefstichkeramik wurden im vorigen Abschnitte Nosswitz, Lerchenberg und Glogischdorf Kr. Glogau, Reuthau Kr. Sprottau, Schlabitz Kr. Guhrau, Gross Lahse Kr. Militsch, Dankwitz und Jordansmühl Kr. Nimptsch, Ottitz Kr. Ratibor und Bieskau Kr. Leobschütz genannt.<sup>1)</sup> Ihnen reihen sich durch Gleichheit der Muster an die weiter unten beschriebenen Funde von Milzig und Boyadel Kr. Grünberg, Kreischau und Köben Kr. Steinau, Leerbeutel, Woischwitz und Albrechtsdorf Kr. Breslau, Rankau, Kuhnau und Heidersdorf Kr. Nimptsch<sup>1)</sup>. Kennzeichnend für die Muster ist neben der Verquickung der Schnurabdrücke mit eingestempelten Strichzonen, Punktreihen, Leiterbändern und anderen Ele-

<sup>1)</sup> Im Mannus II S. 102 werden als schlesische Fundorte von Schnurscherben irrtümlich Woischau Kr. Glogau und Blottnitz Kr. Gr. Strehlitz angeführt. Es liegt wohl eine Verwechslung mit Weissholz und Ottitz vor.

menten des nordischen Stils die enge Schraffierung der Fläche namentlich durch schräg gestrichelte Dreiecke, die als Hals- und Schulterverzierung in einer oder mehreren Reihen von den wagerechten Grundlinien herunterhängen. (Abb. 210, 218—225, 233). Ein anderes Motiv ist die Bogenreihe, entweder in der Form stehender Langkreise oder Spiralen (Abb. 211, 231) oder girlandenartig fortlaufend und mit den Dreieckreihen abwechselnd

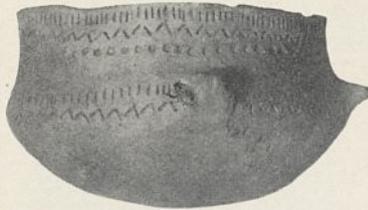


Abb. 234. Klein Rietz,  
Kr. Beeskow-Storkow.  $\frac{1}{4}$

(Abb. 210, 225, 230). Soweit die Gefässformen erkennbar sind, zeigen auch sie den Zusammenhang mit der vorher behandelten Gruppe. So entspricht Abb. 210 dem Topf Abb. 160, Abb. 211 den Trichterrandbechern, Abb. 230 der Schale von Schlabitze Abb. 187, die wieder ihr genaues Gegenstück in einem märkischen Gefässe (Abb. 234) hat, das zusammen mit schnurverzierten Kugelamphoren und einem Topfe von der Form der Abb. 231 in einem unterirdischen Steinkammergrabe gefunden worden ist.<sup>1)</sup>

Diese tonnenförmigen Töpfe mit Warzenreihe und gewöhnlich vier Henkeln sind uns gleichfalls schon in den megalithkeramischen Wohngruben von Nosswitz und Jordansmühl begegnet (S. 36 und 50, Abb. 167 und 227). Das Exemplar aus Köben (Abb. 231) soll in einer grossen regelmässigen Steinsetzung mit Resten von Leichenbrand gestanden haben — neben Wilschkowitz (S. 64) der zweite Fall angeblicher neolithischer Feuerbestattung in Schlesien. Es besteht aus rostbraunem, stark mit Quarzstückchen vermischem Ton, trägt vier Henkelösen und eine Reihe spitzer Warzen, und als Halsverzierung eine zweizeilige Schnurlinie und Spiralen. Zu ihm gesellt sich das Bruchstück Abb. 233 und 237 aus Heidersdorf Kr. Nimptsch, dessen Hals mit Strichzonen und schraffierten Dreiecken, und dessen Schulter und Henkel mit Fransenbündeln in Schnurabdrücken gemustert sind. Es hat mit der Schale Abb. 230 und den Gefässresten Abb. 235 und 238—244 zusammen in einer Grube gelegen, und man sieht leicht, dass unter diesen dieselbe Grundform, wenn auch mit allerhand Einschränkungen und Umänderungen, noch mehrfach wiederkehrt. Wir haben hier einen sicheren Beweis, dass der Formenkreis der Kugelamphoren, als deren Ursprungsbezirk Nordbrandenburg und Vorpommern gilt, auch nach Schlesien übergegriffen hat. Der „tonnenförmige“ oder „weitmündige“ Topf, die „offene Amphore“ oder wie man diesen Typus sonst zu benennen pflegt, tritt nämlich regelmässig im Gefolge der Kugelamphoren auf.<sup>2)</sup> Diese selbst sind zwar in ihrer klassischen Ausprägung bei uns noch nicht vorgekommen. Entfernte Ausläufer von ihnen sind aber wohl Gefässe wie Abb. 147 von Nosswitz und

<sup>1)</sup> Brunner, Die steinzeitliche Keramik der Mark Brandenburg, Braunschweig 1898, S. 6 ff — Olschhausen, Verhandl. d. Berlin. entrop. Ges. 1892, S. 151. — Die Vorlage zur Abb. 234 verdanke ich dem Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums in Berlin, Herrn Dr. Kiekebusch.

<sup>2)</sup> Götze, Zeitschr. f. Ethnol. 1900 S. 154 ff. — Schumacher, Altertümer unserer heidn. Vorzeit Bd. V S. 55. — A. Möller, Der Derflinger-Hügel bei Kalbsrieth, Jena 1912. — Mötelfindt, Zeitschr. f. Ethnol. 1915 S. 40; Prähist. Zeitschr. II 347, III 250. — Jacob, ebenda V 362. — Kossinna, Mannus I 231, II 67 f.

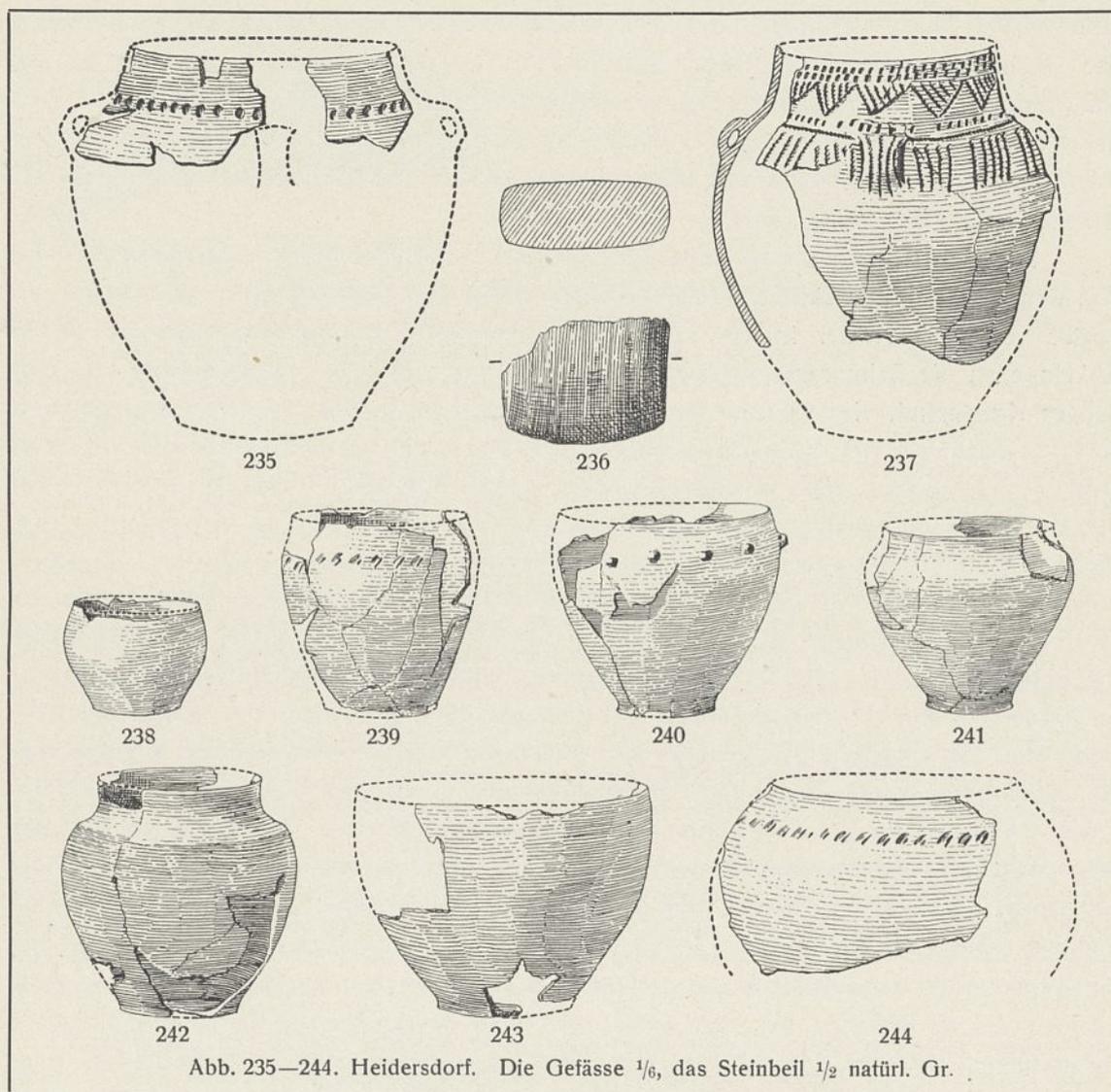


Abb. 235—244. Heidersdorf. Die Gefäße  $\frac{1}{6}$ , das Steinbeil  $\frac{1}{2}$  natürl. Gr.

die S. 90 abgebildeten von Herrnprotsch. Das lehrt der Vergleich mit den im Umriss ganz ähnlichen, dabei aber in der Weise der echten Kugelamphoren an Hals und Schulter mit Tiefstich- und Schnurmustern verzierten Kugelflaschen aus dem oberen Weichselgebiete.<sup>1)</sup> In diesen Kreis gehört ferner das Schrepauer Gefäß Abb. 226. Die beiden Henkel sind abgebrochen, aber ihre Stümpfe und Ansatzstellen verraten, dass sie an der Bildseite nahe beieinander gesessen haben. Diese absonderliche Henkelstellung findet sich in Brandenburg, Pommern und Posen bei einer späten Spielart der Kugelamphoren<sup>2)</sup>, und zwar erinnert unser Beispiel am meisten an Grabgefäße aus Rhinow im Westhavel-

<sup>1)</sup> Hadaczek, *Materialy antropologiczno - archeologiczne* Bd. IX (1907) Tafel 9, 10. — Kossinna, *Mannus* II 70.

<sup>2)</sup> Brunner a. a. O. S. 18. — Kossinna, *Zeitschr. f. Ethnol.* 1902 S. 173. — Schumann a. a. O. S. 81.

lande<sup>1)</sup>. Für die unverzierten Gefässe aus Heidersdorf haben wir Seitenstücke in solchen der Leichenbrandgräber von Flieth und Dedelow in der Uckermark<sup>2)</sup>, die sich in ihrer Ausstattung mit Steingeräten u. dgl. fast gänzlich dem nordischen Formenkreise (Stufe der Ganggräber) anschliessen. So liefert die Betrachtung der älteren schnurverzierten Tonware Schlesiens neue Stützen für die Herkunft der ganzen keramischen Gruppe aus Norddeutschland.

Einen westlichen Einfluss bezeugen kleine Gefässe mit engem zylindrischem Halse, von denen bisher nur einzelne Teile vorliegen (Abb. 229), die sich aber zu Bechern ungefähr von der Art der in der sächsischen Oberlausitz gefundenen<sup>3)</sup> ergänzen lassen. Anklänge an die Schnuramphoren zeigen Gefässe, wie Abb. 228: hochgewölbte und enghalsige Kruken mit vier bis fünf Henkeln auf der Schulter. Wie bei den Kugelamphoren, so ist ja auch hier der Unterschied von den Urformen ziemlich bedeutend, aber wiederum wird die Verbindung durch Zwischenglieder, diesmal aus der Oberlausitz, sicher gestellt, die bei gleichem Aufbau die typische Hals- und Schulterverzierung aufweisen<sup>4)</sup>. Echt thüringisch mutet hingegen die walzenförmige Büchse Abb. 232 an. Sie ist in vier Zonen von unten bis oben mit querschraffierten Dreiecken oder Rhomben auf blankem schwarzen Grunde gemustert, wobei die Einfassungs- und Trennungslinien durch Schnureindrücke, die Schraffierungen in Furchenstich hergestellt sind. Der Bodenrand ist gekerbt. An mehreren Stellen sind Reste weisser Ausfüllung der Vertiefungen zu bemerken. Der glatte Hals ist scharfkantig abgesetzt und beträchtlich verengt. Sein Rand ist abgebrochen. An der Umbruchkante sitzen, nicht genau gegenüber, zwei kleine, senkrecht durchbohrte Ösen. Ähnliche Büchsen sind aus dem Saalegebiete bekannt<sup>5)</sup>. Ein Exemplar des Berliner Museums aus Kötzschen Kr. Merseburg kann geradezu als Gegenstück des unsrigen bezeichnet werden<sup>6)</sup>. Zu ihm gehört ein ebenso reich verzierter zylindrischer Stülpedeckel mit zwei senkrecht durchbohrten Ansätzen am oberen Rande, entsprechend den gleichen Ansätzen an der Schulterkante des Gefässes. Es ist klar, dass auch unsere Büchse einen solchen Deckel getragen hat. So würde sie einen handgreiflichen Beweis unmittelbarer Berührungen zwischen der mitteldeutschen und schlesischen Schnurkeramik liefern, wenn man darauf bauen könnte, dass sie wirklich in Schlesien ausgegraben ist. Leider haben wir dafür nur Wahrscheinlichkeitsgründe. Sie stand ohne Herkunftsbezeichnung in der Gymnasialsammlung zu Neisse, wohin sie vermutlich vor langer Zeit durch einen Schüler gestiftet worden war. In ihrem Inneren lag ein 5 cm langes Stück von einem menschlichen Armknochen (Inv. Nr. 97: 07).

<sup>1)</sup> Brunner a. a. O. S. 17 Fig. 35 und 36.

<sup>2)</sup> Schumann a. a. O. Tafel XII—XXXVII.

<sup>3)</sup> Jahreshefte der Gesellsch. f. Anthrop. u. Urgesch. der Oberlausitz Bd. II S. 5—7.

<sup>4)</sup> Ebenda S. 2 Fig. 3. — Dass die schlesischen Amphoren in die Zeit der älteren Schnurkeramik gehören, beweisen die Funde von Albrechtsdorf Kr. Breslau.

<sup>5)</sup> Götze, Die Gefässformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flussgebiete der Saale, Jena 1891, S. 37 f., Fig. 21—24, 31.

<sup>6)</sup> Götze, Höfer und Zschiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, Würzburg 1909, S. 12 und Taf. II 16; Prähist. Zeitschr. I S. 52 und Taf. XIV 2.

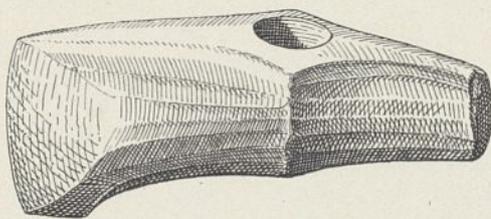


Abb. 245. Steinaxt aus Münsterberg.  $\frac{1}{2}$

Über jeden Zweifel erhoben werden die Beziehungen zum Elb-Saalegebiete durch die vielkantig geschliffenen Steinäxte, (Abb. 245) die, wie erwähnt, Leitformen der dortigen Schnurkeramik und in Schlesien durch eine Anzahl z. T. ausgezeichneten Arbeiten vertreten sind<sup>1)</sup>.

Milzig Kr. Grünberg. In der Oderniederung bei Saabor, 2,5 km südlich vom Dorfe Milzig, 0,2 km westlich vom linken Oderufer, wurden in einer durch den Deichbruch vom 17. Juli 1903 entstandenen 9 m tiefen Auskolkung durch Se. Durchlaucht Prinz Schönaich-Carolath auf Saabor unter anderen vom Hochwasser ans Land gespülten Gegenständen (z. B. einer Rengeweihstange und zwei bearbeiteten Metacarpen vom Edelhirsch) auch der Tonscherben Abb. 211 aufgelesen, den er dem Breslauer Museum schenkte (Inv. Nr. 46:04). Er stammt von einem schwarzen geschweiften Becher von etwa 18 cm Durchmesser, dessen Oberfläche mit einer glatten Deckschicht überzogen ist. Das den Hals dicht bedeckende Muster ist ganz aus Schnureindrücken hergestellt. Zwischen je zwei Horizontalen sind hoch-ovale Schleifenringe aneinandergereiht, als Abschlussum dient eine Reihe sichelförmiger Eindrücke. Die Bruchränder und die Verzierungen sind durch langjährige Einwirkung des Wassers glatt geschliffen.

Boyadel Kr. Grünberg. Unter einer Sammlung meist slawischer Scherben, die Se. Exzellenz Generalleutnant von Scheffer dem Museum durch Herrn Oberlandmesser Hellmich übersandte, befand sich auch ein Scherben mit mehrzeiliger Schnurumwicklung ähnlich Abb. 229. (Inv. Nr. 349:06).

Schrepau Kr. Glogau. Auf dem Acker des Gastwirts Joseph Senftleben, 15 Schritt westlich von der Holländermühle, wurde im Frühjahr 1907 das nachstehend beschriebene Tongefäss gefunden und durch Vermittlung des Herrn Gutsbesizers Leissner in Nosswitz dem Breslauer Museum zugewandt (Inv. Nr. 1:07). In nächster Nähe davon sind schon etwa zwanzig Jahre vorher beim Strassenbau menschliche Gebeine und Tongefässe aufgedeckt worden, sodass man auf einen dort vorhandenen Begräbnisplatz schliessen darf.

Beschreibung: Vase, hellgrau, durch Rauch geschwärzt, mit sphärischem Körper und hohem geschweiftem Halse. Dieser war überspannt von zwei hohen geschweiften Henkeln, die aber schon in alter Zeit abgebrochen sind. 1 cm unter ihren oberen Ansatzstellen sind zwei erbsengrosse kreisrunde Löcher durch die Wandung gebohrt, offenbar zu dem Zwecke, das Gefäss, nachdem die Henkel abgebrochen waren, an Schnüren aufhängen zu können. Am Halsansatz zwei flachrunde Warzen. Der grössere Teil der oberen Wandung fehlt. H. 11,5 cm. Abb. 226.

Kreischau Kr. Steinau. Auf dem Lerchenberge, einer sandigen Erhebung 1,4 km westlich vom Dorfe, die durch ihre beherrschende Lage zu einer Niederlassung gut geeignet war, fand Herr Fabrikbesitzer Frey aus Steinau Scherben neolithischer Gefässe. Einer davon rührt vom Halse eines gelblich-grauen Schnurbechers her und weist eine enge dreizehnzeilige Umwicklung auf. Ein unverziertes Randstück enthält den Abdruck eines Weizenkorns. (Inv. Nr. 1597/98:02.)

Köben Kr. Steinau. Über das Gefäss Abb. 231 vgl. Brunner, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1899 S. 81. Die Angaben über die Fundumstände rühren von Herrn Güterdirektor Neumann in Köben her, der den Fund bei Gelegenheit einer Ausgrabung im Frühjahr 1891 Herrn Dr. Weigel für das Berliner Königl. Museum übergab.

Leerbeutel Kr. Breslau. Beim Bau des Grossschiffahrtskanals wurden im Sommer 1915 nahe der Kolonie Leerbeutel aus dem Flussande allerlei Scherben zutage befördert, darunter auch solche mit reicher Schnurverzierung. Durch Herrn Univ. Prof. Dr. Schott gelangten sie ins Museum.

Woischwitz Kr. Breslau. Bei der Ausgrabung von 1891/92 sind neben Wohnplätzen und Gräbern des Jordansmühler Typus auch einige schnurkeramische festgestellt worden. So fanden sich in einer 0,7 m breiten und 1 m tiefen Abfallgrube (Grube III vom 5. X. 91), ausser vielen unverzierten, mehrere

<sup>1)</sup> Schlesiens Vorzeit N. F. III 21.

Scherben mit Schnureindrücken in Form schraffierter Dreiecke und wechselnden Schräglinien zwischen Horizontalen. (Inv. Nr. 1041 d:92.)

Alt-Gandau Kr. Breslau. Im Nachlass des Majors a. D. Thümmel in Alt-Gandau fand sich der Oberteil eines rötlich-gelben Gefäßes mit zylindrischem Halse und etwas aufgewulstetem Rande. Der Hals war in seiner ganzen Länge mit Schnureindrücken dicht bedeckt. (Inv. Nr. 289:98.) Das Stück stammt sicher aus einem zerstörten Grabe in der Nähe von Alt-Gandau. Abb. 229.

Albrechtsdorf Kr. Breslau. Auf den Feldern nördlich vom Gutshofe werden beim Pflügen häufig steinzeitliche Scherben gefunden. Unter den von Dr. Postler dem Museum übergebenen Probestücken (Inv. Nr. 262:07) war ein starker runder Henkel von derselben Art, wie sie an der Strachauer fünfhenkligen Amphore sitzen, und ein rötlich brauner Scherben mit Schnurverzierung (Abb. 221).

Rankau Kr. Nimptsch. In einer nahe dem Dorfe gelegenen Sandgrube bemerkte Dr. Postler zerstörte Abfallgruben, welche fettige schwarze Erde, Holzkohle, Knochen und Scherben enthielten. Von den Scherben gehören einige zu einem schwarzen schnurverzierten Gefässe. Den steilen Hals umgab ein aus zwei Horizontalen und einer Zickzacklinie gebildetes Band, darunter schlossen sich schraffierte Dreiecke an. (Inv. Nr. 752:01).

Kuhnau Kr. Nimptsch. 1,2 km nördlich von Kuhnau, hart an der Strasse nach Altenburg—Queitsch, liegt eine Sandgrube, in der sich häufig dunkel gefärbte Durchschnitte von Abfallgruben zeigen. Die Kulturreste rühren teils aus der Steinzeit, teils aus dem jüngeren Bronzealter her. (Inv. Nr. 682—694:01; 265/6:02; 69—82:13). Unter den neolithischen Scherben bemerkt man neben solchen mit Stichreihenverzierung auch schnurverzierte mit schraffiertem Dreieckmuster. Vgl. Seger, Die Steinzeit in Schlesien Taf. XIV (X) 11, 12.

Heidersdorf Kr. Nimptsch. Auf dem Gelände der Zuckerfabrik war man im Frühjahr 1914 beim Bau von Arbeiterhäusern auf eine Ansiedlung der vorrömischen Eisenzeit mit zahlreichen Abfallgruben gestossen. Herr August Kirchner, Mitglied des Altertumsvereins, hatte hiervon dem Museum Mitteilung gemacht, und dieses hatte durch den wissenschaftlichen Hilfsarbeiter Herrn Drd. Alfred Plettke im März eine Anzahl Gruben untersuchen lassen, wobei der Direktor der Zuckerfabrik, Herr Heineckes, uns in freundlichster Weise entgegenkam. Am 12. April wurde abermals eine Grube angeschnitten und von Herrn Kirchner noch vor dem Eintreffen des Sachverständigen ausgehoben. Sie war 0,95 m tief, ragte aber, bei der sehr beträchtlichen Mächtigkeit des Humus, nur 0,20 m in den gewachsenen Boden hinein. In dieser Tiefe stellte sie sich als ein rundes Loch von etwa 1 m Durchmesser dar. Darin lagen Reste von siebzehn Gefässen. Eines davon (Abb. 230) war vollständig und hatte einen Knochen enthalten, der leider nicht aufbewahrt wurde. Ein gleichfalls ziemlich vollständiger kleiner Topf von eiförmiger Gestalt (Abb. 238) war mit Erde gefüllt. Alle übrigen waren in viele Stücke zerbrochen und unvollständig. Zusammengehörige Scherben lagen oft weit voneinander. So fand sich z. B. ein Scherben des Topfes Abb. 243 in dem Gefäss Abb. 238. Von dem grossen schnurverzierten Gefässe Abb. 233, 237 war ausser dem abgebildeten Stücke nichts weiter vorhanden. Zwischen den Scherben lagen einige rotgebrannte Lehmewurfstücke mit scharfkantigen Holzabdrücken, ferner einzelne kleine Knochen, Holzkohlenreste und ein Schneidenfragment von einer dunkelgrünen polierten Serpentinaxt (Abb. 236). Mit den Scherben zugleich waren Steine in die Grube geraten, sodass bald Steine, bald Scherben unten oder in die Mitte zu liegen kamen. Alle Funde lagen auf dem Grunde der Grube im hellen Sandboden, auch waren die beiden ganzen Gefässe mit solchem Boden gefüllt. Spuren von dunkler Bodenfärbung wurden nicht bemerkt.

Dieser Bericht, den Herr Plettke, so gut es ging, teils nach den Angaben des Herrn Kirchner teils nach eignen Beobachtungen an der zerstörten Grube, erstattet hat, lässt die Frage offen, wie man sich die Entstehung der Grube und die Fundumstände zu erklären hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die ursprüngliche Anlage schon in alter Zeit durch einen Eingriff der späteren Ansiedler gestört worden war. Darauf deutet ein Scherben von einem Spät-Latènegefässe, der sich unter den neolithischen befand. Auch die Lehmewurfstücke machen einen jüngeren Eindruck. Gegen die Deutung der Fundstelle als Abfallgrube sprechen die beiden vollständigen Gefässe, das Fehlen jeglicher schwarzen Füllerde und aller sonstigen Spuren neolithischer Wohnanlagen in der Nachbarschaft. Ein Körpergrab der gewöhnlichen Art kommt erst recht nicht in Betracht. Wohl aber führt die Verwandtschaft der Tonware mit derjenigen der Brandgräber von Dedelow und Flieth in der Uckermark (S. 60) auf die Vermutung, dass

hier eine ähnliche Bestattungsform vorgelegen haben könnte, wie die dortige, mit ihren kleinen Gruben, in die man die Reste des Leichenbrandes, zahlreicher Gefäße und anderer Beigaben wahllos hineingeworfen hat. Die merkwürdige Vermengung ganzer und halber Gefäße, Steine, Holzkohlenstücke und Knochen würde dann ihre Erklärung finden. Eine Fortsetzung der Nachgrabungen wird darüber hoffentlich Aufschluss geben.

Nachstehend gebe ich eine Beschreibung der ins Museum eingelieferten Fundstücke (Inv. Nr. 384–399: 14).

a) Napf mit dunkelbrauner Überfangschicht, nach deren Abbröckeln ein ziegelroter Grund zu Tage tritt. Boden gewölbt, ohne Standfläche, Hals leicht geschweift; an seinem Ansatz befinden sich im Abstand von 12 cm von einander zwei breite senkrecht durchbohrte Schnurösen, wovon die eine abgebrochen ist. Die Halskehle ist in ihrer ganzen Breite mit Schnureindrücken verziert. Das wenig sorgfältig ausgeführte Muster besteht in zwei wagerechten Linien, von denen dicht aneinandergereihte Halbkreise herunterhängen. Eine dritte Linie grenzt den Ornamentstreifen nach unten ab. Die obere Reihe von Halbkreisen ist mit senkrechten, die untere mit bogenförmigen Innenlinien gefüllt. H. 9,5, Dm. 14,5 cm Abb. 230.

b) Bruchstück eines großen Topfes von etwa 20 cm Mündungsweite, innen und außen glänzend schwarz. Körper ei- oder tonnenförmig, Hals eingezogen, nach oben zu verjüngt. An der Schulter breite, wagerecht durchbohrte Schnurösen. Den Hals begrenzen oben zwei, unten eine sehr tief eingestochene Strichzone, dazwischen eine Reihe schräg gestrichelter, aus Schnureindrücken gebildeter Dreiecke. Das Schulterornament besteht in Gruppen von vier bis fünf senkrechten Schnurabdrücken, die auch auf der Öse angebracht sind, und in einer wagerechten Abschlußlinie. Der Scherben mißt 22×24 cm. Abb. 233, 237.

c) Zwei Randstücke eines Topfes von ähnlicher Form, innen und außen schwarz. Am Halsansatz umlaufende Reihe rundlicher Eindrücke. Abb. 235.

d) Schnurösen-Fragment eines größeren grauen Gefäßes. Die breite Öse ist senkrecht durchbohrt und am Rande gezackt. L. 5,7 cm.

e) Kleiner bauchiger Topf, schwärzlich, am Boden und Rande beschädigt, sonst unzerbrochen gefunden. H. 9, Dm. 10 cm. Abb. 238.

f) Eiförmiger Topf mit einer Tupfenreihe unterhalb des Randes. Nur Bruchstücke erhalten. H. 16, Dm. 14 cm. Abb. 239.

g) Weitmündiger Topf mit einer umlaufenden Reihe kleiner Buckel und (zwei oder vier) senkrecht durchbohrten Schnurösen unterhalb des Randes. Aus mehreren Scherben zusammengesetzt und unvollständig. H. 16, Dm. 18 cm. Abb. 240.

h) Topf von ähnlicher Form, aber mit leichter Auskehlung des Randes. Fuß deutlich abgesetzt. Aus vielen Stücken zusammengesetzt und unvollständig. H. 14,5, Dm. 14 cm. Abb. 241.

i) Eiförmiger Topf mit abgesetztem, stark eingezogenem Halse. Zusammengesetzt und unvollständig. H. 19, Dm. 13 cm. Abb. 242.

k) Weitmündiges Gefäß von Kumpenform. Zusammengesetzt und nur zur Hälfte erhalten. H. 18, Dm. 27 cm. Abb. 243.

l) Bauchiger Topf mit Tupfenreihe unterhalb des Randes. Nur ein Scherben von 15×23 cm erhalten. Abb. 244.

m) Neun Scherben eines großen, dickwandigen Gefäßes, sechs davon passen zusammen. Der Hals war abgesetzt, seine Grenze durch einen dicken Wulst verstärkt.

n) Fünfundzwanzig Scherben eines sehr großen lehmgelben, schwach gebrannten Gefäßes, die zu vier größeren Teilen zusammengesetzt werden konnten. Die Form scheint der von Abb. 241 einigermaßen geähnelt zu haben. An der Umbiegungsstelle Schnurösen.

o) Acht Scherben von wenigstens noch vier kleineren Gefäßen.

p) Schneidenteil einer geschliffenen Steinart aus Serpentin. Br. 5 cm. Abb. 236.

q) Zwei ziegelrot gebrannte Lehmstücke mit Abdrücken von Spaltholz.

r) Scherben eines gelblichen Topfes mit aufgesetztem, nach oben zu verdicktem Rande. Spät-Latèneform.

Die unverzierten Gefäße des Heidersdorfer Fundes würde man nach ihrer Form nicht ohne weiteres als steinzeitlich anerkennen. Sie werden aber dazu gestempelt durch ihre mit den schnurverzierten übereinstimmende stoffliche und technische Beschaffenheit. Das Material ist ein lehmiger, mit Quarz, Glimmer und anderen Gesteinsbrocken vermischter Ton. Solche Beimengungen sind ja der gesamten neolithischen und z. T. auch der späteren Keramik gemeinsam, an sich also kein Unterscheidungsmerkmal. Aber bei der Heidersdorfer Tonware sind sie so stark und die Gesteinsbrocken so grob, daß die ganze Oberfläche der Gefäße dadurch ein eigentümlich höckriges und holpriges Aussehen bekommt, wie es sonst bei keiner keramischen Gruppe zu bemerken ist (vgl. Abb. 233). Dabei sind die Gefäße z. T. auffallend dünnwandig, der Topf Abb. 242 z. B. nur 0,3 cm stark, während die gewöhnliche Wandstärke gleichgrosser neolithischer Gefäße 0,6—0,9 cm beträgt. Die ornamentierten Gefäße sind innen und aussen mit einem mattglänzenden schwarzen Überzug versehen, welcher stellenweise abblättert.

Tonscherben von ähnlicher Beschaffenheit besitzt das Museum aus Thomitz, Kr. Nimptsch. Nördlich vom Dorfe, in der Gabelung der Strasse nach Schwentnig und Gleinitz liegt der Herrn Gutsbesitzer Bruno Hoffmann gehörige Lehmberg. Durch Oberflächenfunde veranlasst, grub hier im September 1908 Herr Gustav Ullrich nach und fand neun Gruben, die z. T. steinzeitliche, z. T. bronzezeitliche Funde ergaben. Ausser fast durchgängig unverzierten Scherben und Tierknochen wurden Knochenpfrieme, Flintspäne und Spinnwirtel gesammelt (Inv. Nr. 227—253: 14).

Wilschkowitz Kr. Nimptsch. Im Mai 1911 wurde auf dem Hartisch'schen Acker, 400 m westlich vom Dorfe, da, wo der Schwarzwassergraben am weitesten nach Süden ausbiegt, zu Drainagezwecken eine Verbreiterung des Grabens vorgenommen. Beim Abtragen von dessen südlicher Böschung stiess man in 1,50 m Tiefe, 0,40 m von der ursprünglichen Böschung entfernt, auf zwei Tongefässe, von denen das eine nach Angabe des Arbeiters verbrannte Knochensplinter enthalten haben soll. Da die Splinter nicht aufbewahrt wurden, lässt sich nicht feststellen, ob es sich um menschliche Überreste und somit um einen Fall von steinzeitlicher Leichenverbrennung, oder um eine tierische Beigabe gehandelt hat. Die ungewöhnliche Tiefe des Grabes ist wohl so zu erklären, dass man es im Ufer des damals schon in seinem heutigen Bette fliessenden Baches von der Seite her angelegt hat. Der Fund wurde, soweit er erhalten war, von dem Drainagetechniker Herrn Überle dem Museum übergeben (Inv. Nr. 51/52: 11):

- a) Grosse bauchige Vase, schwarzbraun, mit engem, verkehrt kegelförmigem Halse. Auf dem Körper sitzen, in Schulterhöhe gleichmässig verteilt, vier enge bandförmige Henkel. H. 28, ob. Dm. 10 cm Abb. 228.
- b) Zwei Scherben eines ähnlichen, etwas kleineren Gefässes, bei dem jedoch die Henkel von der Schulter auf den Hals übergreifen.

Strachau Kr. Nimptsch. 0,8 km nördlich vom Dorfe, nahe östlich vom Wege nach Grunau, auf dem ansteigenden Südufer des Schwarzwassers, verzeichnet das Messtischblatt Nr. 2953 eine dem Dominium gehörige Sandgrube. In dieser kommen öfters schwarz ausgefüllte Gruben mit Scherben, Lehmewurfstücken, Tierknochen, Mahlsteinen u. dgl. zum Vorschein. Die jüngsten Funde stammen aus der slawischen, andere aus der Hallstattzeit, und wieder andere müssen der Steinzeit zugeschrieben werden. Dazu zählen Scherben sehr grosser Gefässe mit langen röhrenartigen Schnurösen, abgebrochene Henkel mit abgeschliffenen Rändern und Randstücke mit weiss eingelegten Strichzonen (Inv. Nr. 247: 02). Nur einen Fuss breit vom Umkreise einer solchen Grube fand Dr. Postler in einer schwarzen Schicht eine weitbauchige Amphore. Sie lag mit der Mündung nach unten und war in viele Stücke zerbrochen, liess sich aber fast vollständig zusammensetzen (Inv. Nr. 227: 02). Sie ist 26 cm hoch, von lehmgelber Farbe und mit fünf symmetrisch verteilten Henkeln versehen. Bei einem Bauchumfange von 90 cm ist der Hals nur 7 cm weit. Die Form gleicht der Abb. 228. Nahe dabei wurden bald darauf einige Gräber aufgedeckt. Aus einem zerstörten Grabe stammt eine starkbeschädigte, dolichocephale Schädeldecke (Inv. Nr. 1309: 03). Ein beigabenloses Skelett (Inv. Nr. 5: 13) war in Hockerlage bestattet. Einem dritten Grabe wurde ein kugeliges Henkel-

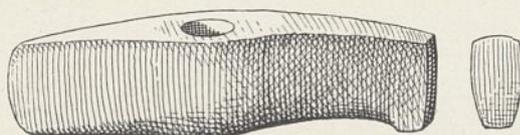


Abb. 246. Strachau 1/3

topf (Inv. Nr. 6: 13) und eine flache Schüssel mit vier breiten Handgriffen unterhalb des Randes entnommen, einem vierten eine schöne, 17,5 cm lange Streitaxt aus Serpentin, bei der nicht bloß die Oberseite, sondern auch der Nacken und die Unterseite des herabhängenden Endes abgeplattet sind (Inv. Nr. 7: 13).

Wie die ältere schnurverzierte Keramik Schlesiens nicht als selbständige Gruppe, sondern nur im Zusammenhange mit dem Gefässstil norddeutschen Gepräges richtig aufgefasst werden kann, so bildet auch die jüngere lediglich eine Teilerscheinung innerhalb einer grösseren Gruppe, die als Nachblüte und Ausklang jenes Stiles anzusehen ist. Der herkömmliche Name „Schnurkeramik“ ist somit als Gruppenbezeichnung für unsere Provinz nur im Sinne des pars pro toto berechtigt. Will man einen zutreffenderen Namen einführen, so empfiehlt sich der Ausdruck „Marschwitzer Typus“, nach dem im II. Bande dieser Zeitschrift beschriebenen Gräberfelde, das fast alle wichtigeren Gefässformen der Gruppe beigesteuert und uns auch sonst am verlässlichsten über die Fundverhältnisse unterrichtet hat.

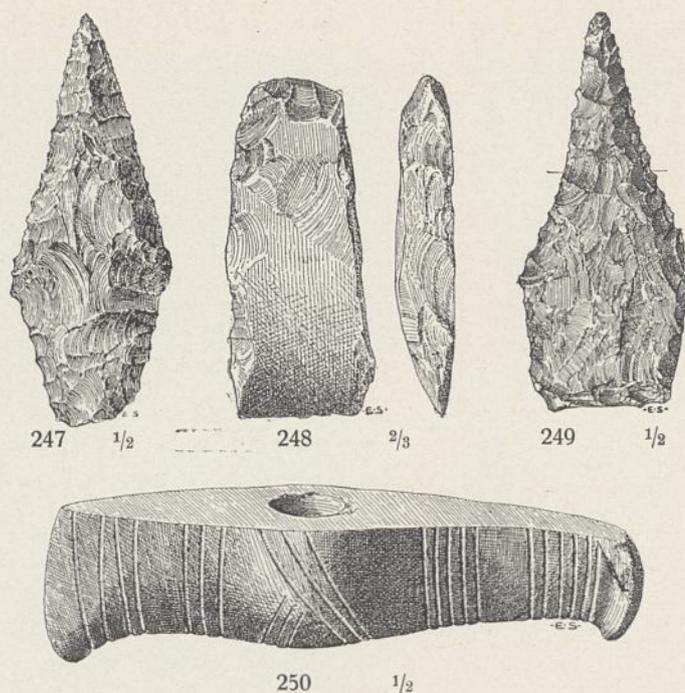


Abb. 247 Marschwitz; 248 Breitenau; 249 Peterwitz Kr. Breslau;  
250 Leimeritz Kr. Leobschütz.

Stützte sich die Betrachtung der früheren Gruppen vorwiegend auf die Wohnplatzfunde, so sind es jetzt die Gräber, denen wir die wesentlichsten Aufschlüsse verdanken. Alleinherrschend ist die Körperbestattung. Die Toten werden auf gemeinsamen Friedhöfen in die blosse Erde gebettet, seltener mit einigen Steinen umgesetzt. Stets liegen sie auf der Seite, das Gesicht meist gegen Sonnenaufgang gerichtet, die Beine aufs äusserste gebeugt, sodass die Kniee oft bis zur Brust emporgezogen sind und die Fersen das Gesäss berühren. (Abb. 251.) Es ist die Hockerlage strenger Observanz, die im Gegensatz zu der älteren Schläferstellung (siehe S. 7) auf abergläubischer Totenfurcht beruhte und wohl erst eingeführt wurde, als man den Toten ihren gebührenden Platz im Hause entzogen hatte. Nicht selten sind zwei oder gar drei Leichen zugleich in demselben Grabe beigesetzt worden.

Als Grabgut dienen ein oder zwei Tongefässe, dicknackige Beilchen oder Hacken (Abb. 248) und gradlinige kleine Speerspitzen oder Dolche (Abb. 247, 249) aus Feuerstein, schön gearbeitete, zuweilen sogar verzierte Streitäxte aus Serpentin oder anderem Felsstein, besonders solche vom schlesischen oder Zobtener Typus mit geschweiftem Körper, abgeplatteter Oberseite und herabhängendem Schneiden- und Nackenteil (Abb. 250), vereinzelt auch Knochengeräte, Spinnwirtel und kleine Schmucksachen (Ohringe) aus

Bronze. Die Beigabe von Gefässen ist in Männergräbern nicht die Regel. Viel häufiger war der Axthammer deren einzige Ausstattung. Die vielen wohlerhaltenen und z. T. überaus schmucken Steinäxte, die wir dieser Stufe zuschreiben müssen, dürften fast sämtlich Gräbern entnommen sein, wenngleich die beweisenden Knochenreste nur ausnahmsweise festgestellt worden sind.

In technischer Hinsicht gleichen die Gefässe denen der vorigen Gruppe. Der Ton ist reichlich mit Glimmer vermischt, und es sieht so aus, als habe man, neben dem praktischen Zwecke, an den glitzernden Pünktchen, womit die Oberfläche manchmal wie besät erscheint, seine besondere Freude gehabt. Beibehalten ist auch der Brauch, den fertig geformten Kern mit einem feiner geschlammten und lebhafter gefärbten Überzuge zu versehen. Die Farbe zeigt alle Abstufungen vom hellen Grau bis zum Schwarzbraun. Öfters ist die Aussenseite durch Rauchfeuer angeschmaucht oder auch gleichmässig geschwärzt.

Die Grabgefässe sind im allgemeinen klein oder von mittlerer Grösse, wie es sich für den Mundgebrauch eines einzelnen gehört. Ihre Formen lassen sich auf folgende Typen zurückführen:

1. Der Mörser- oder Blumentopfbecher, mit breiter Standfläche, steil aufsteigender Wandung und etwas ausladendem Rande. Abb. 252, 276, 280.

2. Der geschweifte Becher, mit bauchigem Unter- und zylindrischem oder verkehrt kegelförmigem Oberteile. Abb. 258, 277.

Beide Arten kommen auch mit Henkeln oder mit zapfenartigen Handhaben vor. Abb. 255, 260, 273, 275, 282.

3. Der Henkeltopf, ein bauchiges, breites und weitmündiges Gefäss, dessen Hals von einem Bandhenkel überspannt wird. Abb. 254, 257, 259, 261.

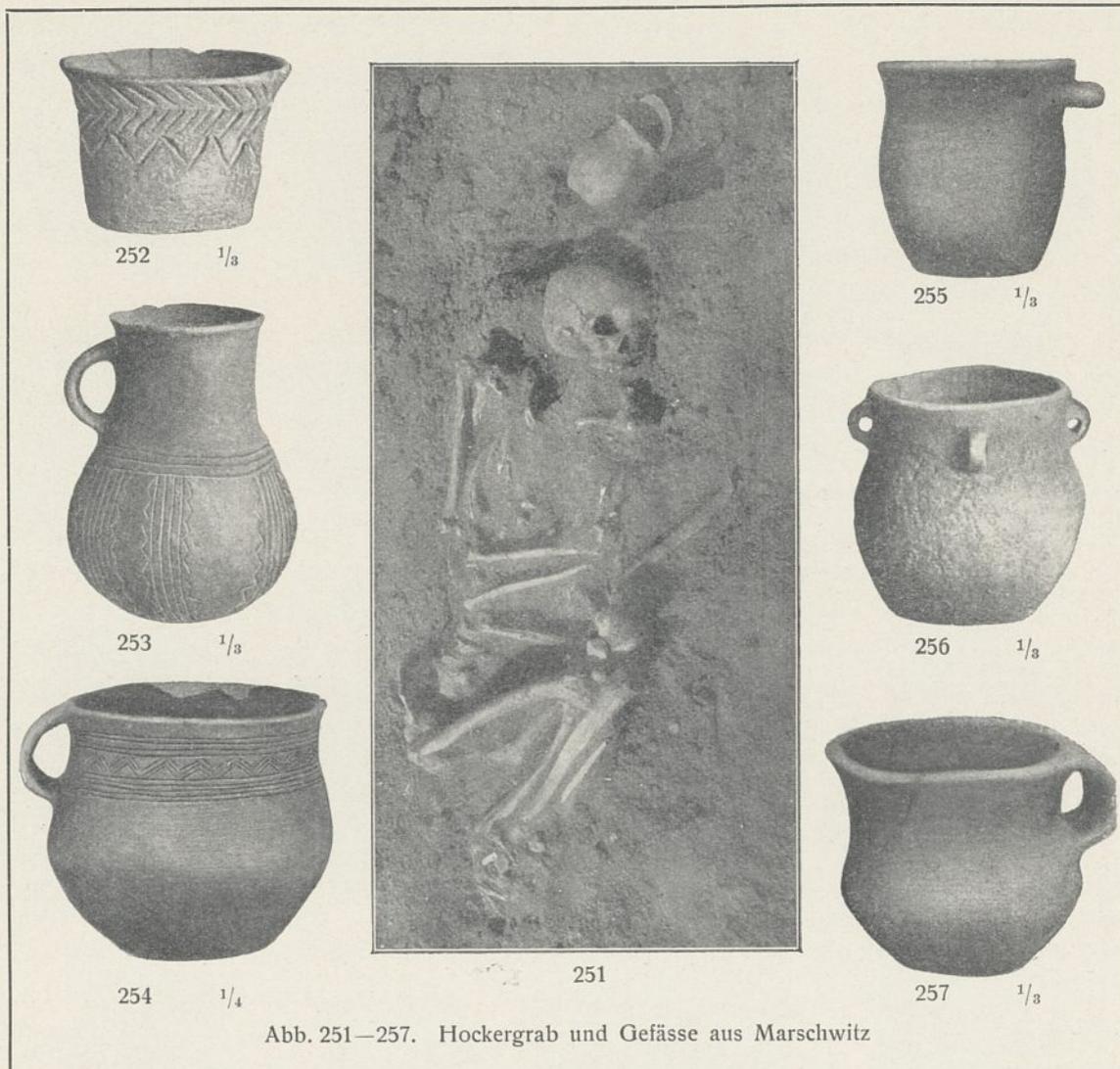
4. Der Schlauchkrug, mit schlauch- oder beutelförmigem Körper, zylindrischem oder geschweiftem Halse und wenig erweitertem Mündungsrande. Am Halse ein kleiner Bandhenkel. Abb. 253, 262/63, 266/67, 270/71.

5. Der stumpfkantige Krug, mit Umbruch an der weitesten Ausbuchtung. Sonst wie 4. Abb. 272, 274, 283/84.

6. Der Ösentopf. Rohe Töpfe mit leichter Einziehung des Halses, in welcher zwei oder vier Ösen angebracht sind. Abb. 256.

7. Schalen und Näpfe von abgerundeter oder steilwandiger Form, oft mit vier lappenartigen Ansätzen unterhalb des Randes, zuweilen auch mit drei oder mehr kurzen Stabfüsschen versehen. Abb. 265, 269.

Als plastischen Schmuck verwendet man aufgeklebte senkrechte Rippen (Abb. 266) und wulstartige Fortsetzungen der Henkelränder in Hufeisen- oder Ringform (Abb. 261). Im übrigen sind alle Verzierungen in die weiche Tonmasse eingetieft. Ausfüllung mit weisser Farbe lässt sich nur in wenigen Fällen nachweisen, z. B. bei dem Gefässe Abb. 260. Die Verzierung ist hier durch scharf und kräftig eingeritzte Furchen ausgeführt, in denen die Masse haften konnte. Punktstichreihen werden hin und wieder zur Einfassung von



Linien (Abb. 271), Strichzonen zu Abschlussäumen (Abb. 258, 281) verwendet. Für den Furchenstich findet sich nur ein Beispiel (Abb. 273). Sonst wird das Stichverfahren höchstens noch zur Herstellung einfacher Zickzacksäume und Tannenzweigmuster gebraucht, die neben den Schnureindrücken den beliebtesten Schmuck der blumentopfförmigen Becher bilden (Abb. 252, 276). Bei der einfachsten Art der Schnurverzierung wickelte man einen langen Faden um den Gefässhals spiralisch auf (Abb. 280). War dies wegen eines dazwischen stehenden Henkels oder anderen Vorsprunges unbequem, so half man sich damit, dass man die Schnur vor dem Hindernis umlegte und in einer Schleife zurücklaufen liess (Abb. 282), oder man zerschnitt sie in mehrere, dem Umfange des Gefässes entsprechende Stücke und presste diese parallel übereinander ein (Abb. 258). Indem man ferner die wagerechten Reihen in gewissen Abständen wiederholte und durch dazwischen gelegte Gruppen abwechselnd links und rechts gekehrter Schräglinien ver-

band, erhielt man das für diese Gruppe höchst charakteristische Gurtbandmuster (Abb. 267, 275, 277). In Ritztechnik tritt an seine Stelle das fortlaufende Zickzackband zwischen Horizontalen (Abb. 254, 263). Dasselbe wird aber auch als Behangmuster zur Schulter- und Bauchverzierung benutzt und dann oft durch eingeschobene fransenartige Strichbündel bereichert (Abb. 262, 271, 272, 274). Bei den hohen und schlanken Krügen hat man zuweilen auf die horizontale Flächengliederung verzichtet und sich mit der Anbringung abwärts laufender Streifen, von Zickzacklinien begleiteter Parallelen (Abb. 253) oder mit Winkelstrichen gefüllter Bänder (Abb. 270) begnügt.

Die stilistische Verwandtschaft mit der nordischen Gruppe springt in die Augen. Hier wie dort eine streng tektonische Linienführung im Sinne der Flächenteilung, die Auffassung des Ornaments als gleichsam aufgelegten, umgürtenden Hals- und Schulter schmuckes. Hier wie dort der rythmische Wechsel zwischen Wage- und Senkrechten, das Auf und Ab der gleitenden Zickzacklinie, die niederwallenden Fransenbänder. Auch die Technik knüpft ja in Einzelheiten, wie dem gelegentlichen Anbringen weisser Einlagen, von Punktreihen und Meisselstichen, und in der Schnurverzierung an die ältere Gruppe an. Aber grade da macht sich auch der weite Gegensatz geltend. Der Tiefstich ist nunmehr auf ein kümmerliches Mass herabgesetzt, in der grossen Mehrzahl der Fälle völlig ausgeschaltet. Der Nachdruck liegt auf der langgezogenen Linie, und auch sie wird in der Regel nicht mehr tief eingeschnitten, sondern so leicht und oberflächlich eingekratzt, dass Farbeneinlage schon deshalb ausgeschlossen, ja dass eine dekorative Wirkung überhaupt kaum noch zu erzielen war, und man sich nicht wundert, zu sehen, wie die nächste Stufe auch die letzten Reste ornamentalen Beiwerks beseitigt und allein noch durch den Glanz der ebenmässig schwarzen Fläche zu wirken sucht. Schritt für Schritt können wir diese Zurückdrängung des Ornaments verfolgen. Sie ist ein sicherer Prüfstein für die Chronologie der ausgehenden Steinzeit und geht Hand in Hand mit der allmählichen Veränderung der Gefässformen bis zu denen des frühen Bronzealters. Die Stellung des Marschwitzer Typus ist also, was die Zierweise anlangt, wohl verständlich. Er bedeutet eine Weiterbildung der nordischen Art auf dem Wege stetiger Vereinfachung der Schmuckmittel und steht entwicklungsgeschichtlich in der Mitte zwischen jener und der unverzierten Tonware vom Mönitzer oder Aunjetitzer Schlage.

Auch für die Gefässformen lassen sich wohl gewisse Anknüpfungen an die Nosswitzer Gruppe finden, doch ist keine von der Art, dass sie den Schluss auf einen unmittelbaren Zusammenhang zwingend machte. Vielmehr haben wir den Eindruck, dass die im ersten Teile dieses Kapitels nachgewiesenen Beziehungen zum Kreise der Kugelamphoren und zur ausserschlesischen Schnurkeramik sich eingeschoben und Einfluss auf das Zustandekommen der neuen Gruppe gewonnen haben. Als Abkömmlinge der Kugelamphoren betrachte ich die Schlauchkrüge, die in ihrer ältesten Gestalt (Abb. 262, 271) die ursprüngliche Kugelform des Bauches noch recht gut erkennen lassen und in ihrem allgemeinen Umriss, desgleichen in der typischen Schulterverzierung mit eingeschnittenen, manchmal von Punktreihen umsäumten Zickzackbändern sehr deutlich an gewisse späte

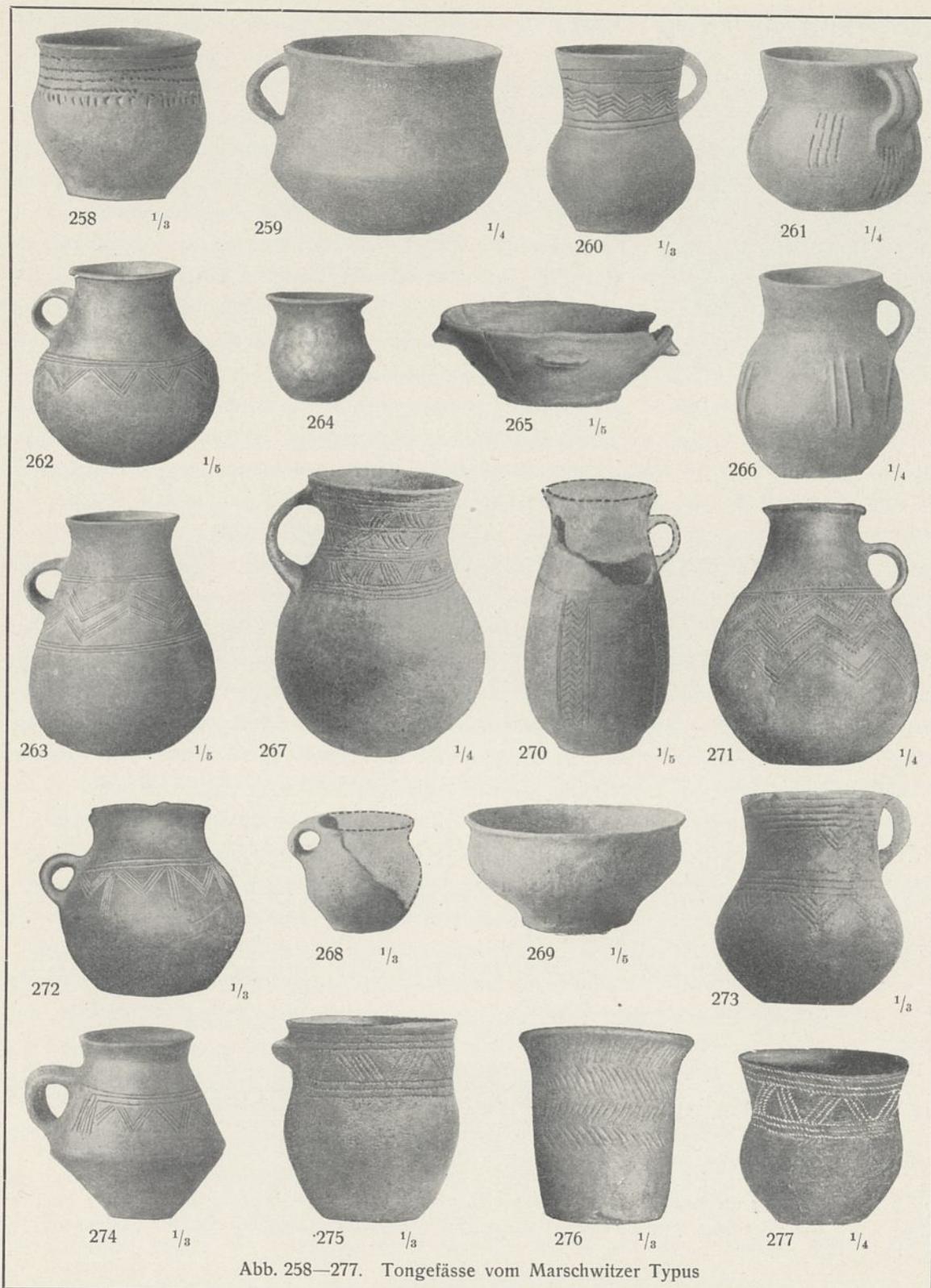




Abb. 278  
Koscielna Wies am Goplosee<sup>1)</sup>

Ableger dieser Gefäßgattung erinnern (Abb. 278). Vollends klar sind die Beziehungen unserer Gruppe zur eigentlichen Schnurkeramik, und zwar wiederum nicht sowohl zu ihrer mitteldeutschen Urform, als zu der abgeschwächten Art, die wir in steinzeitlichen Flachgräbern Pommerns und des nordöstlichen Teiles von Brandenburg antreffen. Die „Schnurkeramik an der unteren Oder“, wie sie Götze genannt hat, gleicht der schlesischen vom Marschwitzer Typus in der Mehrzahl der Gefäßformen und -Verzierungen, wie ein Ei dem andern. Von charakteristischen Einzelheiten sind namentlich die häufigen Griffzapfen am Becherrande zu erwähnen, nach denen Schumann<sup>2)</sup> die betreffenden uckermärkischen Funde geradezu als „Zapfenbechergruppe“ zusammenfasst, sodann die Vierzahl der Ösen an Gefässen wie Abb. 256, und das Gurtbandmuster am Halse der Becher und Henkeltöpfe. Übereinstimmung herrscht auch in den Bestattungsbräuchen, der Hockerlage des Toten mit Wendung des Gesichts nach Ost, und in seiner Ausstattung mit steinernen Streitäxten, mit kleinen Beilen und Speerspitzen oder Dolchen aus Feuerstein. Die stets aufs neue auftauchende Frage: wo war der Anfang, wie die Richtung der Bewegung? erledigt sich diesmal durch einen einfachen Vergleich der beiden Formenkreise. Die märkisch-pommersche Gruppe hat ein entschieden altertümlicheres Gepräge. Sie besitzt z. B. noch den hoch-schlanken geschweiften Zonenbecher der älteren Schnurkeramik<sup>3)</sup>, an dessen Stelle in Schlesien der gradwandige Becher mit Zonenmuster (Abb. 276) getreten ist. Sie hat auch noch die auf die Schulterpartie der Gefässe übergreifende Behangverzierung durch Strichreihen und schraffierte Dreiecke<sup>4)</sup>. Andererseits fehlen ihr die schlesischen Formen, die mit der echten Schnurkeramik nichts zu tun haben, nämlich die Schlauchkrüge, stumpfkantigen Krüge und Mörserbecher. Das alles ist leicht verständlich, wenn der Weg der Oder-Schnurkeramik stromaufwärts gegangen ist. Die schlesische Gruppe muss dann natürlich jüngere Formen aufweisen, und man begreift, dass sich ihnen Elemente anderer Herkunft beigesellt haben, seien es schon vorhandene einheimische, seien es aus einer anderen Richtung eingeführte fremde. Dagegen wäre es bei der Annahme des umgekehrten Weges rätselhaft, warum gerade diese nicht-schnurkeramischen Bestandteile der schlesischen Gruppe von der Weitergabe ausgeschlossen blieben.

<sup>1)</sup> Das Original befindet sich in der Universitätssammlung in Krakau. Die Photographie verdanke ich Herrn Professor Dr. Demetrykiewicz. Vgl. Virchow, Verhandl. d. Berlin. anthrop. Ges. 1883 S. 434.

<sup>2)</sup> Schumann, Die Steinzeitgräber der Uckermark, Prenzlau 1904. — J. G. v. d. Hagen, Neuere Funde von Steinzeitgräbern in der Uckermark, Mannus VII (1915).

<sup>3)</sup> v. d. Hagen a. a. O. Abb. 37, 38, 41, 51. — Die uckermärkischen Zonenbecher entsprechen in Form und Verzierung durchaus den gleichartigen Gefässen der jütischen Unter- und Bodengräber (Müller, Ordnung Fig. 225; Aarbøger 1891 S. 320), die schlesischen denen der dortigen Obergräber (Aarbøger 1891 S. 310/11; 1898 S. 249).

<sup>4)</sup> Schumann a. a. O. Taf. 39. — v. d. Hagen Abb. 37.

Für den stumpfkantigen Henkelkrug kenne ich ausserhalb unserer Provinz keine Beispiele. Der scharfe Umbruch deutet jedoch auf entfernte Beziehungen zur norddeutschen Megalithkeramik, und es ist wohl kein Zufall, dass für die dortigen Henkelkrüge ebenfalls Fransen- und Zickzackmuster und Kombinationen von beiden üblich sind (Abb. 208). Die Anknüpfung liegt um so näher, als auch die schlesische Gruppe vom nordischen Typus bereits ähnliche Krugformen aufzuweisen hat<sup>1)</sup>.

Bei den Mörserbechern ist das Verwandtschaftsverhältnis zu den Schnur- und Zonenbechern des Elb-Saalekreises durch die Verzierung gegeben, aber ihre Gradwandigkeit räumt ihnen eine Sonderstellung ein. Schon Virchow hat bei der Beschreibung eines derartigen Bechers aus der Provinz Posen<sup>2)</sup> auf ähnliche Gefässe Dänemarks hingewiesen, und Kossinna<sup>3)</sup> hat dann diese Ähnlichkeit zur Grundlage einer Hypothese gemacht, wonach Schlesien den Mörserbecher von Jütland über Westpreussen und Posen erhalten und nach Galizien weitergegeben habe. In der Tat ist die Formenverwandtschaft der ostdeutschen Exemplare mit einem der drei Bechertypen aus den jütischen Obergräbern, und zwar dem vermutlich mittleren<sup>4)</sup>, augenfällig. Eine direkte Übertragung ist aber bei der weiten Entfernung der beiden Gebiete höchst unwahrscheinlich, und es bleibt abzuwarten, ob künftige Funde die bisher fehlenden Zwischenglieder liefern werden. Soviel steht fest, dass auch diese Form, wie alle anderen, nach Norden weist. Was Böhmen und Mähren an vergleichbaren Stücken besitzt, ist offensichtlich jüngeren Ursprungs und aus Schlesien übernommen. Die dortigen Schlauchkrüge und Mörserbecher gehören grösstenteils schon der unverzierten Gattung der Übergangsperiode an<sup>5)</sup>. So stellt sich der Marschwitzer Typus als das Erzeugnis verschiedenartiger, jedoch durchweg vom Norden beeinflusster Kräfte dar, aus deren Vereinigung ein neuer, in Raum und Zeit fortwirkender Töpferstil erwachsen ist.

Im Folgenden gebe ich eine nach Kreisen geordnete Zusammenstellung der mir bekannt gewordenen Gefässfunde dieser Gruppe. Wenn dabei der eine oder andere in der Literatur erwähnte weggelassen ist, so liegt das an der Flüssigkeit der chronologischen Grenzen, die es möglich macht, dass mancher Fund von dem einen Beurteiler noch zum Stein-, von dem andern schon zum Bronzealter gerechnet wird.

Nosswitz Kr. Glogau. Bei der Ausgrabung des Jahres 1913 wurden über den Grubenbezirk verstreut, ausser 82 Brandgräbern verschiedener Zeiten, auch 12 Körpergräber und 2 Teilbestattungen

<sup>1)</sup> Ausser den Nosswitzer Exemplaren, Abb. 136 und 140, und dem Trebniger, Abb. 191, gehören hierher die von Sillmenau (S. 46) und aus Grab 28 von Jordansmühl (Abb. 199 rechts oben; Seger, Steinzeit Taf. XII (VIII) 3.) Zu vergleichen sind auch die Henkelkrüge aus mährischen Hügelgräbern bei Červinka, *Moravské starožitnosti* II 153 und Taf. I.

<sup>2)</sup> Weissenhöhe Kr. Wirsitz. *Verhandl. d. Berlin. anthrop. Ges.* 1883 S. 436 Taf. VIII 1.

<sup>3)</sup> *Zeitschr. f. Ethnol.* 1902 S. 173 f; Mannus II 72.

<sup>4)</sup> Vgl. Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie 1891 S. 310/11 Fig. 15—21; 1898 S. 248.

<sup>5)</sup> Der einzige schnurverzierte Mörserbecher in Mähren stammt aus einem Hügelgrabe bei Leipnik: Červinka, *Pravěk* 1909 S. 121/123 Abb. 18; *Moravské starožitnosti* II 145. — Einen unverzierten Mörserbecher bildet Palliardi als Typus der schnurkeramischen Schicht am Starý Zámek ab. *Wiener prähist. Zeitschr.* I 284 Abb. 33.

gezählt. Von den Körpergräbern können fünf (II, V, VII, X, XI) ihrer Lage und Knochenbeschaffenheit nach neolithischen Ursprungs gewesen sein, doch enthielt nur eines davon (II) ein zerbrochenes Tongefäss, dessen Reste keine nähere Zeitbestimmung gestatteten. Sicher steinzeitlich war das Grab XII in Fläche V. Es barg in einer mit braunem Boden gefüllten ovalen Mulde ein grösstenteils vermodertes Kinderskelett, dessen Arme und Beine in spitzem Winkel zueinander lagen, sodass die Leiche wohl in hockender Stellung beigesetzt worden ist. Am Kopfende stand ein 8 cm hoher hellbrauner Becher von roher Arbeit. Der Hals ist mit einem vierzeiligen Schnurmuster und einer Strichzone verziert (Abb. 258). Die beiden Teilbestattungen wurden auf derselben Fläche, inmitten eines grösseren, vielfach gestörten Grubenkomplexes ausgegraben. Die sie enthaltenden Mulden hoben sich deutlich vom gewachsenen Boden ab, hatten aber im Gegensatz zu den anderen steinzeitlichen Gruben eine bräunliche Füllung.

Die Mulde von Teilbestattung I mass 0,50:0,80 m Durchmesser und 0,45 m Tiefe, war also viel zu klein für einen vollständigen Leichnam. An ihrem Südrande lag ein grösserer Feldstein, am Nordende, 0,05 m über dem gewachsenen Boden, ein einzelner Knochen: das Diaphysenstück eines menschlichen Oberschenkels, das anscheinend im Feuer gewesen und dadurch geschwärzt war. Dazwischen standen und lagen vier kleine, schwarzbraune Gefässe:

a) Topf mit leicht angedeuteter Bauchkante und geschweiftem Oberteil. Ein wenig unterhalb des Randes setzt ein breiter Bandhenkel an. H. 12, Dm. 13 cm. Abb. 259.

b) Bauchiger Topf mit abgesetztem, zylindrischem Halse und über diesen gespanntem Bandhenkel. H. 11, Dm. 10,5 cm.

c) Bauchiger Topf mit abgesetztem, nach oben erweitertem Halse und breitem Bandhenkel, dessen Ränder unten in kurze Rippen enden. Von der Halsgrenze und unter dem Henkelansatz laufen fünf Gruppen von je vier senkrechten Schnureindrücken über den Gefässbauch herab. Ausserdem ist der Henkel durch zwei längslaufende Schnureindrücke gegliedert. H. 10,5, Dm. 10 cm. Abb. 261.

d) Schlanker Becher mit kugeligem Unter- und steilem, leicht erweitertem Oberteil. In diesen war ein nicht mehr vorhandener, kleiner Henkel eingezapft. Der Hals ist mit einem scharf eingeschnittenen Linienmuster verziert. Zwischen je zwei Parallelen befindet sich ein fünffaches Zickzackband. In den Vertiefungen sitzen noch Reste weisser Füllmasse. H. 9, Dm. 6,4 cm. Abb. 260.

Die Teilbestattung II (Abb. 279) fand sich 0,50 m südlich von der ersten in einer rundlichen Mulde von 0,70 m Durchmesser. Am Südwestrande lag ein grosser Findlingsblock, neben ihm auf der Seite ein 9 cm hoher schwarzbrauner Henkeltopf, in der Mitte, dicht zusammengepackt, Trümmer von drei Schädeln.

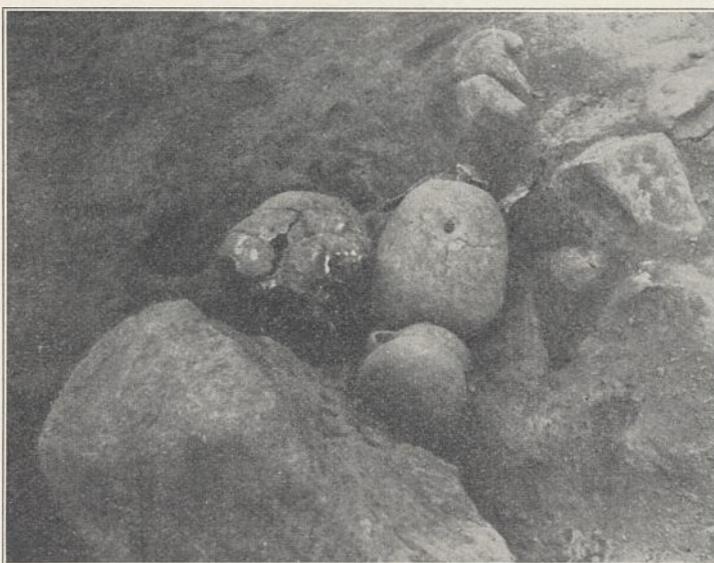


Abb. 279. Teilbestattung II aus Nosswitz.

Der am besten erhaltene stammt von einem Manne mittleren Alters. Es ist eine unvollständige Kalotte mit anhaftendem linken Temporale, Jochbein und kleineren Fragmenten. In der Medianebene des Stirnbeins, vor dem Bregma, ist eine Trepanation sichtbar, die bis auf eine Öffnung von 1,5 cm Weite lange vor dem Tode verheilt ist. Der unregelmässige Verlauf der Ränder deutet auf eine unvollkommene Technik; wahrscheinlich ist die Operation durch Ausschaben mit einem Feuersteinmesser ausgeführt. Pathologische Erscheinungen, die die Trepanation vom chirurgischen Standpunkt erklären, sind nicht vorhanden. Ein zweites Schädeldach stammt von einer jugendlichen, wahrscheinlich weiblichen Person. Zu

ihm gehört vermutlich ein Oberkieferteil mit auffallender Prognathie und kleinen, stark abgekauten Zähnen. Auf der Kalotte lag die mittlere Partie des Seitenwandbeines eines dritten Schädels. Er zeigte an der linken Seite innen und aussen starke Brandspuren und eine wohl gleichfalls durch Feuer bewirkte Verkrümmung. Kleinere Schädelteile und Feldsteine lagen ringsherum. Die Art der Lagerung, das Fehlen aller anderen Knochen und die geringe Ausdehnung der Grube machen es auch hier zweifellos, dass nur einzelne Leichenteile beigesezt worden sind.

Breitenau Kr. Neumarkt. Auf einer Bodenschwellung ca. 120 m südlich vom Kirchhofe (Acker des Paul Herzog und Adolf Regel) liegt ein ausgedehnter Urnenfriedhof, von dem das Breslauer Museum zahlreiche Funde besitzt. Im Oktober 1901 nahm Prof. Mertins daselbst eine Ausgrabung vor, wobei er ausser Brandgräbern der jüngeren Bronzezeit auch eines der Übergangszeit von der frühen zur älteren Bronzezeit und zwei neolithische Fundstellen aufdeckte. Sie bestanden in etwa 1 m tiefen, mit schwarzer Erde angefüllten Gruben von 1:1,50 m Durchmesser und enthielten keine Spuren von unverbrannten oder verbrannten Gebeinen. In der einen fand sich ein 8,3 cm hoher gelbbrauner Becher mit eingeschnittenem Tannenzweigmuster, ähnlich Abb. 276, in der anderen ein 10,5 cm hoher bräunlicher Henkeltopf mit Schnurverzierung, ähnlich Abb. 254, und eine Armlänge davon entfernt eine kleine geschliffene Feuersteinhacke (Abb. 248). Der Abstand der beiden Fundstellen betrug 3,50 m. Trotz des Fehlens von Knochenresten machen es die Grösse der Gruben, die Vollständigkeit der Gefässe und die Beigabe des Feuersteinbeilchens unzweifelhaft, dass es sich in beiden Fällen um Gräber mit unverbrannten Leichen gehandelt hat.

Canth Kr. Neumarkt. Drei Gefässe (Inv. Nr. 503—505:13), gefunden im Baugrunde eines Hauses: a) schlauchförmiger Krug mit Bandhenkel und eingeritzter Verzierung von umlaufenden Zickzackbändern. H. 19, Dm. 9 cm. Abb. 263, b) bauchiger Henkelkrug mit ähnlicher Verzierung, H. 15, 5, Dm. 9 cm. Abb. 262, c) kleiner Henkelbecher (Henkel abgebrochen) H. 7,5, Dm. 7,5 cm. Abb. 264.



Abb. 280.  $\frac{1}{3}$

Puschwitz Kr. Neumarkt. Mörserbecher mit spiralförmiger Schnurumwicklung, gefunden mit unverbrannten menschlichen Gebeinen in einer sandigen Bodenerhebung. Abb. 280. Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1899 S. 81.

Rackschütz Kr. Neumarkt. Ende März 1881 wurden auf der Spitze eines kleinen Hügels beim Rigolen zwei Skelette gefunden. Sie lagen 3 Fuss tief in einer Kiesschicht, von einander etwa 1 Fuss entfernt, mit den Gesichtern nach Norden gewendet. Bei jedem lag ein Feuersteinbeil, bei dem einen ausserdem am Kopfende ein kleines topfartiges Tongefäss, das beim Herausnehmen zerbrochen wurde. Auch die Skelette zerfielen bei der Berührung. Erhalten blieben von ihnen nur ein Stück Unterkiefer mit drei Mahlzähnen. Die Funde wurden von Herrn Kammerherrn von Stösser auf Rackschütz dem

Breslauer Museum überwiesen (Inv. Nr. 222/25. 81).

Von den beiden Steingeräten ist das grössere eine hellgraue Flintaxt mit schwachgewölbten Breitseiten und dickem Bahnende. Nur die Breitseiten sind geschliffen, jedoch so, dass in den tieferen Stellen, namentlich nach dem Bahnende hin, der muschelige Bruch noch stehen geblieben ist. Die Schmalseiten und der Nacken sind roh gelassen. Die Schneide ist scharf und bis auf zwei kleine Scharfen wohl erhalten. Das andere Gerät ist ein kleiner vierkantiger Meissel aus demselben Gestein, dessen grösste Dicke am Bahnende liegt. Der Schliff ist auch hier auf die Breitseiten beschränkt. Die Schneide zeigt in ihrer ganzen Ausdehnung Abnutzungsspuren. Das Tongefäss ist ein 13,5 cm hoher roher Topfbecher, ähnlich Abb. 258, jedoch ohne Verzierung.

Breslau Südvorstadt. 1. Beim Bau der Brauerei und des Lustgartens auf dem Friebeberge wurden in den siebziger Jahren allerlei vorgeschichtliche Funde gemacht. Ins Museum gelangten davon, ausser einigen Gefässen der älteren Bronzezeit, zwei einhenkelige Krüge und eine Steinaxt, die wahrscheinlich einen geschlossenen Grabfund darstellen (Inv. Nr. 1095, 1101/2:81). Die beiden Gefässe sind aus glimmerhaltigem, im Bruche ziegelrotem Tone gut geformt und sorgfältig geglättet. Die Farbe ist bei dem grösseren ein helles Braun mit schwarzen Schmauchfeuer-Flecken, bei dem kleineren ein dunkles Rotbraun. Die Verzierung besteht bei beiden in eingeschnittenen, horizontalen und Zickzackbändern, die

von Stichpunkten dicht umsäumt sind (Abb. 271). Der Henkel des grösseren ist durch parallele Längslinien geriefelt und endet an der unteren Ansatzstelle in einen ovalen Wulst, der innen und aussen von Schnittlinien eingefasst ist, (Abb. Schlesiens Vorzeit N. F. III 37). Der Axthammer (Abb. 281) aus hellgrauem poliertem Serpentin ist oben und unten abgeplattet, jedoch an der unteren Seite ein wenig nach den Enden zu geneigt, die Seitenflächen sind gewölbt und mit sehr schwach hervortretendem Kantenschliff versehen. Die Schneide ist flach bogenförmig und an den Ecken abgerundet.

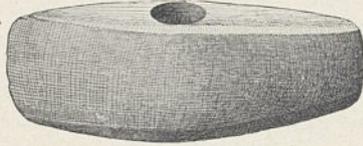


Abb. 281. Breslau, Friebeberg.  $\frac{1}{3}$

2. Bei der Anlage des Südparkes wurde im Jahre 1892 ein Skelett und dabei ein stark beschädigtes Tongefäss gefunden, das von der Gartendirektion dem Museum übergeben wurde (Inv. Nr. 49:93). Es ist ein hellbrauner glatter Henkelkrug von 14 cm Höhe mit stumpfkantigem Bauche, hohem geschweiftem Halse und kräftig ausladendem Rande. Das eingeschnittene Muster besteht aus einer fünffachen Horizontale, von der Fransenbündel herunterhängen. Über den Gefässtypus vgl. Schlesiens Vorzeit N. F. IV 2.

Gallowitz Kr. Breslau. Kleines Henkelkrüglein (Inv. Nr. A XV 1) mit kantigem Umbruch und fein eingeritzter Verzierung: dreifache Horizontale, daran anschliessend Zickzackband und Strichbündel, zwischen denen an einer Stelle konzentrische Winkel senkrecht übereinander gereiht sind. H. 8, Dm. 5,5 cm. Abb. 274.

Alt-Gandau Kr. Breslau. Schwarzer, schlauchförmiger Henkelkrug (Inv. Nr. 287:98), verziert durch dreimal drei aufgeklebte senkrechte Rippen und ebensolche, vom Henkelansatz ausgehende Bögen. H. 13, Dm. 8 cm. Abb. 266.

Klein-Gandau Kr. Breslau. Aus der von Büsching angelegten ehemaligen Universitätsammlung besitzt das Breslauer Museum drei wohl zusammengehörige Gefässe (A LXXX, 1, 2, 4), über deren Herkunft der Katalog keine näheren Angaben enthält. Es sind dies a) ein 11,7 cm hoher hellgrauer Becher aus körnigem Ton mit einem dicken und breiten Handgriff unterhalb des Randes und einer durch Schnureindrücke hergestellten Halsverzierung (Abb. 275); b) ein 10 cm hoher dunkelbrauner Henkeltopf mit etwas eingetieftem Boden und einem seicht eingeschnittenen Linien- und Zackenmuster; c) ein flaches unverziertes Schälchen von grober Arbeit. — Sicher nicht dazu gehörig ist ein viertes Gefäss (A LXXX, 3), das nach Form, Material und Farbe aus einem bronzezeitlichen Brandgrabe stammen muss. Über die auf dem Klein-Gandauer Totenberge gefundenen Urnengräber berichtet schon Kundmann 1737 in seinen Seltenheiten der Natur und Kunst S. 313.

Gnichwitz Kr. Breslau. In den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft von 1884 S. 277 ff. berichtet Rudolf Virchow über hier gefundene und dem Berliner Kgl. Museum überwiesene altslawische und vorlawische Altertümer. Die letzteren stammten von einem Gräberfelde, das in der Hauptsache Brandgräber der älteren Bronzezeit (Buckelkeramik) enthalten hatte. Was damals nicht erkannt wurde, war, dass sich darunter auch einige Beigaben aus steinzeitlichen Körpergräbern befanden, so ein schlauchförmiger und ein stumpfkantiger Henkelkrug mit Zickzackmustern, ähnlich Abb. 263 und 274, und eine Schüssel vom Typus der Abb. 265 (a. a. O. S. 282/83 Nr. 6, 8, 12a und Tafel VI 12, 16). Ein später gefundener Schlauchkrug mit Zickzackmuster ist in Privatbesitz gelangt.

Gross-Tschansch Kr. Breslau. Im Herbst 1899 wurden bei der Ausgrabung eines ausgedehnten Urnenfriedhofs aus der Hallstattzeit auch zwei neolithische Gräber aufgedeckt, die durch schwarz ausgefüllte Mulden und die darin stehenden Gefässe kenntlich waren. Eines enthielt einen 11 cm hohen lehmgelben Becher von Blumentopfform mit einem in der Mitte längs gefurchten Henkel und etwas verbreitertem Rande. Um die obere Hälfte des Gefässes laufen horizontale Schleifenlinien, die durch Eindrücken einer langen, vor dem Henkel jedesmal wieder umgelegten Schnur hergestellt sind (Abb. 282). In dem anderen Grabe standen zwei Gefässe: a) ein 8 cm hoher Becher von derselben Form und Farbe, aber von gröberer Arbeit und unverziert; statt des Henkels hat er dicht unterhalb des Randes einen breiten und kurzen Griff; b) ein 7,5 cm hohes graues Henkelkrüglein ohne Verzierung von der Form der Abb. 268. Alle drei Gefässe sind von grobkörnigem, mit Glimmer vermischem Ton.



Abb. 282

Gross-Tschansch.  $\frac{1}{4}$

Guckelwitz Kr. Breslau. Durch Vermittlung des Herrn Rentmeisters Mende in Klettendorf gingen dem Museum im Juni 1907 drei steinzeitliche Tongefässe zu (Inv. Nr. 89—91:07), über deren Auffindung ich folgendes feststellen konnte. Die Fundstelle liegt auf dem Acker des Stellenbesitzers Giessmann, am Nordost-Ausgange des Dorfes, am Wege nach Peltschütz, 10 m westlich vom Wege und etwa 20 m entfernt vom Gehöft, dem letzten des Dorfes, dicht an der Grenze des Dominialterrains. Man kann deutlich erkennen, dass dort früher eine Sandgrube war, und beim Sandgraben sind denn auch die Gefässe im Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gefunden worden. Nach Angabe der jetzigen Besitzerin, Frau Schölzel geb. Giessmann, sind Menschenknochen nicht dabei gewesen, wohl aber habe man auf demselben Acker manchmal eigentümliche viereckige, aus Lehm und Ton bestehende Vertiefungen bemerkt.

a) Henkelkrug, birnförmig, hellgrau, mit bauchigem Unterteil und hohem geschweiftem Halse. Der breite Bandhenkel setzt etwas unterhalb des Randes an. Der Hals ist durch Schnureindrücke in drei Zonen mit wechselnden Lagen von Schrägstrichen verziert. H. 18,5, ob. Dm. 10 cm. Abb. 267.

b) Kleiner Henkeltopf, grau, mit bauchigem Körper und niedrigem geschweiftem Halse, der von einem Bandhenkel überspannt wird. Nur zur Hälfte erhalten. H. 9 cm. Abb. 268.

c) Weitmündiger Napf, graubraun, mit ausladendem Rande. H. 9, Dm. 18 cm. Abb. 269.

Im März 1910 wurde dann etwa 200 m südlich von dieser Stelle, 20 m vor dem südöstlichen Ausgang des Dominialhofes bei Planierungsarbeiten im Anschluss an einen Wegebau in 1 m Tiefe unter dem Schotterbelag des alten Weges ein menschliches Skelett ausgegraben. Es lag mit dem Kopfe nach Osten, Gesicht nach Norden, auf der rechten Körperseite. Die Beine waren so stark gebeugt, dass die Fersen das Becken berührten. Beigaben wurden nicht beobachtet, auch die Gebeine nicht aufbewahrt.

Guhrwitz Kr. Breslau. Skelettgrab mit stumpfkantigem Henkelkrüglein, sehr ähnlich Abb. 269, (Inv. Nr. 9:94). Schlesiens Vorzeit VI 171. Von derselben Fundstelle stammen ein 14 cm hoher schwarzbrauner Krug mit Zickzack- und Fransenmuster (Abb. 272) und zwei unvollständige lehmgelbe Gefässe: ein Schlauchkrug mit drei Horizontalen und ein 9,5 cm hoher Topf mit Schnurösen. Alle drei kamen mit der Sammlung des Sanitätsrats Postler ins Museum (Inv. Nr. 16—18:13).

Haberstroh Kr. Breslau. 1 km südwestlich vom Dorfe, auf dem Butterberge, nahe dem trigonometrischen Punkt 152,2, wurden beim Ausheben des Grundes zwei kleine Tongefässe gefunden, die Herr Dr. Rhode später dem Breslauer Museum schenkte. (Inv. Nr. 13—14:07). Ihre Zusammengehörigkeit ist zweifelhaft.

a) Henkelbecher, schwarzbraun, mit sphäroidischem Körper und hohem geschweiftem Halse, der von dem bandförmigen Henkel überspannt wird. Der Hals ist von je vier Horizontalfurchen eingefasst, da zwischen bilden Gruppen von fünf bis sieben Schrägfurchen ein Zickzackband. Von der unteren Halseinfassung hängt ein Dreieckband über die Schulter herab. Alle Linien sind in Furchenstich ausgeführt. H. 10,2, Dm. 6,5 cm. Abb. 273.

b) Tassenförmiges kleines Gefäss, graubraun, mit hohem geschweiftem Halse, der von einem (abgebrochenen) Bandhenkel überspannt wird. An der vorderen Bauchkante ein anscheinend absichtlich eingeschlagenes rundes Loch. H. 6,5 cm.

Peterwitz Kr. Breslau (früher Polnisch-Peterwitz). An der Nordwestseite des Dorfes und an einer weiter westlich, auf Reibnitz zu, gelegenen Stelle sind Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Gräber mit Skeletten, zahlreichen Tongefässen und Steingeräten von Arbeitern gefunden worden. Elf Gefässe, drei durchlochte Streitäxte und eine Feuerstein-Speerspitze (Abb. 249) wurden durch Herrn Geh. Kommerzienrat Dr. Websky dem Museum geschenkt (Inv. Nr. 264/67, 421, 440/41:95; 6/17:02). Die Gefässe enthalten fast alle Typen dieser Gruppe: schlauchförmige und stumpfkantige Krüge, Ösentöpfe, Blumentopfbecher mit Schnureindrücken und Tannenzweigmuster (Abb. 276; vgl. auch Zeitschr. f. Ethnol 1902 S. 174, Fig. 20), Schüsseln und Näpfe wie Abb. 263 und 272. Von den Streitäxten gehören zwei dem Typus der Abb. 246 an. Vgl. Schlesiens Vorzeit VII 239.

Siebischau Kr. Breslau. Von Herrn Oberst d. R. Friedrich von Wallenberg-Pachaly auf Siebischau wurden dem Museum die Reste zweier im Schlossgarten gefundener Tongefässe überwiesen, die ohne Zweifel aus einem steinzeitlichen Grabe stammen (Inv. Nr. 3/4:11).

a) Schlauchförmiger Krug, schwarzbraun, mit leicht abgesetztem steil aufsteigendem Halse, dessen oberer Rand abgebrochen ist. Die Halsgrenze ist durch zwei scharf eingeritzte Linien bezeichnet. Von ihr laufen in regelmässigen Abständen senkrechte Streifen über den Gefässkörper, die von graden Linien eingefasst und mit horizontalen Zickzacklinien ausgefüllt sind. Abb. 270.

b) Scherben eines grauen unverzierten Gefässes mit Bandhenkel.

Tinz Kr. Breslau. Sandgrube auf dem Kreuzberge an der Breslau-Schweidnitzer Landstrasse. Hockergrab, gefunden im Frühjahr 1903. Darin ein 13 cm hoher, gelbbrauner Schlauchkrug (Inv. Nr. 215:02). Von derselben Stelle besass das Museum schon vorher einen 21 cm hohen dunkelbraunen Schlauchkrug (Inv. Nr. 725:91) und ein 9,5 cm hohes rotbraunes Krüglein (Inv. Nr. 9066), beide mit eingeschnittenem Zickzackornament. Endlich ist dazu neuerdings noch ein 10 cm hoher unverzierter Henkeltopf vom Typus der Abb. 268 hinzugekommen (Inv. Nr. 747:15). Es ergibt sich daraus, dass das bekannte Tinzer slawische Reihengräberfeld auf der Stelle eines viel älteren Begräbnisplatzes angelegt war, und dass zu diesem wahrscheinlich die in früheren Ausgrabungsberichten erwähnten Hockergräber gehört haben. Vgl. Schlesiens Vorzeit II 203 Fig. 10.

Wilkowitz Kr. Breslau. Im März 1891 wurde auf der Nordseite des Dorfes, neben der Gemeinde-Sandgrube, von einem Arbeiter des Gutsbesitzers Klee ein Skelett mit zwei wohl erhaltenen Tongefässen gefunden, nachdem man schon früher einmal an derselben Stelle auf einen Menschenschädel gestossen war. Der Fund wurde von Herrn Klee dem Museum geschenkt (Inv. Nr. 164—168:91). Das eine Gefäss ist ein 20 cm hoher, vortrefflich gearbeiteter dunkelbrauner Henkelkrug aus grobkörniger Masse, die mit einer fein geschlammten glatten, mit Glimmerpünktchen durchsetzten Schicht überzogen ist. Der Bauch ist stumpfkantig gebrochen, der Hals ganz leicht abgesetzt und geschweift. Unter der Halslinie ist ein dreifaches Zickzackmuster mit dünnen Strichen eingeritzt. Abb. 283. Das andere Gefäss ist ein 14 cm hoher kugeliges Henkeltopf von ähnlicher Beschaffenheit. Das Zickzackornament ist hier oben durch zwei flache Furchen, unten durch zwei eingeritzte Horizontale begrenzt.



Abb. 283. Wilkowitz.  $\frac{1}{4}$

Jäschwitz Kr. Nimptsch. Auf einem niedrigen Hügel, 250 m nördlich vom Dorfe, 200 m östlich der Strasse nach Lorankwitz, in der Sandgrube des Gutsbesitzers Hoche, sind in früheren Jahren viele Funde gemacht worden, die zum Teil in das Breslauer Museum, zum Teil auch in Privatbesitz gelangten. Vier Grabfunde aus spät-neolithischer Zeit enthielt die Sammlung des Sanitätsrat Dr. Postler in Rankau: 1. Henkelkrug vom Typus der Abb. 272, mit fein eingeritztem Zickzackmuster, wohl erhalten. H. 16,8, Dm. 9,7 cm. (Inv. Nr. 83:13) — 2. a) Schädel, ausnehmend dolichocephal, beschädigt, lag etwa 2 m von der Stelle, wo der Krug gefunden war, auf der rechten Seite. (Inv. Nr. 84:13.) Vor dem Gesichte stand b) ein kugeliges Topf von der Form der Abb. 254, jedoch mit tiefer sitzendem Henkel und zwei Halswülsten, unverziert und stark beschädigt. Dm. 14 cm. (Inv. Nr. 85:13.) — 3. Schädel mit Unterkiefer, gut erhalten. (Inv. Nr. 86:13.) Ohne Beigaben. — 4. Napf, ähnlich Abb. 265, stark beschädigt. H. 6,3 cm.



Abb. 284  
Jordansmühl  $\frac{1}{4}$

Jordansmühl Kr. Nimptsch. Unter den im Jahre 1898 beim Bahnbau auf dem Bischkowitz Berge gemachten Grabfunden war auch der nebenstehend abgebildete Henkelkrug (Inv. Nr. 656:03). Unterhalb des abgesetzten Halses laufen eine schmale Strichzone und fünf feine Linien ringsum, von denen Fransenbündel ausgehen. Schlesiens Vorzeit VII 542.

Karzen Kr. Nimptsch. Der Gutsbesitzer Ernst Klose eröffnete im Frühjahr 1887 auf einer Anhöhe, 1 km NNW vom Dorfe, eine Kiesgrube. Hierbei fanden sich in etwa 1 m Tiefe vier Skelette ausgewachsener, z. T. ungewöhnlich grosser Personen. Je zwei sollen zusammen in west-östlicher und nord-südlicher Richtung gelegen haben. Neben den Schädeln standen becher- und tellerartige Gefässe. Erhalten blieben davon nur ein 10 cm

hohes schwarzes Henkelkrüglein, ähnlich Abb. 268, und ein Beinknochen (Inv. Nr. 135/36:87). Vgl. Schlesiens Vorzeit V 16. — Später sind dort noch öfters Skelette in Hockerlage mit Tongefässen und Steinäxten zum Vorschein gekommen. Ein 10,5 cm hohes gelbliches Krüglein derselben Form schenkte Herr August Kirchner dem Museum (Inv. Nr. 1145:01).

Rotschloss Kr. Nimpsch. Gräberfeld mit gekrümmten Skeletten. Die Beigaben weisen im allgemeinen auf die frühe Bronzezeit. Doch befanden sich darunter auch ein schnurverzierter Becher (Abb. 277) und ein Streithammer vom Zobtener Typus. Schlesiens Vorzeit N. F. II 15.

Peterwitz Kr. Strehlen. Skelettgräber mit vier Tongefässen des Marschwitzer Typus. Abb. 265 Vgl. Schlesiens Vorzeit VII 551.

Marschwitz Kr. Ohlau. Über das hier entdeckte Gräberfeld vgl. Schlesiens Vorzeit N. F. III 27 ff. Nachzutragen ist bezüglich der in Grab 6 gefundenen Metallsachen, dass eine erneute Analyse, die Herr Privatdozent Dr. Otto Sackur im Chemischen Institut der Universität Breslau vornahm, ein von dem mit geteilten wesentlich verschiedenes Ergebnis gehabt hat. Dr. Sackur fand in 0,2780 g der Legierung 0,0312 g = 11 % Zinn, während der Rest als Kupfer anzusprechen war. Auch die von der Oberfläche abgekratzte Oxydschicht enthielt reichliche Mengen Zinn.

Ohlau Kr. Ohlau. Das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin besitzt von hier vier Gefässe (I 1424—27), die beim Bau der Landstrasse Ohlau—Neisse gefunden und als Geschenk des Regierungs-Baurats Kloht 1837 eingeliefert worden sind. Es sind zwei schlauchförmige Krüge, ein Gefäss mit zwei Schnurösen und eine napfartige gewölbte Schale.

Ehrenberg Kr. Leobschütz. Der Abhang am linken Ufer des Trojabaches ist weithin mit einer Kulturschicht bedeckt, unter der nicht selten tiefe, mit dunklem Boden angefüllte Wohn- und Abfallgruben zu bemerken sind. Beim Abstechen einer dieser Gruben stiessen im Mai 1883 Ziegelerbeiter im Gehöfte des Joseph Thomik auf ein menschliches Skelett. Seine Ausgrabung erfolgte unter Aufsicht des Rektors Groeger aus Katscher, und es wurde darüber von Oberstleutnant Stöckel in Ratibor an das Breslauer Museum berichtet. Der Tote war in 2,60 m Tiefe mit dem Kopfe nach Norden in den gelben Löss gebettet und lag auf der rechten Seite, mit der rechten Hand unter dem Kopfe, der linken auf dem linken Oberschenkel. Die Beine waren gebeugt. Die Knochen befanden sich in einem so hohen Grade der Zersetzung, dass nicht einmal die einzelnen Teile des Schädels geborgen werden konnten. Bei der Freilegung des Skelettes kamen keine Beigaben zum Vorschein, sondern nur vereinzelte Scherben vom Lausitzer und Burgwalltypus, die auch sonst die ganze Kulturschicht durchsetzten und mit der Beerdigung des Körpers offenbar in keinem Zusammenhange standen. Erst einige Tage später wurden etwa 30 cm hinter dem Schädel zwei zerbrochene Gefässe ausgegraben (Inv. Nr. 345/46:83). Sie enthielten nur Erdboden und sind, da nur wenige Stücke fehlen, sicher in unversehrtem Zustande niedergesetzt worden, also wohl als Grabbeigaben zu betrachten. Ein zweites Skelett fand sich bei August Wilpert, etwa 2,50 m tief, in einer mit schwarzem Boden angefüllten Grube unter der hier 0,8—1 m mächtigen Kulturschicht, ein drittes in der Lehmgrube des August Meissner, 2 m tief, in einer viereckigen Grube von Manneslänge. Beigaben sollen dabei nicht zu Tage gekommen sein. — Von den beiden Gefässen ist das eine ein 22 cm hoher



Abb. 285, 286. Ehrenberg.  $\frac{1}{5}$

schwarzbrauner, ziemlich dickwandiger Krug mit birnförmigem Körper und abgesetztem, nach oben zu verjüngtem Halse. Vom Rande geht ein breiter und starker Henkel aus, der mit seinem unteren Ende an der Ansatzstelle des Halses breit angedrückt ist und dadurch einen lappenartigen runden Vorsprung bildet. Ein 4 cm oberhalb des Bodenrandes durch die Wand gestossenes fingerweites Loch dürfte zufällig entstanden sein. Die Form weicht von den sonst bekannten Typen dieser Gruppe einigermaßen ab, ist aber sicher steinzeitlich. Das kleinere Gefäss, ein 16 cm hoher hellbrauner Henkelkrug mit schwach geschweiftem Profil, gehört einem in Marschwitz mehrfach vertretenen Typus an (vgl. Abb. 255). Nicht zugehörig, sondern bronzezeitlich, ist eine mit eingelieferte gelbe Henkeltasse (Inv. Nr. 347:83), die in der schwarzen Kulturschicht unweit des Skelettes ausgegraben war.

## VI. DIE GLOCKENBECHER-GRUPPE

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dem vielgestaltigen Bilde der europäischen Steinzeit-Töpferei sind die sogenannten Glockenbecher. Schon durch ihre sigillata-ähnlich feine Masse und schöne rotbraune Färbung und Politur, mehr noch durch ihre die Aussenseite ganz bedeckende Verzierung, unterscheiden sie sich auf den ersten Blick



Abb. 287

Glockenbecher aus Woischwitz.  $\frac{1}{8}$

von jeder anderen Gefässgruppe. Breite, von tiefen Schnittlinien und glatten Streifen begrenzte Ornamentzonen umziehen vom Boden bis zum Rande das Gefäss. Ihre Füllung besteht aus dicht gedrängten quadratischen Eindrücken oder Punktlinien, die wahrscheinlich mit einem Zahnradchen eingestempelt und teils zu wagerechten Reihen, teils zu mehrfachen Zickzacklinien, Dreiecken, Doppelrauten u. dgl. zusammengestellt und mit weisser Farbe ausgefüllt sind. Ausser dem namengebenden Haupttypus umfasst die Keramik dieser Gruppe noch ähnlich verzierte Schüsseln, sowie flache, bisweilen vierbeinige

Schalen und kleine Henkeltöpfe von derselben Masse und Färbung. Die Begleitfunde in Gräbern sind sehr primitive kupferne Dolche und Nadeln, steinerne Pfeilspitzen und länglich viereckige, am Rande mit Löchern versehene Plättchen aus Stein oder Knochen. Nach der allgemeinen Annahme wurden diese Platten vom Bogenschützen an der inneren Seite des linken Handgelenkes befestigt und dienten dazu, den Rückschlag der abgeschwellten Sehne zu parieren.<sup>1)</sup>

Die körperlichen Überreste der Bestatteten deuten auf eine ausgesprochen kurzköpfige Rasse, im Gegensatz zu den Langschädeln der durch band- und schnurkeramische Gräber vertretenen Bevölkerung. Verbreitet ist die Glockenbecherkultur über einen grossen Teil West- und Mitteleuropas, jedoch anscheinend nirgends in ausgedehnten Siedlungen, sondern in verstreut liegenden kleinen Friedhöfen oder Einzelgräbern. Man hat daraus auf eine Art steinzeitlichen Zigeunervolkes geschlossen, internationale, schweifende Horden, halb Händler, halb bogenbewaffnete Nomaden, die sich mitten unter der übrigen Bewohnerschaft niedergelassen hätten, und deren Erzeugnisse auch von dieser als Handelsgut übernommen worden seien<sup>2)</sup>. Andere sehen in den Glockenbechern Denkmäler des regen Verkehrs zwischen der Welt des Mittelländischen Meeres und dem mittleren und nördlichen Europa und verwerten sie dementsprechend für die vergleichende Chro-

<sup>1)</sup> Schumacher, *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit* V 357 (mit Litteraturverzeichnis). — Grössler *Jahresschrift f. d. Vorgesch. d. sächs.-thüring. Länder* VIII (1909) S. 1–86. — H. Schmidt, *Zeitschr. f. Ethnol.* 1913 S. 247.

<sup>2)</sup> Schliz, *Zeitschr. f. Ethnol.* 1906 S. 334; *Archiv f. Anthrop. N. F.* VII (1909) S. 283.

nologie<sup>1)</sup>. So sehr dabei die Meinungen über die absolute Datierung auseinandergehen, so ist man doch ziemlich einig über ihre Stellung ganz am Ende der neolithischen Zeit.

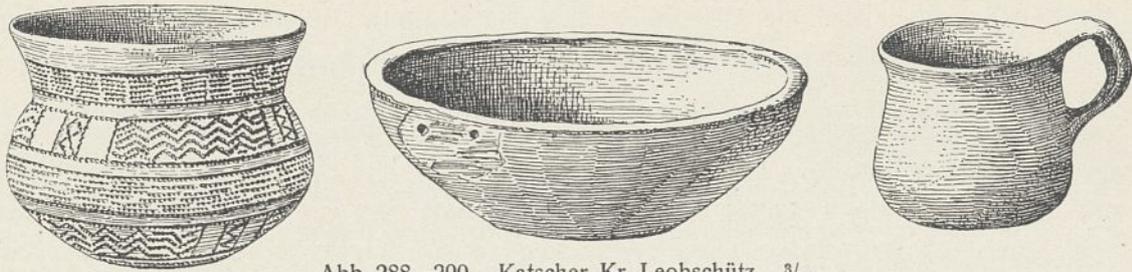
Aus Schlesien sind bisher erst drei Funde von Glockenbechern bekannt, je einer aus den Kreisen Breslau, Nimptsch und Leobschütz, aber sie genügen, um der Gruppe ihren Platz im System der neolithischen Keramik anzuweisen. Die schöne Woischwitzer Vase — für ihre Grösse erscheint der Name Becher kaum mehr passend — stimmt in Material, Form und Verzierung so sehr mit vielen böhmischen und mährischen Exemplaren überein, dass man sie für ein von dort eingeführtes oder von einem eingewanderten Töpfer angefertigtes Stück halten könnte<sup>2)</sup>. Dasselbe gilt von dem Gross Jeseritzer Fragment und dem mehr kugelig geformten Becher aus Katscher, sowie von den Begleitgefässen, den gehenkelten Krügen und Töpfen mit breitflacher Unterseite und den breitrandigen Schalen, die mit einer Vorrichtung zum Anhängen versehen oder auf vier Füsschen gestellt werden (Abb. 288/291). Es ist bemerkenswert, dass die Glockenbecher Mitteldeutschlands von den böhmisch-mährischen und also auch von den schlesischen bei aller stilistischen Verwandtschaft in den Einzelheiten doch wesentlich abweichen, und dass aus Nordostdeutschland, etwa jenseits der Linie Breslau—Magdeburg, überhaupt keine zu verzeichnen sind<sup>3)</sup>. Die schlesischen können somit nur von Süden her eingeführt sein. Wir haben hier einmal einen Fall, wo die Möglichkeit einer zuverlässigen Herkunftsbestimmung keramischer Gruppen auf Grund von Typenvergleichung und Fundstatistik offen zu Tage tritt. Die Glockenbechergruppe wird von den böhmischen Prähistorikern nicht mehr zur eigentlichen Steinzeit gerechnet, sondern als eine Vorstufe des Mönitzer Typus angesehen<sup>4)</sup>. Damit steht es im Einklange, dass in der Umgebung des Woischwitzer Fundes Grab- und Wohnstätten der ältesten Metallzeit aufgedeckt worden sind, und dass gewisse Gefässformen, wie der geschweifte Henkeltopf, der gestielte Becher, die zum Aufhängen eingerichtete Schale und die Füsschenschale, in der früh-

1) Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit S. 88. — S. Müller, Urgeschichte Europas S. 23/24. — H. Schmidt, Prähist. Zeitschr. I (1909) S. 130 und Zeitschr. f. Ethnol. 1913 S. 247. — Müller setzt die Glockenbecher in Nordeuropa um 1500, Montelius um 2000, H. Schmidt um 2500 v. Chr. an.

2) Nachstehend eine Auslese aus der reichen Litteratur über die böhmischen und mährischen Glockenbecher: Čermak, Die geschweiften Becher und ihre Verbreitung, Mitteil. d. k. k. Central-Comm. XVII. Jahrg. (1891) S. 174. — L. Schneider, Korresp. Blatt d. Deutschen anthrop. Ges. 1903 S. 97. — Palliardi, Mitteil. d. prähist. Comm. d. k. k. Ak. d. Wiss. I 239. — Pič, Čechy předhist. I S. 73, 83; Taf. I 3; XXXV 9; XXXIX. — Památky archaeol. Bd. XXIV (1910/12) S. 7 Taf. II—IV. — Časopis Společnosti Prátel Bd. XVII (1909) S. 55 Taf. III. — Pravěk 1904 Taf. VI, XI; 1909 Taf. VI, XVI—XVIII. — Časopis vl. spolku muzej v. Olomouci (Zeitschrift des Olmützer Museums) 1905 S. 110 Taf. 1; 1911 S. 66/87 und 109/125. — Červinka, Moravské starožitnosti II 200—240.

3) Grössler a. a. O. S. 7. Vgl. die zahlreichen von ihm gegebenen Abbildungen aus Thüringen und angrenzenden Gebieten. Den mährischen Glockenbechern sehr ähnlich sind die ungarischen aus dem Komitat Pest. Vgl. Wosinsky, Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit, Berlin 1904, S. 55 Taf. 78 und 79, und H. Schmidt, Zeitschr. f. Ethnol. 1913 S. 249.

4) J. Palliardi, Mitteil. d. prähist. Kommiss. d. k. k. Ak. d. Wiss. I 259 f.; Wiener prähist. Zeitschr. I 276. — Šimek, Wiener prähist. Zeitschr. I 36.

Abb. 288—290. Katscher Kr. Leobschütz.  $\frac{3}{10}$ 

bronzezeitlichen Keramik wiederkehren<sup>1)</sup>). Freilich treten diese Formen auch schon in der Marschwitzer Gruppe auf, und in Marschwitz selbst ist sogar eine schieferne Armschutzplatte vorgekommen<sup>2)</sup>). Aber das beweist nur aufs neue, dass der Marschwitzer Typus der unmittelbare Vorläufer des Mönitzer gewesen ist, und dass er, ebenso wie der Glockenbecher, an der Wende der beiden Zeitalter steht.

Woischwitz Kr. Breslau. An der öfters (S. 7 und 61) erwähnten Fundstelle wurde am 6. Mai 1892 bei Erdarbeiten für die Breslauer Umgebungsbahn durch den Schachtmeister Wawra eine Grabstätte mit vermoderter Leiche, mehreren Tongefäßen und einer Armschutzplatte gefunden. Die Gefäße wurden in trümmerhaftem Zustande, die Platte unversehrt dem Museum abgeliefert (Abb. 287, 291).

a) Glockenbecher aus ziegelrotem, stellenweise schwarz angeschmauchtem Ton mit kleiner Standfläche, stumpfkantigem Umbruch und trichterförmigem Halse. Durch tief eingeschnittene, in Rädchentechnik punktierte Linien ist die Aussenseite in zwölf Zonen geteilt, wovon abwechselnd immer eine breitere gemustert, zwei schmalere glatt gelassen sind. Von den gemusterten sind wieder die erste und dritte scheinbar durch Eindrücke eines kanevasartigen groben Gewebes, in Wahrheit aber wohl gleichfalls durch vielfaches Hin- und Herfahren eines gezähnten Rädchens, die zweite und vierte durch je vier parallele punktierte Zickzacklinien ausgefüllt. Der Rand ist grösstenteils ergänzt. H. 15,5, Dm. 17,8 cm.

b) Henkelkrüglein von breiter, geschweifter Form, rötlich-grau, am Boden angeschwält. Die größte Ausbauchung liegt nahe über dem Boden, die stärkste Einziehung in halber Höhe, der Henkel setzt etwas unterhalb des Halses an. Stark ergänzt. H. 9, Dm. 11,7 cm. Auch abgebildet Altertümer unserer heidnischen Vorzeit Bd. V Tafel 61 Nr. 1099.

c) Henkelkrüglein von hoher, geschweifter Form, rötlich braun, mit kleiner Standfläche und etwas unterhalb des Randes ansetzendem Bandhenkel. Stark ergänzt. H. 11, Dm. 8 cm. Auch abgebildet Altertümer unserer heidnischen Vorzeit Bd. V Tafel 61 Nr. 1100.

d) Rundes Schälchen aus grauem Ton mit etwas breit gedrücktem Rande. An diesem ein mit zwei senkrechten Schnurlöchern versehener Ansatz. Nur zur Hälfte erhalten. H. 3,5, Dm. 9,2 cm. Auch abgebildet Altertümer unserer heidnischen Vorzeit Bd. V Tafel 61 Nr. 1101. Der hier ergänzte zweite Ansatz dürfte in Wirklichkeit nicht vorhanden gewesen sein.

e) Schale, kreisrund, gewölbt, auf vier angesetzten Stabfüßchen, rötlich-grau. H. 5,8, Dm. 12 cm.

f) Näpfchen, kegelstumpfförmig, ziegelrot, mit stielartigem Handgriff. H. 2,8, Dm. 5 cm.

g) Armschutzplatte aus hellgrauem Schiefer, rechteckig, in der Breitenrichtung leicht gewölbt. An den vier Ecken sorgfältig rund gebohrte Schnurlöcher. L. 9,3, Br. 3,5, Dicke 1,8 cm.

<sup>1)</sup> Vgl. Schlesiens Vorzeit N. F. IV 3/4.

<sup>2)</sup> Schlesiens Vorzeit N. F. III 32 Fig. 9. — Aus Böhmen sind zwei Grabfunde veröffentlicht, in denen das eine Mal eine Armschutzplatte, das andere Mal ein Glockenbecher zusammen mit einem schnurkeramischen Becher später Form gefunden worden sind: Zvoleneves Bez. Schlan (Pič, Čechy předhist. I S. 73/74) und Mlikojed gegenüber Leitmeritz an der Elbe (Prähist. Blätter 1896 S. 90 Taf. XII). Für Wechselbeziehungen zwischen Glockenbecher- und Schnurkeramik hatte schon Götze, (Verhandl. d. Berlin. anthrop. Ges. 1900 S. 261 f.) verschiedene Gründe angeführt, deren Beweiskraft aber von Reinecke (ebenda S. 604) und Wilke (Archiv f. Anthrop. N. F. VII 338) bestritten wurde.

Gross Jeseritz Kr. Nimtsch. Mit einem Teile der Sammlung des Gastwirts Schneider in Rudelsdorf erwarb das Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin im Jahre 1890 einen Scherben von 12 cm Breite und 15 cm Höhe, der von einem grossen Glockenbecher herrührt (Inv. Nr. I e 720). Er soll in einer Sandgrube gefunden sein. Der recht gut geschlammte Ton ist gelblich, im Bruche grau mit gelblichen Rändern, stellenweise durchgebrannt, die Oberfläche ziemlich glatt. Die Verzierung ist in tiefem Furchenstiche ausgeführt. Zwischen je vier Horizontalen läuft ein elfstreifiges Zickzackband. An die untere Abgrenzung schliesst sich eine Reihe von mit Punkten gefüllten Dreiecken an.

Katscher Kr. Leobschütz. Die Gegend um Katscher ist besonders reich an Spuren vorgeschichtlicher Besiedlung, namentlich auch an solchen aus der Steinzeit. So sind auf einem Grundstück 0,25 km westnordwestlich des Bahnhofs bei Erdarbeiten im Laufe der Jahre zahlreiche Funde von Steingeräten, Tongefässen und dgl. gemacht worden. Einen Teil davon nahm der Besitzer, Herr Schornsteinfegermeister Meyer, an sich und schenkte ihn später dem Museum. (Inv. Nr. 476, 573—585:05.)

a) Glockenbecher mit bauchigem Unter- und trichterförmigem Oberteil. Die ursprüngliche rotbraune Farbe ist nur noch an wenigen Stellen erhalten, sonst durch einen schmutzigbraunen Ton ersetzt. Vier gemusterte Zonen wechseln mit glatten Streifen. Alle Verzierungen sind anscheinend mit einem unregelmässig gezähnten Rädchen oder einem ähnlichen Instrumente ausgeführt und waren mit weisser Masse eingelegt. In der ersten und dritten Zone wechseln längere und kürzere Zickzackbänder mit leer gelassenen Feldern und schmalen Streifen. Die zweite und vierte Zone ist mit durchgehenden, aber ziemlich unregelmässig verlaufenden wagerechten Linien schraffiert. H. 10, Dm. 13 cm. Abb. 288. Auch abgebildet bei Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte 2. Aufl. Tafel IV 24.

b) Tassenförmiges Gefäss mit breit-flacher Unterseite, steiler Wandung, etwas ausgebogenem Rande und überstehendem Bandhenkel. Farbe schwärzlich. Rand teilweise ergänzt. H. 7,5, Dm. 9 cm. Abb. 290.

c) Runde Schüssel mit breitgedrücktem flachem Rande, aschgrau. An einer Stelle dicht unterhalb des Randes ist ein 5 cm breiter Ansatz abgesprungen. Wohl als Ersatz dafür hat man schon zur Zeit der Benutzung der Schüssel zwei Schnurlöcher eingebohrt. H. 5,5. Dm. 19 cm. Abb. 289.

Ausser diesen sicher zur Glockenbecherkeramik gehörigen Stücken sind unter den von Herrn Meyer geschenkten Gefässen noch zwei möglicherweise dazu gehörige: ein 6 cm hoher rötlicher Becher mit eingezogenem Halse und Strichzone an der Schulterkante, und ein 12,8 cm hoher grauer Topf mit zwei Henkeln. Von zwei Serpentinäxten (Inv. Nr. 583 und 585:05) zeigt die eine, sehr stark verwitterte, den Typus Abb. 250, wogegen die andere mehr dem Typus Schlesiens Vorzeit N. F. III 20 Fig. 62 entspricht. Es sind ausserdem noch drei schon früher ins Museum eingelieferte Steinäxte vorhanden (Inv. Nr. 64, 8179, 8367), darunter zwei ausgesprochene Streitäxte, die Gräbern entnommen sein dürften.



Abb. 291. Tongefässe und Schieferplatte aus Woischwitz.  $\frac{1}{4}$

## VII. SCHLUSS

Die Einzelbetrachtung der neolithischen Vasenstile Schlesiens hat für ihre Altersfolge feste Stützpunkte ergeben. Gesichert ist vor allem die Stellung der jüngeren Schnurkeramik (Marschwitzer Typus) — einschliesslich der Glockenbecher — ganz am Ende des Zeitraums. Ihre Formen gehen so unmerklich in die des Bronzealters über, dass es schwer ist, zwischen beiden eine Grenze zu ziehen<sup>1)</sup>. In den Gräbern von Marschwitz sind als Beigaben schon kleine Metallsachen aus zinnreicher Bronze verwendet (S. 77); in den Friedhöfen der ersten Bronzezeit trifft man öfters noch Gräber mit schnurkeramischen Beigaben und Streitäxte von einer der Abb. 250 verwandten, wenn schon etwas geringeren Form<sup>2)</sup>. Aus dieser Endstellung der jüngeren Schnurkeramik folgt ohne weiteres, dass die ihr stilistisch am nächsten stehende, aber nie mit ihr gesellte nordische Gruppe älter ist, und zwar, wenn man als deren Blüte die Stufe von Nosswitz ansehen darf, beträchtlich älter. Denn eine so durchgreifende Veränderung der Gefässformen und der Verzierungsweise, wie wir sie zwischen der Nosswitzer und der Marschwitzer Gruppe vollzogen sehen, hat natürlich geraume Zeit erfordert. Diesen Eindruck gewinnen wir auch aus den Fundumständen. In Nosswitz sind die schnurkeramischen Gräber in und zwischen die Bauplätze der megalithkeramischen Hütten eingeschnitten (S. 72). Wir wissen von anderen Fundplätzen, dass man damals die Friedhöfe fern von den Wohnungen der Lebenden anzulegen pflegte (S. 65). Das alte Dorf muss also längst verschwunden gewesen sein, als die Gräber errichtet wurden. Die zwischenzeitliche Entwicklung vermögen wir mit den vorhandenen Mitteln nicht restlos aufzuklären. Man kann wohl vermuten, dass hierher ein guter Teil der Funde gehört, die wir als ältere Schnurkeramik zusammengefasst haben, aber ein eigentlicher Übergang ist wenigstens auf schlesischem Boden vorläufig nicht nachweisbar. Zum Teil mag die Lückenhaftigkeit des Stoffes schuld daran sein. Wir haben aber auch Grund zu der Annahme, dass die Überlieferung durch fremde Einwirkungen gestört und verändert wurde (S. 68).

Die Keramik vom nordischen Typus lässt sich ihrerseits wieder mit den bandkeramischen Gruppen in Beziehung setzen. Die Tatsache, dass in Nosswitz und Jordansmühl auf gleichem Raume mehrere steinzeitliche Niederlassungen bestanden haben, befähigt uns, das Altersverhältnis der darin vertretenen Kulturen sozusagen von der Erde abzulesen. Die Verfertiger der Nosswitzer Tiefstichkeramik haben ihre Häuser auf den Fundamenten einer spiralkeramischen Siedlung erbaut (S. 27/28). Nichts deutet darauf, dass sie die früheren Bewohner noch am Orte vorgefunden hätten und durch ihre Kultur beeinflusst worden wären. Eher ist aus der verschiedenen Färbung des eingeschütteten Bodens und der viel stärkeren Verwitterung der spiralverzierten Scherben auf einen grösseren Zeitabstand zu schliessen. Dagegen liefert die Jordansmühler Fundstätte den

1) Vgl. Schlesiens Vorzeit N. F. III 37; IV 2.

2) Schlesiens Vorzeit VII 237 Fig. 12; N. F. II 19 Fig. 6 und 14; III 1 Fig. 1 und 7.

Beweis, dass die nach ihr benannte Tonware zugleich mit der nordischen geblüht hat (S. 48), eine Beobachtung, die durch Funde von anderen Orten bestätigt wird (S. 51). Die Vermischung geht soweit, dass sogar die Toten-Aussteuer einzelner Gräber aus Geschirr von beiderlei Gattung zusammengesetzt ist. Als dritte im Bunde erscheint die Stichreihen-Keramik. Sie ist zwar nur in geringem Masse an dem Grubeninhalte beteiligt, aber doch hinlänglich, dass man ihre Gleichzeitigkeit behaupten kann (S. 19/20). Den Untergrund bildet auch in Jordansmühl die Spiral-Mäander-Keramik. Soweit der örtliche Tatbestand. Wir haben zu prüfen, ob er mit den sonstigen Erfahrungen in Einklang steht, und wie er siedlungsgeschichtlich zu erklären ist.

Dass die drei bandkeramischen Stilarten untereinander eine engere kulturelle Einheit ausmachen, geht aus vielen gemeinsamen Zügen hervor. Übereinstimmende Gefässformen fanden wir einerseits in der spiralverzierten und Stichreihen-Keramik, andererseits in



Abb. 292. Jordansmühl.  $\frac{1}{3}$

dieser und dem Jordansmühler Typus (S. 26). Der halbkugelige Kumpf ist allen drei Gruppen zu eigen (Abb. 292). Gemeinsam ist sodann die Ausstattung der Gefässe mit Knöpfen und Warzengriffen und das Streben, grössere Flächen mit breit angelegten, raumfüllenden Ziermustern zu überziehen, unter denen die Spirale und ihr geradliniges Gegenstück, der Mäander, für die Stilvergleichung am wichtigsten sind. Allgemeine Begleit-Erscheinungen der östlichen Bandkeramik sind ferner die flachen dreieckigen oder trapezförmigen Hacken mit Querschneide und die hochgewölbten Meissel und „Schuhleistenkeile“ (S. 12). Auch die tönernen weiblichen Idole (S. 9 und 18) kann man dazu rechnen. Auf andre bedeutsame Merkmale wirtschaftlicher und kultureller Art soll hier nur hingedeutet werden<sup>1)</sup>. Gewiss, dass diese weitgehende Übereinstimmung, wenn nicht völkische Verwandtschaft, so doch die gleich gerichtete Herkunft des beteiligten Volkstums zur Voraussetzung hat. Die Quellen von Schlesiens bandkeramischer Kultur fliessen jenseits der Sudeten, in den dicht besiedelten Stromgebieten der Elbe und March. Wenn irgendwo, so liegt dort der Schlüssel zum Verständnis auch der schlesischen Verhältnisse.

Die Chronologie der jüngeren Steinzeit Böhmens und Mährens ist in den letzten Jahren von zahlreichen Archäologen in Angriff genommen und so gefördert worden, dass sie in den für uns wesentlichen Punkten als gesichert gelten kann<sup>2)</sup>. Als älteste erscheint überall die spiralverzierte Keramik mit kugeligen, kessel- oder bombenförmigen Gefässen von der Art der S. 10 abgebildeten. Es machen sich in ihr Abstufungen nach der Richtung bemerkbar, dass die Technik allmählich verfeinert, die Gefässformen etwas emporgezogen, mit deutlicher Standfläche und Halsansatz versehen, die Verzierungen ab-

<sup>1)</sup> Seger, Die vorgeschichtlichen Bewohner Schlesiens, Mitteil. d. Schles. Ges. f. Volkskunde Bd. IX (1907) S. 7. — Schliz, Zeitschr. f. Ethnol. 1906 S. 330. — Schumacher, Prähist. Zeitschr. VI 54.

<sup>2)</sup> Ausser den öfters angeführten Schriften von Červinka, Jira, Palliardí, vgl. besonders K. Buchtela, Vorgeschichte Böhmens, deutsche Beilage zu Niederles Věstnik slovanských starožitnosti III, Prag 1899, und Šimek, Grundzüge der Vorgeschichte Böhmens, Wiener prähist. Zeitschr. I 22, wo auch weitere Literaturangaben zu finden sind.

wechslungsreicher und weniger streng werden. Mit dieser jüngeren Ware trifft man in manchen Ansiedlungen, z. T. auch in denselben Gruben, Scherben der zweiten neolithischen Stufe, der Stichreihen-Keramik. Sie steht sichtlich in typologischem Zusammenhange mit der ersten und ist wahrscheinlich — mit oder ohne von aussen kommenden Einfluss — unmittelbar aus ihr hervorgegangen oder auf sie aufgepflanzt worden. Ein schlagendes Beispiel für die enge Verbindung der beiden Stilarten ist der bekannte Kugelnapf der Jira'schen Sammlung aus der Scharka bei Prag, der über eingestochenen Zickzackreihen ein aufgemaltes Spiralmuster zeigt<sup>1)</sup>. Während ihrer selbständigen Entfaltung entfernt sich die Stichreihen-Keramik immer weiter von dem Vorbilde der älteren Stufe. Die anfangs noch rundgewölbten, birnförmigen Gefässe neigen zu schärferer Profilierung. Die Bauchpartie erhält einen Knick, und an diesen werden Warzen und senkrecht durchstochene Schnurösen angesetzt. Es entstehen ausgesprochene Becherformen mit schalenförmigem Unter- und hohem geschweiften, zylindrischen oder konischen Oberteile. Die früher ziemlich schlichte Ornamentik wird reich bis zur Überladenheit. Die auf mannigfaltige Weise ausgeführten Einstiche sind jetzt oft mit weisser Masse ausgefüllt. In den Funden mehren sich die Beimengungen fremden Topfgeschirres. Sie drängen das stichverzierte nach und nach zurück, so dass es schliesslich ganz verschwindet. Die jüngste Wandlung fällt schon in die Stein-Kupferzeit.

Für den ältesten dieser fremden Bestandteile halten die böhmischen Prähistoriker den Typus von „Lengyel-Jordansmühl“. Nach Buchtela<sup>2)</sup> wäre er noch während des reinen Neolithikums ins Land gekommen. Jira fand ihn in mehreren Siedlungen teils mit jüngerer Spiralkeramik, teils mit Stichreihen-Keramik, und hatte den Eindruck, dass seine Träger sich als kulturell überlegene Eindringlinge neben der alten Bevölkerung eingenistet und neue Begräbnissitten (Brandbestattung) und eine fortgeschrittene Keramik mitgebracht hätten<sup>3)</sup>. Wie durchaus die böhmische Gruppe der schlesischen gleicht, habe ich schon erwähnt (S. 9), ebenso, dass in Mähren die entsprechende Stufe durch die bemalte Keramik vertreten wird, und dass die Bemalung auch der schlesischen Gruppe nicht ganz fremd ist. Die Charakterformen sind überall die Fusschale und die doppelkonische Vase mit oder ohne Walzenhals und mit nabelartigen Knöpfen (Abb. 3). Die Heimat dieses Stiles dürfte in Südungarn zu suchen sein. Dort finden sich, z. B. in Lengyel, Komitat Tolna, dieselben Gefässe, teils rot angestrichen, teils mit geradlinigen oder Spiral- und Volutenmustern rot und gelb bemalt<sup>4)</sup>. Als wichtiges Bindeglied tritt die Verwendung seltener, durch Handel erlangter Gesteinsarten hinzu. Für schneidende kleine Werkzeuge ist in Lengyel<sup>5)</sup>, in den mährischen Siedlungen mit bemalter Keramik<sup>6)</sup>

1) Oft abgebildet, z. B. Mannus III Taf. XVIII und XIX.

2) K. Buchtela und L. Niederle, *Rukověť české archaeologie*, Prag 1910, S. 28. Vgl. Šimek a. a. O. S. 35.

3) Mannus II 246.

4) Wosinsky, *Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel* Taf. VI, XIII, XXII, XL, XLII, XLIII. — Hörnes, *Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa*, S. 257.

5) Wosinsky a. a. O. I 42, 55; III 108.

6) Palliardi, *Wiener prähist. Zeitschr.* I 262. — Jira, Mannus II 229.

und in der zur Jordansmühler Kultur gehörigen schlesischen Siedlung von Ottitz Kreis Ratibor<sup>1)</sup> Obsidian verarbeitet worden, ein vulkanisches Mineral, dessen nächste natürliche Bezugsquelle der Karpathen-Gebirgszug Hegyalja in Oberungarn war. Palliardi hat ferner gezeigt, dass die in Mähren verhältnismässig zahlreichen Beile aus Jadeit und Chloromelanit dem Kulturkreise der dortigen bemalten Keramik entstammen<sup>2)</sup>. Sie sind fast sämtlich von geringer Grösse, gegen den Nacken hin zugespitzt, auf der einen Breitseite gewölbt, auf der andern flach, und mit bogenförmiger Schneide versehen, und gleichen so den Jadeitbeilen von Zala Apathy am Plattensee und Lengyel<sup>3)</sup>.

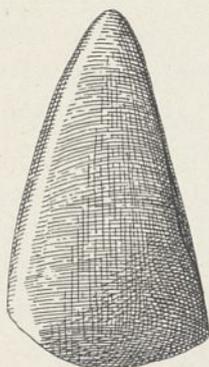


Abb. 293. Ratibor.  $\frac{1}{2}$

Auch das Breslauer Museum besitzt zwei solche Beile, das eine aus Chloromelanit, gefunden an der schlesisch-posenschen Grenze bei Zmyslona Kr. Kempen<sup>4)</sup>, das andere aus Jadeit, gefunden in der Vorstadt Neugarten bei Ratibor (Abb. 293). Schliesslich sind die in Jordansmühl sehr gewöhnlichen Brillenspiralen (Abb. 19) und röhrenförmigen Perlen auch in Lengyel vorgekommen<sup>5)</sup>. Für die jüngere bemalte Keramik Mährens verzeichnet Palliardi allerdings nur den Fund eines kleinen Kupferringes<sup>6)</sup>. Dabei ist indes zu bedenken, dass jene mährischen Funde durchweg aus Hausgruben herrühren, die schlesischen Kupfersachen aber aus Gräbern. In den zugehörigen Hausgruben werden sie auch bei uns nicht gefunden. So kostbare Dinge liess man eben nicht in den Kehricht fallen. Palliardi führt selbst Beweise dafür an, dass die bemalte Keramik Südmährens erstens schlechthin jünger ist, als die spiralverzierte, zweitens mit ihrer älteren Stufe der Stichreihen-Keramik parallel geht, und drittens mit ihrer jüngeren Stufe an die Zeit der Herrschaft des nordischen und des „Pfahlbauten“-Stils heranreicht.

Mit den letzteren beginnt nach ihm das Jung-Neolithikum oder die Stein-Kupferzeit. Eine vortreffliche Grundlage für ihre Chronologie boten seine Grabungen am Starý Zámek, Bezirk Znaim<sup>7)</sup>. Die dortige Ansiedlung baute sich aus mehreren nach einander abgelagerten Schichten auf, so dass die Reihenfolge der unterschiedlichen Kulturreste rein äusserlich Stufe für Stufe zu erkennen war. Die schwache unterste Schicht D und der untere Teil der bis zu 2 m mächtigen Schicht C ergab Scherben von unverzierten blank-schwarzen Trichterrand-Gefässen, Amphoren, Eimern und Henkelkrügen, die den Noss-witzer Typen aufs genaueste gleichen<sup>8)</sup>. Im obersten Drittel der Kulturschicht C tritt zu den bisherigen Gefässgattungen die kannelierte und die weiss inkrustierte Keramik hinzu.

<sup>1)</sup> Seger, Steinzeit in Schlesien S. 136 [22].

<sup>2)</sup> Wiener prähist. Zeitschr. I 262 und Korrespondenzbl. d. Deutsch. anthrop. Ges. 1913 S. 97.

<sup>3)</sup> Wosinsky a. a. O. II 44, Taf. XXIX 223. Hier als Nephrit bezeichnet, aber vermutlich aus Jadeit.

<sup>4)</sup> Verhandl. d. Berlin. anthrop. Ges. 1889 S. 356. — Schlesiens Vorzeit VI 26 (mit Abbildung).

<sup>5)</sup> Wosinsky, Lengyel, Taf. XII 70; XXII 172.

<sup>6)</sup> Wiener prähist. Zeitschr. I 259, 264.

<sup>7)</sup> Wiener prähist. Zeitschr. I 265.

<sup>8)</sup> Selbst für die „bodenlosen Fusschalen“ mit Schnurösen, Palliardis Abb. 21, haben wir in Schlesien ein ganz entsprechendes Gegenstück unter den S. 47 erwähnten Funden von Dankwitz. Derartige Tongeräte gelten als Leitformen des in Anhalt heimischen Bernburger Typus, eines Ablegers der Megalith-

Jene macht einen merkwürdig vorgeschrittenen Eindruck. Man würde beim Anblick der abgebildeten Gefässe nicht leicht auf den Gedanken kommen, dass sie steinzeitlichen Ursprungs sind. Doch haben wir Proben gerippter Gefässe auch in Nosswitz kennen gelernt (S. 39 und 172), und in der ältesten Megalithkeramik Dänemarks sind sie nicht selten<sup>1)</sup>. Die inkrustierte Ware hat mit der Nosswitzer die Stichtechnik und teilweise auch die Muster gemein, so namentlich die aneinandergereihten Winkelstriche (Tannenzweigmuster) und Keilstiche (Abb. 171 i und w). Die meisten der dortigen Motive fehlen ihr aber, z. B. die Strichzonen, Kreuzstichreihen und Zickzacksäume, an deren Stelle schraffierte Dreiecke oft den grössten Teil des Gefässes bedecken. Nach Palliardi reicht dieser Zierstiel weit nach Süden. Er finde sich in Siebenbürgen, Slavonien und Bosnien, seine ornamentale Technik stimme jedoch mit der nördlichen Megalith-Keramik, insbesondere mit der aus den Steingräbern des Osnabrückischen, auffallend überein. Die dritte und letzte neolithische Schicht B enthält Schnurkeramik. Unter den Gefässen bemerkt man die letzten Ausläufer der bauchigen Amphoren, Krüge mit breitem, zweizipfelig ausgezogenem Henkel, Mörserbecher und Schüsseln mit einwärts gebogenem Rande. Die Verzierungen sind in echten Schnurabdrücken, hauptsächlich aber in Furchenstich hergestellt. Schraffierte Dreiecke herrschen vor. Die Steinwerkzeuge zeigen Metallformen, trotzdem ist Kupfer noch immer sehr selten.

Ziehen wir aus dieser vergleichenden Übersicht die Nutzanwendung für Schlesien, so finden wir fürs erste bestätigt, dass die Spiral-Mäandergruppe an der Spitze der keramischen Stufenfolge steht. Bei ihrer vollkommenen Übereinstimmung mit der böhmisch-mährischen ist die Annahme berechtigt, dass sie durch Ansiedler aus jenen Ländern eingeführt worden ist. Ihr muss die Stichreihen-Keramik gefolgt sein. Wir haben gesehen (S. 26), dass sie auch in Schlesien zwei Entwicklungsphasen durchgemacht hat. Die ältere schliesst sich in ihren rundlichen Gefässformen an die spiralverzierte Tonware an und gleicht im wesentlichen der älteren Stichreihen-Keramik Böhmens und Mährens. Die jüngere bevorzugt eckige und gegliederte Formen. Sie hat mit der jüngeren böhmischen zwar den Wandknick gemein, im übrigen aber geringe Ähnlichkeit. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir diese Sonderentwicklung, die in der Fusschale und der doppelkonischen Vase mit Walzenhals ihren deutlichsten Ausdruck findet, dem Einfluss des Jordansmühler Typus zuschreiben und darin einen weiteren Beleg für die Gleichzeitigkeit der beiden Stilarten erblicken. Die Besiedlungsgeschichte Böhmens und Mährens lehrt uns nun, dass die dem Jordansmühler Typus entsprechende Kultur dort als eine von der älteren einheimischen Kultur unabhängige, fremde, wenn auch dem Ursprung nach viel-

---

Keramik. E. Krause hat sie als Trommeln gedeutet (Zeitschr. f. Ethnol. 1893 S. 168). Hörnes hält ihren typologischen Zusammenhang mit den Untersätzen und Pilzgefässen des Mittelmeergebietes für sicherer (Urgeschichte der bildenden Kunst<sup>2</sup> S. 324). — Die Scherben mit Tupfenreihen wie unsere Abb. 131—135 rechnet Palliardi zur „Pfahlbau-Keramik.“ Sie finden sich aber ganz ebenso auf steinzeitlichen Wohnplätzen Norddeutschlands (vgl. z. B. Beltz, Die vorgesch. Altert. von Mecklenb.-Schwerin Taf. 18) und sind wohl überhaupt auf keine bestimmte Gegend beschränkt.

<sup>1)</sup> S. Müller, Ordnung af Danmarks Oldsager, Stenalderen, Fig. 229. — Aarbøger 1913 S. 262 f.

leicht verwandte Gruppe aufgetreten ist. Ähnliches wird auch für Schlesien zu gelten haben. Als Ausgangspunkt der Bewegung dürfen wir das südwestliche Ungarn betrachten, von wo sie sich über Mähren einerseits nach Oberschlesien, andererseits nach Böhmen verbreitet haben mag. Ich habe in meiner früheren Arbeit an der Hand der Keramik gezeigt, dass Ansiedlungen, wie die von Ottitz Kr. Ratibor, wahrscheinlich eine ältere Stufe des Jordansmühler Typus und den mitgebrachten Kulturbesitz der eingewanderten Kolonisten darstellen<sup>1)</sup>. Die Untersuchungen Palliardis fügen dem ein neues Argument hinzu. Aus Ottitz stammen die schlesischen Obsidiangeräte, und in Mähren hat sich erwiesen, dass Obsidian nur während der ersten Stufe der bemalten Keramik verarbeitet wurde<sup>2)</sup>.

Wenn es richtig ist, dass die Keramik von nordischem Typus in Mähren erst nach der bemalten erschien, so ist sie dorthin etwas später als nach Schlesien gelangt, wo sie gleichzeitig mit der Jordansmühler war. Das würde im Sinne ihrer nord-südlichen Ausbreitung sein. Setzen wir hingegen den Fall, sie wäre von Mähren nach Schlesien gekommen, so bliebe die Frage offen, woher Mähren diese eigentümlichen Gefäßformen erhalten hätte. In seiner älteren Keramik fehlen die Vorbedingungen dafür, und in seinen südlichen Nachbarländern desgleichen. Der südliche Einschlag in den ornamentierten Scherben vom Starý Zámek besagt doch nur, was sich ohnehin von selbst versteht, dass die Trichterrand-Keramik, je weiter sie von ihrer Basis abrückte, desto leichter fremden Einwirkungen unterlag. Aber auch da ist es bezeichnend, dass der Umbildungsprozess sich erst in den höheren Kulturschichten, also erst nach Ablauf einer gewissen Zeit, bemerklich macht. Dass Mähren auch in der Folgezeit Anregungen von Schlesien her empfing, ersehen wir aus den von Červinka untersuchten schnurkeramischen Hügelgräbern bei Leipnik<sup>3)</sup>. Die darin als Beigaben verwendeten Streitäxte sind vom reinsten schlesischen Typus. Sogar dieselbe Verzierung findet sich an einem Exemplar. In diesem Falle ist der südliche Ursprung ausgeschlossen, weil erstens die betreffende Art von Gräbern auf Nordmähren beschränkt ist, zweitens die Streitäxte in Schlesien unvergleichlich häufiger sind, und drittens der Rohstoff, aus dem die Mehrzahl gefertigt ist, Serpentin, in der Gegend der Fundorte nicht ansteht. Die mährischen Serpentinegebiete (hauptsächlich im westlichen Teile des Landes, dann in der Gegend von Schönberg und Altstadt im Norden) scheinen in vorgeschichtlicher Zeit wenig oder garnicht besiedelt gewesen zu sein, denn sie haben in archäologischer Beziehung bisher so gut wie nichts geliefert<sup>4)</sup>.

Im Norden von Schlesien haben wir über die bandkeramischen Stile keine Aufschlüsse zu erwarten. Sie sind im allgemeinen nicht über die Grenzen unserer Provinz hinausgedrungen. Nur von der Stichreihen-Keramik liegen einige verstreute Funde

1) Die Steinzeit in Schlesien S. 137 [23].

2) Wiener prähist. Zeitschr. I 262.

3) Červinka, O mohylách moravských (die mährischen Hügelgräber) Olmütz 1909. — Derselbe, Moravské starožitnosti II 143.

4) Gefällige Mitteilung von Prof. Dr. A Rzehak in Brünn.

schlesischer Art aus Posen, Brandenburg und Pommern vor<sup>1)</sup>. Chronologisch wertvoll ist für uns das S. 58 erwähnte Steinkammergrab von Klein-Rietz, weil es ausser Kugelamphoren und der Schale Abb. 234 auch ein Gefäss vom Typus unserer Abb. 77 und 81 ergeben hat. Dieses Zusammentreffen bestätigt nicht allein die zeitliche Berührung zwischen nordischer und Stichreihen-Keramik, sondern damit zugleich die gegensätzliche Richtung ihrer Verbreitungswege, denn nur sie erklärt jene Berührung. In Brandenburg und Pommern ist der nordische der althergebrachte, mit dem Megalithbau der Gräber harmonisierende Stil, die Stichreihen-Keramik ein fremdes Einschiesel, eine neue Mode, eine eingeführte Luxusware. In Schlesien stehen die beiden Stile gleichberechtigt nebeneinander da, doch so, dass man das frühere Dasein der Stichreihen-Keramik nachweisen kann. In Süd-Mähren hat diese abgeblüht, als die nordische auf der Bildfläche erscheint. Das ist gerade das Verhältniss, das wir erwarten müssen, wenn sich die Stichreihen-Keramik nordwärts, die Megalithkeramik südwärts ausgedehnt hat und die Schnittlinie des gleichzeitigen Vordringens durch Schlesien geht.

Es bleibt noch zu prüfen, welchem Abschnitte des nordischen Steinalters die Nosswitzer Kultur entspricht. Die nordostdeutschen Funde leisten uns da wenig Hilfe, denn was es darunter an verwandten Dingen gibt, ist zum grössten Teile selbst zeitlich nicht näher bestimmbar<sup>2)</sup>. Skandinavien bietet in seinen Grabformen und Steingerättypen eine gute chronologische Grundlage, dafür aber doch nur sehr entfernte Beziehungen zu der schlesischen Formenwelt. Immerhin sind solche vorhanden. Vor allem haben wir in den Kragenflaschen ein geeignetes Vergleichsobjekt. Diese absonderlichen Gefässe fallen in Dänemark in die Zeit der ältesten Felsengräber. Es sind das kleine viereckige Kammern, sehr schmal und verhältnismässig lang und tief, errichtet aus vier oder fünf gleich hohen, schweren Seitensteinen und einem Deckblocke<sup>3)</sup>. Auf sie folgt erst die lange Reihe megalithischer Denkmäler, die mit ihrem Aufstiege zu immer grösseren und kunstvolleren Bauten, ihrem Abstiege zu den wieder einfacheren Steinkisten und ihrem wiederholten Wechsel der Altertümertypen ohne Zweifel eine mehrhundertjährige Entwicklung darstellt. Ungefähr ebenso alt oder wenig jünger sind Gefässe, die man unseren

<sup>1)</sup> Seger, Die Steinzeit in Schlesien S. 141 [27]. — Brunner, Zeitschr. f. Ethnol. 1905 S. 904: Iwno Kr. Schubin. Ob das Grab, das die mit Stichreihen verzierte Amphore enthielt, gleichalterig mit den übrigen Gräbern dieses Fundortes war, wie Kossinna, Mannus II 234, annimmt, ist mindestens zweifelhaft. Wäre es der Fall, so würde sich die Stichreihen-Keramik in Posen bis in die Zeit der jüngeren Schnurkeramik erhalten haben.

<sup>2)</sup> Vgl. darüber Beltz, Die vorgeschichtl. Altertümer v. Mecklenb.-Schwerin S. 91. — Einen glücklichen Anlauf zu einer Chronologie der steinzeitlichen Funde Norddeutschlands hat Schumann für die Uckermark unternommen. Von seiner „nordischen Gruppe“ kommt vornehmlich die älteste Stufe, die der oberirdischen Megalithgräber, als Parallel-Erscheinung zu Nosswitz, in Betracht. Es fanden sich hier schwarze Gefässscherben mit weiss eingelegten leiterförmigen Verzierungen (Schumann, Steinzeitgräber der Uckermark, Tafel XXXVIII und XLIII). Diese Gräber sind gewiss älter als die grossen unterirdischen Steinblockkisten, deren Inhalt ganz dem der südschandinavischen Ganggräber entspricht. Sie werden daher in die Übergangsstufe von den Dolmen zu den Ganggräbern zu setzen sein. Vgl. Almgrens Besprechung des Schumannschen Werkes in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1905 S. 448.

<sup>3)</sup> S. Müller, Aarbøger 1911 S. 278; 1913 S. 181 und 262.

Trichterrandschalen und -Bechern an die Seite stellen kann<sup>1)</sup>, und als dritter Ähnlichkeitsfall treten Streitäxte mit knopfartigem Nacken und bogenförmig ausgeweiteter Schneide hinzu, wie sie in Schlesien zwar bisher nur als Einzelfunde (Abb. 294), in Dänemark aber und an der oberen Weichsel zusammen mit Kragenfläschchen in denselben Gräbern vorgekommen sind.<sup>2)</sup>

Desungeachtet kann von wirklicher Gleichzeitigkeit der schlesisch-polnischen Gruppe mit den ältesten dänischen Dolmen keine Rede sein. Schon die dicknackigen Feuersteinbeile, mehr noch die entwickelten Gefäßformen und die reiche Ornamentik bekunden, dass sie später anzusetzen ist und wahrscheinlich mit den jüngeren Dolmen und den älteren Ganggräbern zusammenfällt. In dieser Meinung wird man durch die Wahrnehmung bestärkt, dass die genannten Gefäßgattungen in Nordwestdeutschland und Holland tatsächlich zu jüngeren Grabformen gehören. Als Beispiel führe ich eine von Holwerda kürzlich beschriebene Riesenstube mit Gang aus Drouwen, Provinz Drente, an. Sie enthielt eine gewaltige Menge von Tonwaren, darunter besonders viele Trichterrandgefäße, Kragenflaschen und verzierte Henkeltöpfe von der Art der Abb. 207 und 209, ausserdem eine dünnnackige und elf dicknackige Beile aus Feuerstein<sup>3)</sup>. Dazu kommt, dass das S. 48 abgebildete Jordansmühler Grab nach seiner ganzen Anlage mit der ältesten Art der jütischen Einzelgräber verglichen werden kann, die wieder eine Parallelstufe der dortigen Ganggräber bedeuten. Hält man an dieser Zuteilung fest, so fügt sich die folgende Entwicklung mit ihren Anklängen an die mitteldeutsche Schnurkeramik und den Kugelamphorenkreis und mit der Schlusstufe, dem Marschwitzer Typus, wohlabgewogen in den Rahmen der späteren norddeutsch-skandinavischen Steinzeit ein. Nach der Chronologie von Montelius würde sie die zweite Hälfte des dritten Jahrtausends v. Chr. umfassen.

Hans Seger

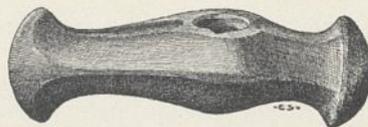
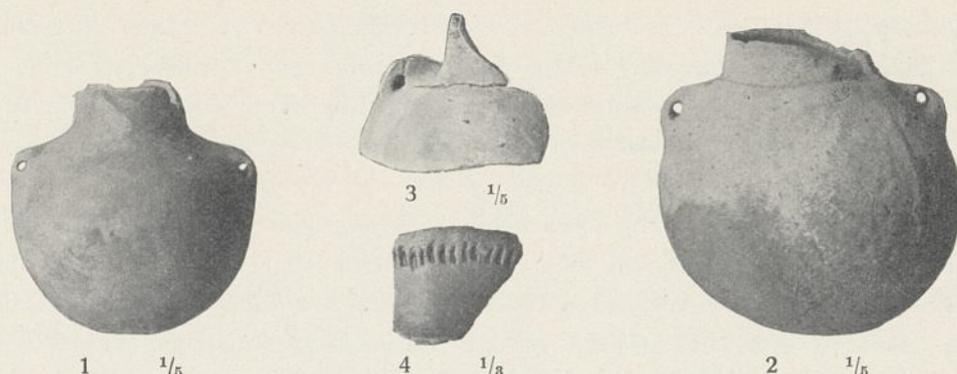


Abb. 294. Jordansmühl.  $\frac{1}{3}$

<sup>1)</sup> S. Müller, Aarbøger 1913 S. 263.

<sup>2)</sup> S. Müller a. a. O. S. 260. — Seger, Steinzeit S. 131 [17]. — Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit S. 115 und 190, setzt die schwedischen Knaufäxte in die Ganggräberzeit. In Italien gehören sie in die Kupferzeit (Stufe von Remedello). Colini. *Bullettino di paleontologia italiana* 1903 S. 167 Taf. XIII. Natürlich bestehen zwischen den Typen der einzelnen Länder Unterschiede.

<sup>3)</sup> Prähist. Zeitschr. V 435. — Beachtenswert ist das Vorkommen tönerner Schöpflöffel mit röhrenförmigen Griffen (zum Durchstecken eines Holzstieles) in diesem und anderen holländischen Megalithgräbern. Derartige Löffel sind typisch für die Stufe der älteren bemalten Keramik im nördlichen Donaugebiete. Vgl. Wosinsky, *Lengyel* I 17; *Mitteil. d. prähist. Commiss.* I 246 und 411; *Pravěk* 1911 Taf VIII. Auch eine hohe Fusschale ist in dem Drouwener Grabe gefunden worden.



## EIN BRUNNENFUND AUS DER STEINZEIT

Am 10. Januar 1913 erhielt das Museum durch die städtische Bauverwaltung die Nachricht, dass auf dem Gelände des Pflegehauses der Stadt Breslau in Herrnprotsch beim Bau eines Männer-Krankenhauses vorgeschichtliche Tongefässe gefunden worden seien. Eine Einstellung der Erdarbeiten sei wegen des Wasserstandes nicht möglich. Im Auftrage der Direktion begab sich Herr Dr. Jahn sofort nach der Fundstelle (auf dem Plane mit  $\times$  bezeichnet), fand diese aber schon vollständig abgetragen. Sie hatte am Rande einer sumpfigen Niederung gelegen, die vor einigen Jahren durch Ausschachtungen in einen Teich umgewandelt worden war. Beim Grundgraben für das Krankenhaus waren die Arbeiter zuerst auf zwei nebeneinander stehende Gefässe gestossen, die zertrümmert wurden. Darunter hatten wieder zwei Gefässe gestanden, die ganz gehoben und aufbewahrt wurden. (Inv. Nr. 188/89 : 13.) Ausserdem mögen noch Scherben vorhanden gewesen, aber von den Arbeitern nicht beachtet worden sein, denn die Durchsicht des aus dem Wasserloche entfernten Schlammes förderte Reste von sechs verschiedenen Gefässen zu Tage (Inv. Nr. 190/92 : 13), sodass sich deren Gesamtzahl auf acht beläuft. Von Knochen, Brandspuren u. dgl. wurde nichts bemerkt. Ebenso wenig hat die nähere Umgebung irgendwelche Funde ergeben, ausser einem Steinhammer, der in einiger Entfernung auf dem Acker aufgelesen und dem Museum nachträglich von dem Pflegehausbeamten Herrn Pudich überbracht wurde. (Inv. Nr. 187 : 13).

a) Kugelflasche, graubraun, gut geglättet, mit schmaler Standfläche, kugeligem Körper und engem, zylindrischem Halse. An der Schulter zwei kleine Schnurösen, beide stark abgenutzt, die eine fast durchgerieben. Die Bruchfläche des beschädigten Randes ist abgeschliffen. H. 16,5, Dm. 7,5 cm. Abb. 1.

b) Kugelflasche, dunkelgrau, mit breitflachem Boden, kugeligem Bauche und engem Halse. An der Schulter zwei stark abgenutzte bandförmige Schnurösen. Rand bestossen. H. 18, Dm. 9,5 cm. Abb. 2.

c) Bruchstück einer Kugelflasche von ähnlicher Art wie die vorigen, in der Grösse zwischen beiden in der Mitte stehend.

d) Bruchstück einer vierten Kugelflasche. Die dicke Schnuröse ist der Länge nach eingefurcht. Abb. 3.

e—g) Bodenstücke von noch drei Gefässen ähnlicher Art.

h) Scherben eines steilwandigen, schwarzen Gefässes mit Randverzierung durch senkrechte Meisselstiche, deren Grund zur Aufnahme weisser Einlagen künstlich rau gemacht ist. Abb. 4.

Abb. 5.  $\frac{1}{5}$ 

i) Steinaxt aus Serpentin mit Schaftloch von 3 cm oberer und 2,7 cm unterer Weite. Das Bahnende ist unbearbeitet, der Schneidenteil durch Neuschärfung verkürzt. L. 13, Br. 6, H. 5,4 cm. Abb. 5.

Es sei nochmals betont, dass die Steinaxt nicht mit den Gefässen, sondern einzeln auf dem Felde gefunden worden ist.

Die Zeitbestimmung bereitet keine Schwierigkeit. Der Scherben Abb. 4 trägt das charakteristische Strichzonen-Muster der steinzeitlichen Gefässe vom nordischen Typus (S. 47) und die tiefen Einstiche sind am Grunde geraut, um mit weisser Farbe ausgefüllt zu werden. Ein den Herrnprotscher Kugelflaschen ähnliches Gefäss haben wir unter den Nosswitzer Typen abgebildet (S. 34 Abb. 142). In Polen finden wir dieselben Formen

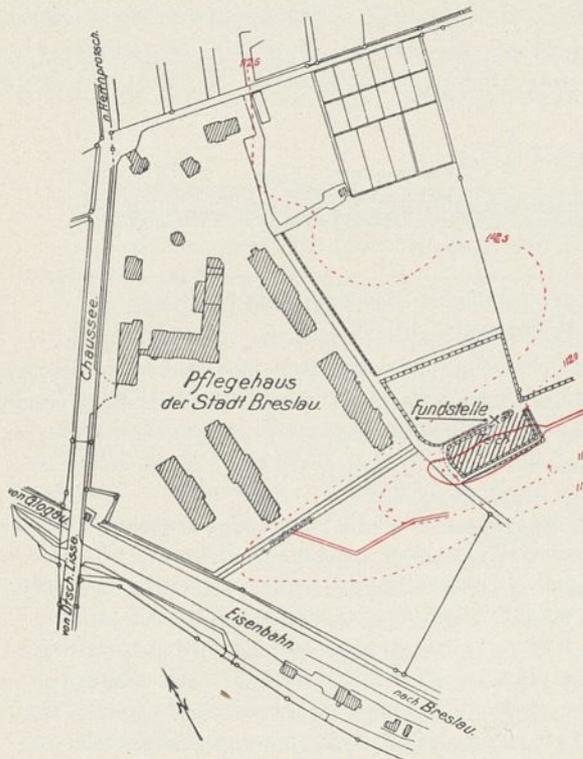


Abb. 6. Lageplan der Fundstelle.  
Schwarz: Gegenwärtiger Zustand, Rot: Frühere Form  
der Oberfläche. 1:5000.

mit Tiefstich- und Schnurverzierungen in der Art der Kugelamphoren<sup>1)</sup>. In Mecklenburg erscheinen sie als Tragtöpfe unter Umständen, die darauf deuten, dass es Schöpfgefässe waren, und dass sie beim Wasserholen verloren gegangen sind. So wurden in Bernitt bei Bützow 5 m tief in schwerem quelligem Lehmboden drei Töpfe ausgegraben, von denen der erhalten gebliebene den Herrnprotschern völlig gleicht<sup>2)</sup>. Dass auch diese an Schnüren gehangen und zum Wasserschöpfen gedient haben, geht aus der äusserst starken Abnutzung der Ösen und der Art der Lagerung, 2 m unter dem jetzigen Grundwasserspiegel, hervor. Es war überhaupt nur durch fortwährendes Auspumpen des Wassers möglich, in dieser Tiefe zu arbeiten. Wenn dadurch die Annahme eines Grab- oder Wohnplatzfundes ausgeschlossen erscheint, so sprechen doch andere Beobachtungen durchaus für eine künstliche Anlage. Nach der Bekundung der Arbeiter waren alle Gefässe

von schwarzer Erde umgeben, und diese schwarze Erde füllte ein Loch aus, das wie ein Schacht durch den umliegenden hellen Sand grade hinunterging. In diesen Schacht sind die Gefässe zum Wasserschöpfen hinuntergelassen worden und im Laufe der Zeit eines nach dem andern infolge Abgleitens oder Reissens der Tragschnüre abgesunken. Nach dem Herabfallen der ersten Gefässe hat sich der Boden durch Verschlämmen bis zur Fläche

<sup>1)</sup> Materyaly antrop. archeol. i. etnogr. Bd. IX, Krakau 1907, Taf. IX, X, (danach Mannus II 70 Abb. 35, 36).

<sup>2)</sup> Beltz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Grossherzogtums Mecklenburg-Schwerin S. 85 d und Mannus II 210.

der oberen erhöht. So erklärt sich die verschiedene Tiefe ihrer Lagerung. Wir haben es also mit einem Brunnen aus der jüngeren Steinzeit, genauer aus der Zeit der Keramik vom nordischen Typus zu tun.

Die Geländebeziehungen und die Schichtenfolge sind aus dem beigedruckten Plane und den beiden Schnitten zu ersehen. Zur Erläuterung dienen die nachfolgenden Ausführungen von Herrn Oberlandmesser Hellmich:

„Die Sohle des Odertales bilden heute Wiesen und Ackerflächen, während das eigentliche Strombett nur einen geringen Teil der Fläche beansprucht. Der Fluss hat aber im Laufe der erdgeschichtlichen Entwicklung vom eiszeitlichen Urstrom zum jetzigen schiffbaren Gewässer unzählige Male seinen Stromstrich und später, beim Schwenden des Wasserreichtums, seinen Lauf verlegt. Die jüngst vergangenen Abweichungen vom heutigen Laufe sind noch erhalten als Altwässer, in Schlesien auch Oderschlenken genannt, die man als früheren Stromlauf an ihrer Tiefe und langgestreckten Form noch deutlich erkennt. Ältere Spuren sind breite Wiesenniederungen, die sich bei Hochwasser zuerst mit dem sogenannten Kuver- oder Drängewasser füllen. Oft sind auch langgezogene Wiesenschlünde im sonst beackerten Lande letzte Reste solcher Wasserläufe.“

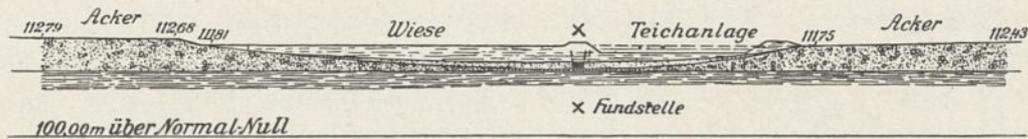


Abb. 7. Geländeschnitt, nach dem Plane der Städtischen Bauverwaltung gezeichnet von Oberlandmesser M. Hellmich. 1:1000.

Auf der Zwischenstufe einer tiefgelegenen Wiese scheint die Fundstelle in Herrnprotsch gestanden zu haben zur Zeit als die steinzeitlichen Gefässe dort niedergelegt wurden. Der Befund der Bodenuntersuchung zeigt, dass sich über der gewachsenen Lette, die bei 108,52 über N. N. ansteht, in der ganzen Gegend eine etwa 3,5 m mächtige Kiesschicht, wahrscheinlich aus der Zeit des Urstromes findet. In diese hinein hat später der Fluss eine Mulde von etwa 80 m Breite gegraben.

Eine Schicht feinen Sandes von etwa 0,95 m Stärke setzte sich in dem träge rinnenden Wasser auf der Sohle der Mulde ab und bewirkte, dass diese vom Hauptstrom abgeschnitten wurde. In dem abgeschlossenen Becken des Altwassers, das bei Hochwasser aus dem Hauptstrom breit und ruhig fließendes, sehr schlammreiches Wasser erhielt, hat sich dann die oberste Schicht von geschichtetem Lehm in 2,5 m Mächtigkeit bis zur heutigen Oberfläche abgelagert. Während dieses letzten Bildungsvorganges und wahrscheinlich erst, nachdem der Boden sich schon über das Grundwasser erhoben hatte, haben nun in der Steinzeit Bewohner der angrenzenden Äcker dort einen Brunnen gegraben. Es lässt sich leider nicht mehr feststellen, ob der Schacht, dessen Füllung sich so deutlich von dem weissen Sande abhob, noch weiter hinauf in den darüber liegenden Lehm gereicht hat. Es kann auch zweifelhaft sein, ob man die damalige Oberfläche bei 111,31 über N. N.,

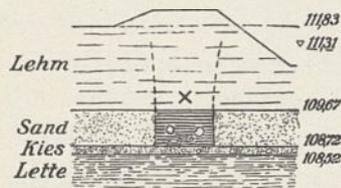


Abb. 8. Schnitt der Fundstelle. 1:200.

dem Wasserspiegel des Teiches zu suchen hat, der uns den Grundwasserstand wohl ziemlich zutreffend anzeigt. Ist es doch nicht ausgeschlossen, dass durch Dammschutz und Bühnenbau der Wasserspiegel im Fluss und damit auch das Grundwasser in der Flussniederung in jüngster Zeit gehoben worden ist. Soviel steht aber fest, dass schon fester Wiesengrund vorhanden war, als man den undurchlässigen Lehm durchstieß, um auf den wasserführenden Sand und Kies zu kommen. Nach dem Verlassen der Stelle kann sehr wohl noch eine weitere Erhöhung der Oberfläche stattgefunden haben, die den Brunnenschacht völlig verschlammte und verdeckte.“

Hans Seger

## DIE SCHLESISCHEN VERZIERTEN WAFFEN DER EISENZEIT.

Unter den schlesischen Waffen der letzten vorrömischen Eisenzeit und der römischen Kaiserzeit fällt eine Anzahl von verzierten Lanzenspitzen und Schwertern auf. Sie zeichnen sich nicht allein durch ihre Verzierungen vor den übrigen Waffen dieser Zeit aus, sondern gehören auch zu einer Gruppe von Kulturresten, die über die ethnologische Gliederung der Germanen und deren kulturelle Beziehungen wichtige Aufschlüsse geben. Da diese Waffen fast sämtlich Zufallsfunde darstellen, sind nur wenige von ihnen bisher beschrieben und abgebildet worden. Obwohl die Fundumstände selten einigermaßen ausreichend bekannt sind, erfordern die verzierten Waffen dennoch wegen ihrer wissenschaftlichen Bedeutung eine vollständige Zusammenstellung und Veröffentlichung.

### I. SPÄT-LATÈNEZEIT

#### Verzierte Lanzenspitzen:

1—3. Kaulwitz Kr. Namslau, Fundplatz A. Abb. 1—3, Taf. I 1—3 und 5. Vgl. Seger, Schlesiens Vorzeit VI S. 422 ff.

1. Inv. Nr. 6684; a. a. O. S. 424 Nr. 6. Abb. 3, Taf. I 2. Länge 22,2, Tülle 5,7, Breite 5,3 cm. Unvollständig, stark verrostet. Ornament jedoch an einzelnen Stellen ausgezeichnet erhalten. Muster:<sup>1)</sup> vertiefte Maschen von ungleicher Form, innerhalb der Maschen kleine, regellos eingestreute, erhabene Punkte. Die Blattränder und der sehr steile Mittelgrat sind unverziert. Eine Anordnung der Maschen in Reihen, die in der Richtung des Mittelgrates laufen, ist nur teilweise durchgeführt.

2. Inv. Nr. 18: 99; a. a. O. S. 429 Nr. 27. Abb. 1, Taf. I 5. Länge 33,4, Tülle 8, Breite 4,2 cm. Wenig beschädigt. Ornament fast vollständig erhalten. Das Muster bedeckt die gesamte Blattfläche, auch die Ränder und den Mittelgrat. Es besteht aus zehn in der Längsrichtung des Blattes laufenden Reihen, die jedoch, besonders an der Spitze und am Übergange zur Tülle, wo die Verzierungsfläche schmaler wird, ineinander übergehen. Die beiden äussersten Reihen, welche die Blattränder begleiten, und die beiden innersten, die auf dem Grate nebeneinander herlaufen bestehen aus kleinen, rundlichen, erhabenen Feldern, die untereinander nicht völlig gleich sind, bisweilen sogar strahlenartige Auswüchse haben. Sie sind gegen die Firstlinie des Mittelgrates und teilweise auch gegen die Blattränder hin durch scharf abgesetzte Kanten begrenzt. Dadurch, dass diese äussersten und innersten Ornamentreihen jeder Blatthälfte an der Spitze und am Tüllenübergange aufeinander treffen, schliessen sie die übrige verzierte Fläche ein. Die drei so umrahmten Reihen jeder Blatthälfte werden aus grossen, vertieften Maschen gebildet, die einander etwas ähnlich, aber keineswegs gleich sind und von vielen, kleinen, erhabenen Tüpfelchen ausgefüllt werden. Nur die Maschen der mittelsten der drei Reihen sind von erhabenen, netzartigen Rändern völlig umschlossen, die übrigen Maschen besitzen nach den zuerst besprochenen Felderreihen hin eine Öffnung in der Umrandung, die dadurch volutenartige Gestalt erhält.

3. Inv. Nr. 19: 99; a. a. O. S. 430 Nr. 28. Abb. 2, Taf. I 1 und 3. Länge 33, Tülle 5, Breite 3 cm. Unvollständig, stark verrostet; jetzt schwach gebogen, ursprünglich wohl stärker verbogen. Ornament nur an einigen Stellen erkennbar. Muster: in der Längsrichtung des Blattes und einander parallel laufende erhabene Zickzacklinien. Der Rand und der höchste Teil des Mittelgrates sind unverziert. Die Zahl der Zickzacklinien richtet sich nach der Breite des Blattes. An der Spitze trifft man auf jeder Blatthälfte nur eine Linie, an den meisten anderen Stellen zwei, an einer Stelle im unteren Blatteil drei Linien. Die Ränder der ornamentierten Fläche sind meist scharf abgesetzt.

<sup>1)</sup> Wenn nichts anderes angegeben wird, ist die Verzierung auf der Vorder- und Rückseite der Lanzenspitze oder des Schwertes völlig gleich.



Abb. 1  
Kaulwitz 2  
<sup>1/2</sup>.

#### 4. Tschiläsen Kr. Guhrau. Taf. I 6.

Inv. Nr. 260:14. Im Jahre 1914 stiessen Arbeiter beim Sandschachten auf ein spät-latènezeitliches Grab. Folgende Fundstücke gelangten in das Breslauer Museum: Ein Bronzeeimer mit eisernem Henkel, Teile eines in eiserner Scheide steckenden Schwertes, zwei Schildbuckel, zwei Lanzen spitzen, von denen eine verziert ist, vier bis fünf meist zerbrochene Messer, zwei von diesen haben bronzene, in einen Vogelkopf auslaufende Griffe, ein Rasiermesser. Inv. Nr. 255–268 : 14 und 671 : 14. Der interessante Fund wird im nächsten Bande dieser Zeitschrift veröffentlicht werden.

Die verzierte Lanzen spitze ist stark verrostet und unvollständig, jetzt schwach gebogen, war ursprünglich wohl stärker verbogen. Länge 45,5, Tülle 8,2, Breite 4,7 cm. Verzierung nur am untersten Blatteil erkennbar. Muster: unregelmässige, grosse, erhabene Felder, teilweise mit zipfligen Ausbuchtungen, daneben kleinere erhabene Tupfen und Punkte, die alle untereinander völlig verschieden sind. Eine Anordnung der Felder in Reihen ist nicht erkennbar. Das Ornament bedeckt, soweit es erhalten ist, die ganze Blattfläche und ist gegen die Firstlinie des Grates mehrfach scharf abgesetzt.

#### 5. Schlesien, Fundort unbekannt. Abb. 4, Taf. I 4.

Inv.-Nr. 187:02. Fundumstände unbekannt. Länge 33, Tülle -8, Breite 4,5 cm. Unvollständig, stark verrostet. Verzierung nur an einigen Stellen erkennbar. Muster: unregelmässige, erhabene Felder, die untereinander nicht gleich sind und keine regelrechte Anordnung haben. Die Verzierung bedeckt die ganze Blattfläche, auch die Blattränder und den Mittelgrat.

#### Verzierte Schwerter und Schwertscheiden:

#### 6. Jäschkowitz Kr. Breslau. Abb. 6 und 6a.

Inv. Nr. 174:02. Zweischneidiges Schwert. Es wurde etwa 1814 mit anderen latènezeitlichen Fundstücken unsystematisch aufgedeckt und soll z. T. in einer Graburne gelegen haben. Vgl. Kruse, Budorgis, S. 106 f., S. 175 f. und Taf. II B, Abb. 1–7. Länge noch 73, Griff 11, Breite 5,8 cm. Schwert mehrfach verbogen, stark verrostet, Schwertspitze fehlt. Die Klinge ist durch zwei je 1,5 cm breite Blutrinne profiliert. Diese sind mit kleinen, kreisrunden, vertieften, regellos gestellten Punkten verziert. Das Ornament geht bis zur mittleren Firstlinie der Klinge hinauf, lässt aber die Schneiden frei. Es ist nur noch an wenigen, kleinen Stellen klar erkennbar.

#### 7. Kaulwitz Kr. Namslau. Abb. 8, Taf. I 9.

Inv. Nr. 6673. Vgl. Seger, Schlesiens Vorzeit VI S. 422 Nr. 4. Zweischneidiges Schwert. Länge 97, Griff 9, Breite 4,8 cm. Das Schwert ist jetzt fast gerade, war aber ursprünglich wohl mehrfach verbogen. Etwas beschädigt, nur teilweise verrostet. Klinge profiliert. Das sehr gut erkennbare Ornament lässt nur die Schneiden, die nicht profilierte Schwertspitze und die oberste Kante des Mittelgrates unverziert. Muster: regellos gestellte, kleine Vertiefungen, die aber nicht gleich gross sind und bald kreisrunde, bald ovale oder langgestreckte Form haben. Am unteren Teil der Klinge ist die vom Feuer tiefrot gefärbte Aussenschicht zum grossen Teil abgeblättert; auch auf der darunterliegenden Eisenschicht ist die Verzierung gut erkennbar.

#### 8. Schlesien, Fundort unbekannt. Abb. 7, Taf. I 7.

Inv. Nr. 4353. Fundumstände unbekannt. Zweischneidiges Schwert. Länge 75,5, Griff 18, Breite 4 cm. Das Schwert ist jetzt fast gerade, war jedoch ursprünglich wohl mehrmals verbogen. Die Klinge endigt unvermittelt in einer stumpfwinkligen Spitze. Es spricht vieles dafür, dass das Schwert früher



Abb. 2  
Kaulwitz 3  
<sup>1/2</sup>.

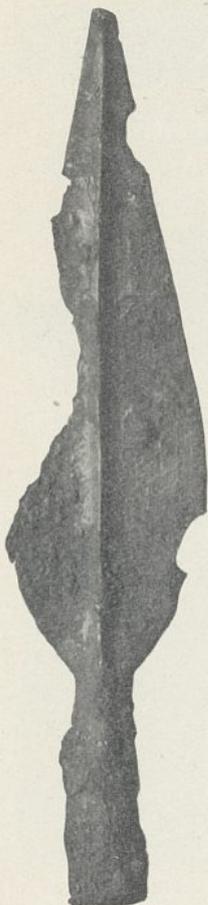


Abb. 3  
Kaulwitz 1  
 $\frac{1}{2}$

länger war. Die Spitze muss einmal abgebrochen und die Bruchstelle zu der jetzigen Spitzenform zugeschmiedet worden sein, um das Schwert wieder gebrauchsfähig zu machen. Stark verrostet. Klinge profiliert. Das Ornament ist nur an einigen Stellen und nur schwach erkennbar. Eine vor langer Zeit dick aufgetragene, lackartige Konservierungsmasse deckt die Verzierung fast völlig zu. An mehreren Stellen ist dieser Lack mit der obersten Eisenschicht abgesprungen, die dadurch blossgelegte Schicht zeigt das Ornament noch am besten. Das Muster besteht aus regellos gestellten, sehr kleinen, kreisrunden, vertieften Punkten; es bedeckt die ganze Klinge ausser den Schneiden und geht auch noch etwa 1,5 cm auf den Griffabschluss hinauf, soweit dieser von dem (nicht erhaltenen) geschwungenen Griffbügel überdacht wurde (vgl. den Griffbügel auf Abb. 5).

9. Scalitz Kr. Nimptsch. Abb. 5 und 5a, Taf. I 8.

Inv.-Nr. 48:04. Im Jahre 1904 schenkte Herr Inspektor Methner dem Museum einige spät-latènezeitliche Fundstücke, die beim Schachten in einer nördlich von Scalitz gelegenen Sandgrube gefunden worden waren. Nach einer vom Museum eingeleiteten Untersuchung der Fundstelle und den Angaben des Geschenkgebers stammen sie aus einem Brandgrabe. Es lagen etwa 0,40–0,50 m tief beisammen: ein zweischneidiges Schwert, das noch in der nur teilweise erhaltenen Scheide steckt, zwei Stücke einer gebogenen Lanzenspitze, eine Pinzette, sämtlich aus Eisen, mehrere Eisen-Bruchstücke, das eine vielleicht ein Messerrest, eine grössere Anzahl von Gefässresten und drei vom Brande geschwärzte Steine. Offenbar Brandgrubenbestattung. Inv. Nr. 48–54:04.

Das Schwert ist jetzt nur wenig verbogen, stark verrostet und unverziert. Länge 93,5, Griff 9,2, Breite 4,8 cm. Die nur teilweise erhaltene, eiserne Scheide hat auf der Vorderseite eine Verzierung von kleinen, vertieften Quadraten, die in schräg zur Scheidenachse gerichteten Reihen angeordnet sind und die Vorderplatte der Scheide in ihrer ganzen Breite wie ein Raster überziehen. Die Tiefe und Grösse der einzelnen Quadrate ist nicht immer gleich; auch erkennt man im einzelnen Unregelmässigkeiten im Verlaufe der Ornamentreihen. Die Verzierung geht nicht bis zum Scheidenmund hinauf, sondern hört mindestens 5 cm unterhalb der Scheidenöffnung auf, wie auf einem kleinen, an der Schwertklinge festgerosteten Scheidenstück zu erkennen ist. Die Rückseite der Scheide ist unverziert.

## II. KAISERZEIT

### Verzierte Lanzenspitzen:

10. Georgendorf Kr. Steinau. Taf. II 1<sup>1)</sup>.

Inv. Nr. 40:98. Vgl. Schlesiens Vorzeit. VI S. 51 f. Schon 1884 erwähnte Tischler die Lanzenspitze mit der Fundortsangabe Wolfsmühle bei Steinau, Korrespondenzblatt für Anthropologie 1884 S. 166 f.; ebenso Olshausen in den Posener archäologischen Mitteilungen I S. 43 f. Länge 15, Tülle 4, Breite 3 cm. Die sehr gut erhaltene Lanzenspitze trägt zwei Arten von Verzierungen. Einmal vertiefte Strichelchen, die in dem Mittelgrat



Abb. 4  
Schlesien.  $\frac{1}{2}$

1) Die Lanzenspitze ist bereits mehrfach abgebildet worden. Vgl. u. a. Schlesiens Vorzeit VI S. 52 und Mertins, Wegweiser, Abb. 292. Eine farbige Abbildung in natürlicher Grösse befindet sich in den Altertümern unserer heidnischen Vorzeit IV Taf. 49 2, doch ist hier die Form der tauschierten Muster unrichtig wiedergegeben.

parallel gerichteten Reihen angeordnet sind. Sie lassen nur die Blattspitze, einen schmalen Saum an den Schneiden und den Mittelgrat frei. Die Verzierungsreihen weisen im einzelnen kleine Unregelmässigkeiten auf. Die zweite Verzierung besteht aus mit Gold tauschierten Vertiefungen, die am Tüllenübergange und auf der Blattspitze im ganzen achtmal auftreten. Die Vertiefungen haben abwechselnd die Gestalt eines Punktkreises und eines Dreieckes, dessen Grundlinie rundlich eingebuchtet ist. Die an der Blattspitze angebrachten Vertiefungen sind aus Platzmangel (ein kleiner Saum an der Schneide bleibt auch hier unverziert) nur unvollständig ausgeführt. Die Goldeinlage ist nur noch in drei Fällen erhalten.

11. Klein Grauden Kr. Cosel. Taf. II 2 und I 10. Inv. Nr. 9829 a.

Im Jahre 1879 stiess man auf einem Felde des Dominiums beim Pflügen auf kaiserzeitliche Gräber. Herr Rittergutsbesitzer Boenisch veranlasste eine sorgfältige Hebung der Funde und schenkte sie dem Museum unter genauer Angabe der Fundumstände. Das reiche Grab 2 enthielt an eisernen Beigaben einen konischen Schildbuckel von später Form, eine Schildfessel (ähnlich Köben, Schlesiens Vorzeit VI, Taf. 9, 5, jedoch unverziert), ein gebogenes einschneidiges Schwert mit einem Rest des Scheidenbeschlages, drei Lanzen spitzen, davon eine mit Verzierungen, einen Sporn mit knebelförmigen Enden, zwei Scheren, ein gerades Messer, einen Feuerstahl, mehrere bandförmige Beschlagstücke mit zwei Ringen; ausserdem Reste eines Bronzegefässes und eines Knochenkammes, eine Knochennadel und drei verschieden geformte Wetzsteine. An Tongefässen gehören zu dem Grabe die schwarze, spitzfüssige Graburne und eine flache Schale. Inv. Nr. 9825—9847.

Die verzierte Lanzen spitze ist mehrfach beschädigt und besonders auf einer Seite stark verrostet. Länge 16,5, Tülle 5, Breite 3,5 cm. Das Ornament stimmt in der Form, Anordnung und Ausdehnung fast völlig mit der ersten Verzierungsart der Georgendorfer Lanzen spitze überein. Die vertieften Strichelchen sind nur kleiner und daher zahlreicher. Der Mittelgrat, die Schneiden und die Blattspitze sind auch hier unverziert. Wiederum erkennt man im einzelnen Unregelmässigkeiten in der Schärfe der Vertiefungen und in der Richtung der Ornamentreihen.

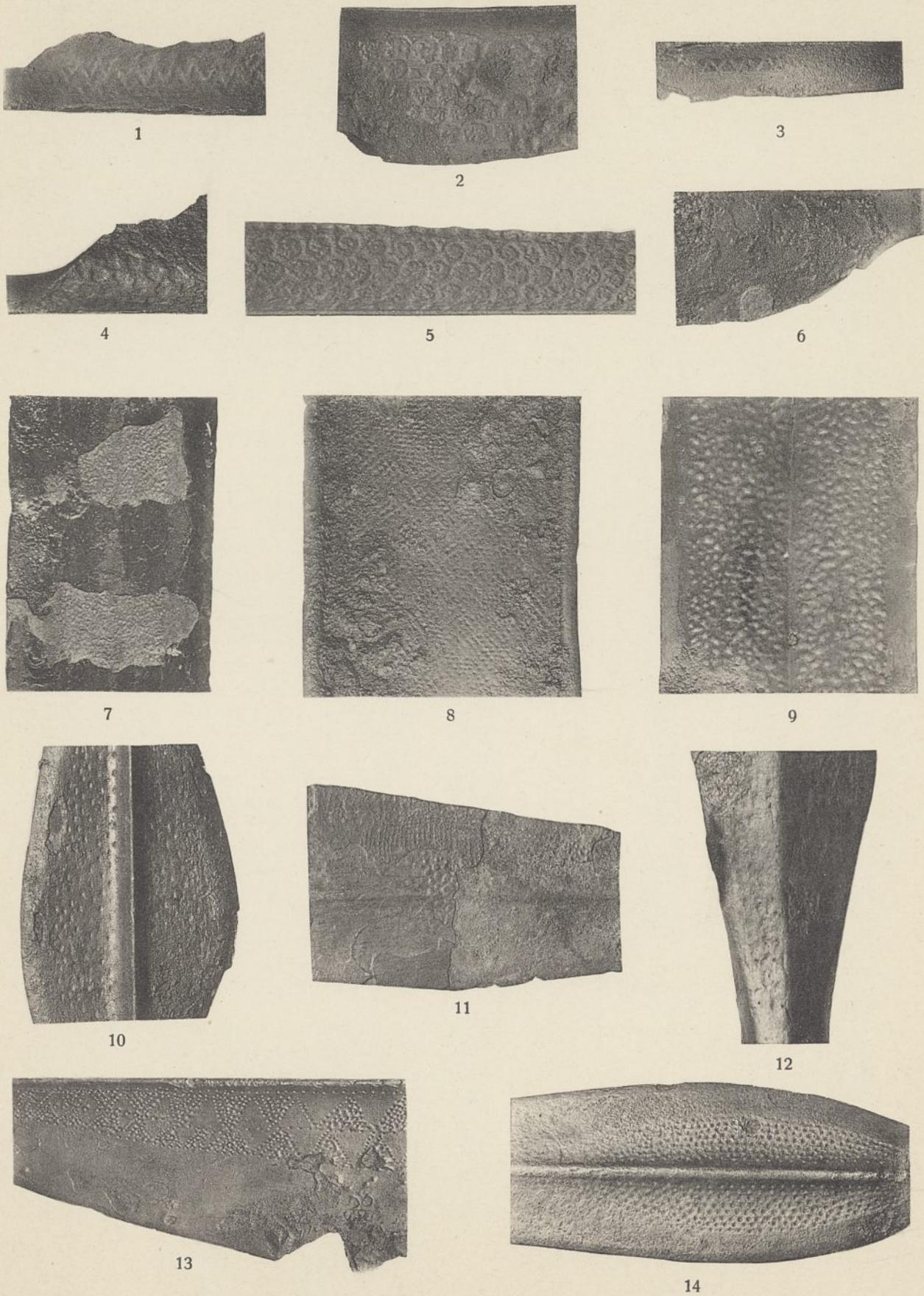
12-14. Lerchenberg Kr. Glogau. Taf. II 5—6, Abb. 11—12, Taf. I 13—14.

Auf dem Artillerie-Schiessplatze bei Lerchenberg befand sich ein kaiserzeitliches Urnenfeld in reinem Flugsande, das teils vom Winde bloßgelegt und zerstört, teils durch das Anlegen von Artilleriestellungen vernichtet worden ist. Die unsystematisch gehobenen Fundstücke kamen in die verschiedensten Hände und sind z. T. verschollen. Unser Museum gelangte besonders durch die Bemühungen der Herren Divisionspfarrer Abel und Oberlandmesser Hellmich sowie durch eigene Grabungen in den Besitz von drei geschlossenen Grabfunden und vielen Streufunden. Zwei dieser Grabfunde enthalten je eine verzierte Lanzen spitze.

12. Inv. Nr. 670:82. Taf. II 6 und I 14. Grab 1. Zu dem Grabe gehören ausser der verzierten Lanzen spitze eine Speerspitze mit Widerhaken, ein zweischneidiges Schwert, ein Stangenschildbuckel, eine Schildfessel, ein Feuerstahl, eine Schere, eine Schnalle. Die Graburne ist glänzend schwarz und trägt ein spätes, mäanderartiges Muster, das in Rädchentechnik ausgeführt worden ist.<sup>1)</sup> Ein verschollenes Beigefäss hatte nach der Beschreibung Warzenverzierung (vgl. z. B. Köben Kr. Steinau, Schlesiens Vorzeit VI Taf. IX, 8). Inv. Nr. 1029:81 und 668 bis 676:82; einige Stücke sind abgebildet bei Mertins, die hauptsächlichsten prähistorischen Denkmäler Schlesiens, im 17. Jahresbericht des Schles. Prov.-Verbandes der Ges. f. Verbreit. von Volksbildung, Breslau 1891, Taf. V, 4, 8, 9, 15 und bei Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, Breslau 1906, Abb. 293 und 296.

Die verzierte Lanzen spitze, die eine ganz schwache Biegung zeigt, ist gut erhalten, nur die sechskantige Tülle ist stark verrostet. Länge 21,2, Tülle 9, Breite 3 cm. Die Verzierung besteht aus kleinen, vertieften Punkten, die ein besonders platt gehämmertes, spitzovales Feld auf dem unteren Teil des Blattes bedecken. Die Verzierung zieht sich fast bis auf die Firstlinie der Mittelrippe hinauf. Die Punkte stehen in Reihen, von denen die innersten geradlinig, parallel zur Mittelachse, die äusseren in flachem Bogen verlaufen. Im einzelnen sind Unregelmässigkeiten in der Ausführung des Musters erkennbar.

<sup>1)</sup> Scherben mit Rädchenmäander wurden in Lerchenberg und Nosswitz Kr. Glogau, Kosel Kr. Breslau sowie in Jordansmühl und Dankwitz, Kr. Nimptsch gefunden.



Verzierungsmuster auf schlesischen Waffen der Latène- und Kaiserzeit.  $\frac{1}{1}$



13. Inv. Nr. 1 : 03. Taf. II 5 und I 13, Abb. 11.<sup>1)</sup> Grab 2. Zu dem Grabe gehören ausserdem eine zweite, unverzierte Lanzenspitze, ein Schildbuckel mit niedriger Stange, eine Schildfessel (Mertins, Wegweiser, Abb. 297), ein Feuerstahl, eine Riemenzunge (ähnlich Mertins, Wegweiser, Abb. 287), eine Schere, ein kleiner gelber Napf. Die Graburne ist nicht erhalten. Inv. Nr. 1 bis 8 : 03.

Die auffallend lange, verzierte Lanzenspitze ist zwar an mehreren Stellen stark vom Rost zerfressen, sonst aber sehr gut erhalten. Sie ist an der Spitze schwach gebogen. Länge 45,5, Tülle 15, Breite ursprünglich 7,5 cm. Die Verzierung besteht aus kleinen vertieften Punkten und bedeckt auf jeder Seite nur ein schlankes, spitzovales, an der Mittelrippe anliegendes Feld der rechten Blatthälfte. Die anderen Blatthälften sind unverziert. Die Punkte füllen nicht die gesamte Ornamentfläche aus, sondern bilden zwei Reihen von Dreiecken, die mit der Spitze zum Mittelgrat weisen und an den schmaler werdenden Enden des verzierten Spitzovals ineinander übergehen. Beide Dreiecksgruppen werden von einer Punktreihe getrennt. Ausserdem umspannen zwei Punktreihen die gesamte Verzierungsfäche. Auf der einen Seite zeigt ein Teil der Dreiecke der inneren Reihe fälschlich mit der Grundlinie nach dem Mittelgrat. Erst, nachdem der Verfertiger fast die Hälfte der Dreiecke ausgefüllt hatte, bemerkte er seinen Fehler und führte nach Überspringen eines Dreieckes die übrigen richtig aus. Auch sonst ist das Ornament recht flüchtig und unregelmässig ausgeführt. Die Lanzenspitze besitzt ausserdem an dem einen Blattrande einen halbmondförmigen Ausschnitt.

14. Abb. 12. Diese Lanzenspitze ist von dem Besitzer, Herrn Pioletti in Glogau, dem Museum zur Veröffentlichung freundlichst zur Verfügung gestellt worden. Sie wurde zusammen mit einem Stangenbuckel (ähnlich Mertins, Weg-

<sup>1)</sup> Die Abbildungen 11 und Taf. II 5 veranschaulichen beide Seiten der Lanzenspitze. Die hier nach einer Zeichnung wiedergegebene Seite (Abb. 11) ist bei Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, 2. Auflage, Taf. 34 nach einer photographischen Vorlage abgebildet worden. Sämtliche Abbildungen, ausser der Teildarstellung (Taf. I 13), geben die Lanzenspitze in ergänzter Gestalt wieder.

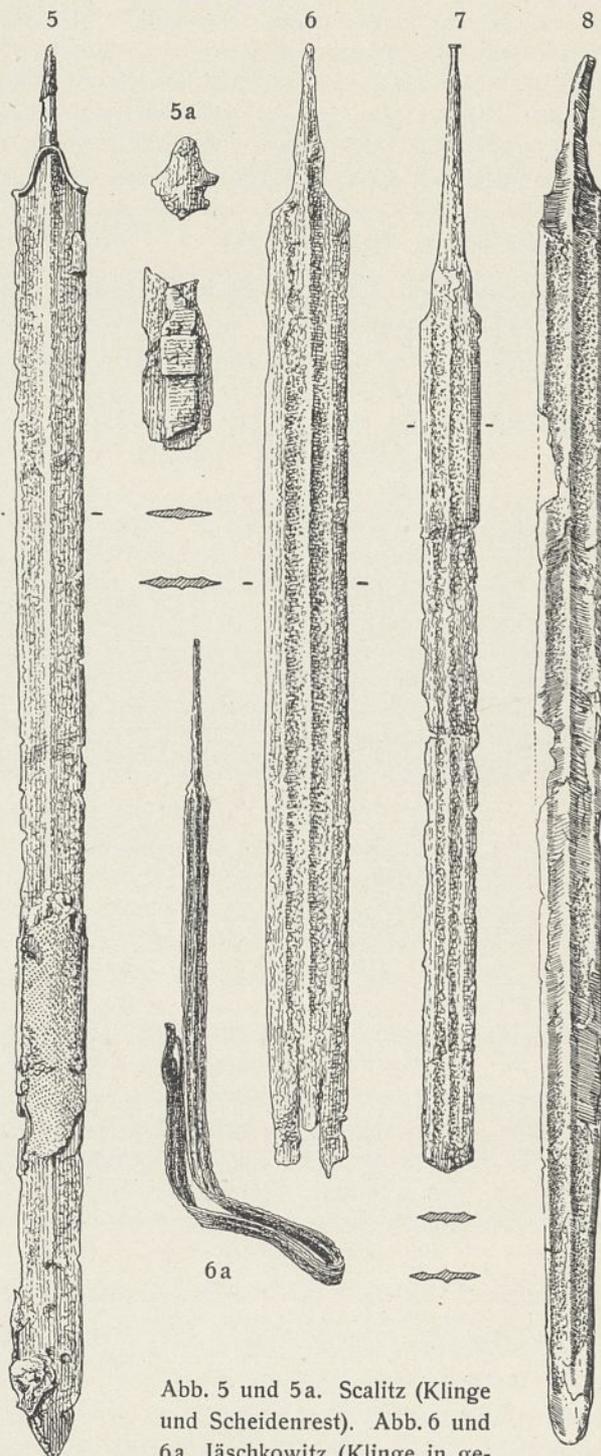


Abb. 5 und 5a. Scalitz (Klinge und Scheidenrest). Abb. 6 und 6a. Jäschkowitz (Klinge in gestreckter und verbogener Form). Abb. 7. Schlesien, näherer Fundort unbekannt. Abb. 8. Kaulwitz.  $\frac{1}{5}$ .

weiser, Abb. 296) erworben. Länge 27,8, Tülle 6,5, Breite 4,7 cm. Die zum grossen Teil stark verrostete Lanzen Spitze hat einen scharfen Mittelgrat. Die Verzierung besteht aus Gruppen von drei vertieften Punktkreisen, die mit Silber ausgelegt sind. Auch auf der Tülle befindet sich zu beiden Seiten der Verlängerung des Grates je einer dieser Kreise. Das eingelegte Silber ist teilweise durch die Einwirkung der Hitze, der die Lanze bei der Leichenverbrennung ausgesetzt war, zu Kügelchen zusammengeschmolzen.

15. Gross Leubusch Kr. Brieg. Taf. II 3.

Städtisches Museum Brieg (Sl. Wiehle). Die Lanzen Spitze ist von dem Leiter des Brieger Museums, Herrn Baurat Weisstein, zur Veröffentlichung freundlichst zur Verfügung gestellt worden. Erwähnt in Schlesiens Vorzeit VII S. 545. Die z. T. stark verrostete Lanzen Spitze wurde von Herrn Lehrer Wiehle in einer zerfallenen Graburne gefunden. Sie ist schwach gebogen, ihr Blatt verdickt sich nach der Mittelachse etwas. Die Tülle setzt sich zum Blatt mässig scharf ab und zeigt infolge ungenügender Verschweissung einen Längsriss. Länge 23,7, Tülle 9, Breite 3,5 cm. Das Ornament besteht aus Reihen von Strichen, die in der Längsrichtung des Blattes laufen. Das Muster ist ziemlich unregelmässig ausgeführt. Die Striche sind weder gleich lang, noch gleich tief und stehen in ungleichen Abständen zueinander. Ein schmaler Streifen längs der Mittelachse und die Schneiden sind unverziert.

16. Schlesien, Fundort unbekannt. Abb. 10.

Inv. Nr. 4333. Fundumstände unbekannt. Verzierte Lanzen Spitze mit zwölfkantiger Tülle; fast vollständig erhalten, teilweise verrostet. Länge 20,3, Tülle 6, Breite 4,7 cm. Das dachförmig nach der Mittelachse hin ansteigende Blatt und der Tüllenansatz sind fast vollständig mit einem aus vertieften kleinen Punkten, Strichelchen und ausgezogenen Linien gebildeten Muster bedeckt. Zwischen schräg zur Mitte laufenden Punktreihen sind an der breitesten Stelle des Blattes zwei mit den Spitzen nach aussen zeigende Halbmonde ausgespart. Die gesamte Verzierungsfläche wird von einer, den Schneiden parallel laufenden Punktreihe eingefasst. Der Tüllenansatz ist mit Strichgruppen bedeckt. Eine genauere Beschreibung des interessanten Musters erübrigt die klare Abbildung. Das Ornament ist gut ausgeführt; Unregelmässigkeiten in den Einzelheiten sind nicht häufig. Die Verzierung ist auch unter der an mehreren Stellen abgeblättern Aussenschicht des Blattes erkennbar.

17. Fundort unbekannt, wohl aus Schlesien. Abb. 9.

Inv. Nr. 77:86. Aus der Sammlung des Herrn Sanitätsrat Biefel, Breslau. Fundumstände unbekannt. Unvollständige, stark verrostete Lanzen Spitze. Länge noch 17, Tülle noch 1,8, ursprüngliche Breite 4 cm. Das Ornament ist nur noch an wenigen Stellen erkennbar. Es besteht aus vertieften Strichelchen, die in schräg zur Mittelachse zusammenlaufenden Reihen angeordnet sind. Die Schneiden und ein grosser Teil der Blattspitze sind unverziert. Das Ornament ist teilweise auch auf tiefer liegenden Schichten des Blattes erkennbar.

18. Tschepline Kr. Wohlau. Taf. II 4 und I 12.

Inv. Nr. 956:01. Das Stück wurde mit einer zweiten unverzierten Lanzen Spitze (Inv. Nr. 955:01) und „einigen Scherben“, die verschollen sind, ausgepflügt und von Herrn Inspektor Schlutius dem Museum geschenkt. Die Lanzen Spitzen haben Brandpatina und stammen zweifellos aus einem Urnengrabe. Länge 27, Tülle 8,5, Breite 3,2 cm. Fast vollständig erhalten, teilweise verrostet. Das Blattprofil ist dachförmig, die Tülle achtkantig. Das Muster besteht aus flachen Vertiefungen von verschwommenem, etwa ovalem Umriss, die ohne regelmässige Anordnung in der Längsrichtung des Blattes verlaufen. Nur die Schneiden und ein schmaler Streifen längs der Mittelachse sind frei von dieser Verzierung.

19. Kalinowitz Kr. Gr. Strehlitz. Abb. 13, Taf. I 11.

Inv. Nr. 36:82. Auf einem zwischen Kalinowitz und Kalinow gelegenen Sandhügel befindet sich ein kaiserzeitliches Urnenfeld, das durch Sandschichten teilweise zerstört wurde. Aus einem dieser zerstörten Gräber stammt die Lanzen Spitze. Sie wurde mit anderen Gegenständen von Herrn Rittergutsbesitzer Elsner von Gronow auf Kalinowitz dem Museum geschenkt. Vgl. Schlesiens Vorzeit V S. 102. Länge 20,9, Tülle 5,5, Breite 3,8 cm. Die stark verrostete Lanzen Spitze hat eine achtkantige Tülle. Grosse Teile der Oberfläche sind in mehreren Schichten abgeblättert. Auf der einen Seite erkennt man nur an zwei kleinen Stellen in der Mitte und am Rande des Blattes verschiedengeformte, verschiedengrosse, erhabene Felder ohne regelmässige Anordnung. Auf den übrigen Teilen der Lanzen Spitze ist dieses Muster

nicht nachweisbar. Aber unmittelbar neben der einen gemusterten Stelle befinden sich auf einer höher liegenden, die andere ursprünglich bedeckenden Schicht erhabene, quadratische Maschen, die wie ein Raster diese Gegend überziehen. Die Form und die teilweise gezerrte Anlage der Maschenreihen machen vollkommen den Eindruck eines aufgerosteten Gewebes, zumal die Maschen nur an dieser einen Stelle auftreten. Sie sind aber völlig in die wenig verrostete Eisenschicht aufgegangen und besitzen dieselbe Härte wie das Eisen. Die Muster der Lanzen spitze fallen vollkommen aus der vorher besprochenen Reihe verzierter, kaiserzeitlicher Lanzen spitzen heraus; es ist fraglich, ob hier überhaupt eine Verzierung vorliegt.

#### Verzierte Schwerter:

20. Jäschwitz Kr. Nimpsch. Abb. 14.

Städtisches Museum Brieg (Sl. Wiehle). Vgl. Schlesiens Vorzeit VI S. 451 und Mertins, Wegweiser, Abb. 267. Ich kenne dieses Schwert nur aus Abbildungen und einer im Breslauer Museum befindlichen Nachbildung. Das ursprünglich verbogene einschneidige Schwert hat in der Griffzunge drei Niete, von denen die oberste einen kleeblattförmigen Kopf trägt. Länge 64, Griff 12, Breite 3,5 cm. Auf den Klingenseiten laufen je zwei Furchen längs der Mittelachse nebeneinander her. Ausserdem ist die der Schneide zugewandte Schmalseite der Griffzunge mit schrägen Furchen gekerbt.

21. Polnisch Neudorf Kr. Breslau. Abb. 15.

Inv. Nr. 3:95. Vgl. Schlesiens Vorzeit VII S. 239. Nach den Angaben des Herrn von Johnston, der die Funde dem Museum schenkte, lagen in dem gleichen Grabe wie das Schwert ein Schildbuckel mit spitzem Stachel (ähnlich Mertins, Wegweiser, Abb. 268) und eine eiserne Schere (Inv. Nr. 1 und 2:95). Das einschneidige, jetzt gerade Schwert ist an vielen Stellen stark verrostet. Seine breite, am oberen Ende beiderseits ausladende Griffangel ist von fünf Niete durchbohrt. Von ihnen tragen die zwei obersten flache, dreieckige Nietköpfe, die ursprünglich den Vorsprüngen der Griffangel genau glichen. Am Griffansatz ist noch der Rest eines bandförmigen Beschlages erhalten. Länge 64,5, Griff 12, Breite 3,4 cm. Beide Klingenseiten sind mit eingetieften Linien und Punktkreisen verziert. Die Muster sind auf jeder Seite etwas anders gestaltet. Auch die Schmalseiten der Griffangel sind durch schräglauende Furchenpaare profiliert.

22. Schlesien, Fundort unbekannt. Abb. 16 und 16a.

Inv. Nr. 4354. Fundumstände unbekannt. Unvollständiges, gebogenes, einschneidiges Schwert, teilweise stark verrostet. Die breite Griffangel verbreitert sich an beiden Enden; sie besass ursprünglich acht bronzene Niete, von denen nur zwei vollständig erhalten sind. Die Schneide ist an der einen Seite stark zugeschliffen. Länge noch 35, Griff 13,5, Breite 3,1 cm. Den Rücken der Klinge begleitet beiderseits eine Zickzacklinie. Auf dem oberen Teil laufen in gleichen Abständen quer über die Klinge gleichartige Linien, die auf der einen Seite noch von flüchtig geführten Längslinien gekreuzt werden. Die in der Verlängerung des Klängenrückens liegende Schmalseite und die oberste Kante der Griffangel sind durch tiefeingeschnittene Schrägfurchen profiliert.

23. Fundort unbekannt. Abb. 17.

Inv. Nr. 64:86. Aus der Sammlung des Herrn Sanitätsrat Biefel in Breslau. Fundumstände unbekannt. Ein zweischneidiges, nur wenig gebogenes Kurzsword mit lang ausgezogener Spitze, stark verrostet; den Griff schliesst ein bronzener Knopf ab. Länge 54,5, Griff 13,5, Breite 3,8 cm. Längs der Mittelachse der Klinge laufen zwei roh eingetieft Linien. Das Schwert scheint nach seiner Form frühkaiserzeitlich zu sein.

Die fünf spät-latènezeitlichen verzierten Lanzen spitzen weisen sämtlich von einander verschiedene Muster auf. Am regelmässigsten sind die Zickzacklinien von Kaulwitz 3 (Taf. I 1 und 3) gebildet, die sich als erhabene Streifen in der Längsrichtung der Lanze über das Blatt hinziehen. Die Muster der anderen Lanzen spitzen scheinen infolge ihrer Regellosigkeit und ganz anderen Gestaltung nicht mit dem Zickzackornament zusammenzuhängen. Und doch lässt sich bei der Berücksichtigung der ausserschlesischen gleichzeitigen Funde eine Verwandtschaft beider Verzierungsarten nachweisen. Mehrfach sind nämlich

die Zickzacklinien derart angeordnet, dass sie sich mit den vorspringenden Ecken berühren und zwischen sich Reihen von tiefliegenden quadratischen Feldern einschliessen.<sup>1)</sup> Diese Felder werden dann das eigentliche Verzierungsmotiv, die Zickzacklinien sinken zu einer blossen Umrahmung der Felder herab. Die quadratischen Maschen verlieren bald ihre regelmässige Gestalt. In diese Stufe der Formenentwicklung fällt das Muster der Lanzenspitze von Kaulwitz 2, eine der schönsten ihrer Art (Abb. 1, Taf. I 5). Die erhabenen Zickzacklinien sind zu unregelmässig gestaltetem Netzwerk umgewandelt, nur die Anordnung in nebeneinander herlaufenden Längsreihen erinnert noch an die frühere Regelmässigkeit. Die mittelste Netzreihe auf jeder Blatthälfte hat völlig geschlossene Maschen, bei den beiden benachbarten Zeilen hingegen ist die Umrahmung der einzelnen Felder nach den von der Mittelreihe abliegenden Seiten hin geöffnet und eingebogen, so dass diese Reihen ein dem „laufenden Hund“ ähnliches Muster bilden. Alle drei Reihen jeder Blatthälfte werden gegen den Blattrand und die Mittelkante des Grates durch Reihen von rundlichen Feldern abgeschlossen, die im Gegensatz zu den Maschen erhaben sind. Ähnlich ist das einfachere Muster der Lanzenspitze von Kaulwitz 1 (Abb. 3, Taf. I 2). Hier sind die Maschen noch unregelmässiger geformt, selbst die Anordnung in Reihen ist fast völliger Regellosigkeit gewichen.

Bei den Lanzenspitzen von Tschiläsen (Taf. I 6) und von Schlesien (Fundort unbekannt; Abb. 4, Taf. I 4) ist das erhabene Netzwerk gänzlich verschwunden. An die Stelle der vertieften Maschen sind erhabene Felder getreten, die bei der Abbildung auf Taf. I 4 einigermaßen rundlich sind, auf Taf. I 6 jedoch ganz zerfaserte Ränder besitzen. Bei beiden ist weder in der Form noch in der Anordnung irgendeine Regelmässigkeit vorhanden.

Von den schlesischen spät-latènezeitlichen Schwertern sind nur drei Stücke mit profilierter Klinge verziert, und zwar tragen die vertieften Teile (Blutrinnen) das Ornament. Die Muster bestehen aus regellos gestellten Vertiefungen, die bei dem Schwert von Schlesien (Fundort unbekannt; Taf. I 7) ganz klein und kreisrund, bei dem von Jäschkowitz (Abb. 6) etwas grösser und gleichfalls kreisrund sind. Die Vertiefungen auf dem Kaulwitzer Schwert (Taf. I 9) hingegen sind untereinander weder gleichgross, noch gleichgeformt. Grössere und kleinere Vertiefungen von etwa 1 bis 3 mm Durchmesser von bald kreisrunder, bald ovaler oder länglicher Form folgen ohne jede Regelmässigkeit einander.

Bisher ist nur eine spät-latènezeitliche verzierte Schwertscheide aus Schlesien bekannt geworden. Sie stammt aus Scalitz (Abb. 5, Taf. I 8) und ist mit kleinen vertieften Quadraten bedeckt, die in sich rechtwinklig kreuzenden Reihen angeordnet sind.

Bereits 1885 hat sich Tischler über die Art der Herstellung der Verzierungen ausgesprochen.<sup>2)</sup> Ihm lagen damals von schlesischen Stücken nur die Lanzenspitzen von Kaulwitz 1 und 2 und von Schlesien (Fundort unbekannt) vor. Gerade auf Grund der Kaul-

<sup>1)</sup> vgl. Mannus V S. 83 Abb. 31 b und M. Jahn. Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit. (Würzburg. Verlag Kabitzsch 1916.) S. 64 ff.

<sup>2)</sup> Korrespondenzblatt für Anthropologie, 1885, S. 160 f.

witzer Muster gelangte Tischler zu dem Ergebnis, dass die Verzierungen durch Ätzung hergestellt worden sind. In den drei Jahrzehnten, die seit Tischlers Untersuchung vergangen sind, ist die Zahl der verzierten Waffen in Ostdeutschland beträchtlich vermehrt worden, zu eingehenden technischen Bestimmungen der Verzierungen der neuen Funde ist man jedoch noch nicht geschritten. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, sowohl über schlesische wie nichtschlesische Stücke das Urteil von technischen Sachverständigen zu erfragen. Über die schlesischen Waffen des Breslauer Museums gab mir besonders der Ziseleur und Silberschmied Herr Tillmann Schmitz in Breslau eingehende Auskunft, der schon von Seger bei der Veröffentlichung der Kaulwitzer Funde als Gewährsmann herangezogen worden war (vgl. Schlesiens Vorzeit VI S. 424) und heute wie damals im Gegensatz zu Tischler die Verzierungen für wahrscheinlich gepunzt erklärte.

Zwischen einem gepunzten Einschlag und einer geätzten Vertiefung bestehen nun bestimmte äussere Unterschiede, die durch die verschiedene Arbeitsweise bedingt sind. Beim Punzen wird nur ein Druck ausgeübt, kein Material weggenommen. Die von der Punze getroffenen Eisenteile werden nach unten getrieben und zusammengedrückt und geben den Druck an die tiefer liegenden Schichten weiter, die in nach unten stetig abnehmendem Masse in Mitleidenschaft gezogen werden. Ausserdem pflanzt sich der Druck auch nach den Seiten fort, so dass die unmittelbar neben dem Einschlag liegenden Eisenteile, dem Druck nachgebend, nach oben quellen. Es bilden sich im Umkreis des Einschlages Kanten, die etwas über die ursprüngliche Fläche erhöht sind. Diese Ränder schneiden gegen den Einschlag scharfkantig ab, entsprechend den Kanten der Punze. Ebenso ist die vom Schlage getroffene Fläche gewöhnlich glatt und eben wie die Arbeitsfläche der Punze.

Bei der Ätzung wird dagegen kein Druck ausgeübt. Nur die der ätzenden Flüssigkeit ausgesetzten Eisenteile werden beeinflusst. Die Umgebung bleibt daher unverändert, hochgequollene Ränder können nicht entstehen. Ebensowenig wirkt die Säure indirekt durch Kraftübertragung auf tiefere Schichten; sie löst nur die unmittelbar mit ihr in Verbindung kommenden Eisenteile auf und verursacht dadurch eine Vertiefung in der Fläche. Da die einzelnen Bestandteile des Eisens (besonders bei weniger gutem Eisen) nicht gleichwertig sind, fallen sie teils schneller, teils langsamer der Auflösung anheim. Die Folge davon ist, dass die Ätzung weniger scharf und gleichmässig arbeitet als die Punzung. Die Ränder geätzter Flächen sind rau und zerfranst, ebenso ist die Grundfläche des Musters nicht glatt, sondern körnig und uneben.

Diese feinen Unterschiede sind bei neuen Stücken mit der Lupe verhältnismässig leicht zu erkennen, bei vorgeschichtlichen Eisensachen jedoch überhaupt nicht mehr oder nur äusserst schwer festzustellen, da die Verwitterung auch bei gut erhaltenen Stücken die Feinheiten meist völlig verwaschen hat. Wie leicht selbst Fachleute hier der Täuschung verfallen können, beweisen Untersuchungen, die mehrere Techniker an einer sehr gut erhaltenen westpreussischen Lanzenspitze vornahmen und die zu völlig entgegengesetzten Ergebnissen führten (vgl. Jahn, Bewaffnung der Germanen S. 70). Infolgedessen müssen wir, wie es bereits Tischler getan hat, zu anderen Hilfsmitteln unsere Zuflucht nehmen.



Abb. 9  
Schlesien  
 $\frac{1}{2}$

Die durch Atzung hervorgerufenen Muster werden im allgemeinen freihändig hergestellt. Es müssen die Teile, die nicht vertieft werden sollen, dem Einfluss der Säure durch eine Bedeckung mit Wachs oder einem anderen „Ätzgrund“ entzogen werden, und zwar kommen hier zwei Arbeitsweisen in Betracht. Entweder tauchte man den ganzen Gegenstand in die durch Erhitzen flüssig gemachte ätzfeste Masse und kratzte nach Erkalten des Ätzgrundes an den zu vertiefenden Stellen den Belag wieder weg, so dass beim Einlegen in die Säure nur diese „ausradierten“ Flächen angegriffen wurden, oder man malte den flüssigen Ätzgrund auf die zu bedeckenden Teile auf. Beim Punzen ist der Handwerker von der Form der Punzen abhängig. Zwar ist er nicht bloss auf eine Punze angewiesen, sondern es stehen ihm solche in verhältnismässig grosser Zahl zur Verfügung, und eine etwa fehlende Form kann von ihm gewöhnlich durch Zufeilen einer Punze hergestellt werden. Auch können durch verschiedenartiges Aufsetzen und veränderten Schlag mit demselben Werkzeug geringe Unterschiede unter den einzelnen Einschlägen hervorgerufen werden. Aber im allgemeinen lassen sich bei Punzarbeiten die Einschläge auf eine nicht allzugrosse Zahl von Punzformen zurückführen. Gleichmässigkeit und Regelmässigkeit herrscht bei ihnen vor, während den hier angeführten Arten von Ätzarbeiten infolge ihrer freihändigen Herstellung mehr Verschiedenheit und Regellosigkeit des Musters eigentümlich sind.

Weiterhin ist für unsere Frage wichtig, dass sich mehrmals das Muster bis auf den Mittelgrat des Lanzenblattes hinaufzieht. Die Verzierungsfäche bildet am Übergange zum Grat eine Hohlkehle. Diese Unebenheit bietet der Punzung Schwierigkeiten. Einschläge von einiger Grösse müssen, da die Arbeitsfläche der Punze eben ist, im tiefliegenden Winkel der Wölbung versagen oder nur seichte und unscharfe Eindrücke hinterlassen, während die unmittelbar neben der Kehlung liegenden Teile desselben Einschlages besonders tief und kräftig ausfallen. Bei der Atzung fallen diese Schwierigkeiten weg, sie wirkt auf unebener Fläche ebenso wie auf ebener.

Schliesslich ist der erwähnte Unterschied in der Wirkung beider Verzierungstechniken heranzuziehen. Die vorgeschichtlichen Eisensachen haben durch das Aushämmern beim Schmieden gewöhnlich eine besonders harte Aussenschicht erhalten, die widerstandsfähiger ist als die darunterliegenden Schichten. Ist nun die Schale an einer Stelle zerstört, so wirkt die zersetzende Tätigkeit des Rostes unter ihr auf die weicheren Teile ein, untergräbt die Aussenschicht, bis sie in grösseren und kleineren Stücken abfällt. Erkennt man auch noch auf der so freigelegten Schicht das Muster, so ist dies das augenfälligste Zeugnis

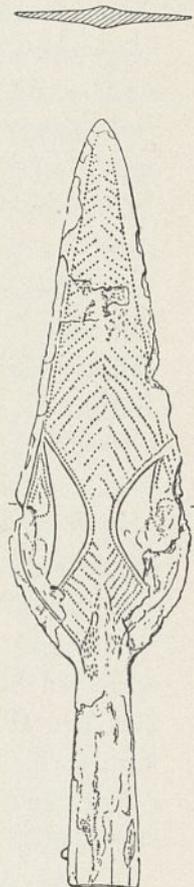


Abb. 10  
Schlesien  
 $\frac{1}{2}$

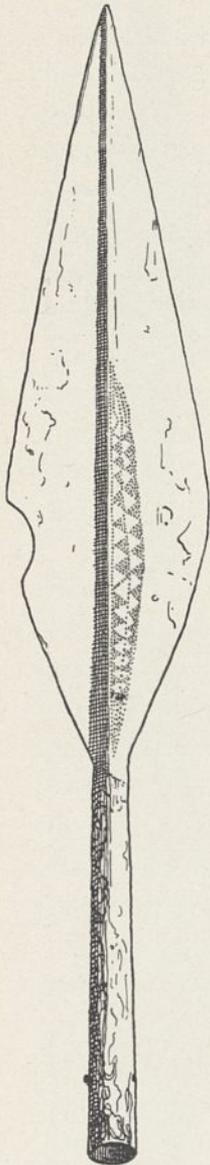


Abb. 11  
Lerchenberg  
Grab 2.  $\frac{1}{3}$

für die Anwendung der Punztechnik; denn nur diese wirkt durch Kraftübertragung auf tiefere Schichten, während die Ätzung rein oberflächlich arbeitet.

Betrachten wir von diesen drei Gesichtspunkten aus die schlesischen Lanzen spitzen, so fallen die Maschenmuster (Tafel I 2 und 4—6) dadurch auf, dass kaum ein vertieftes oder erhabenes Feld einem anderen gleicht, sodass bei Anwendung der Punzung für fast jeden Schlag eine neue Punze erforderlich sein würde, die noch dazu eine recht verzwickte, schwer herzustellen Gestalt haben müsste, entsprechend den ganz unregelmässigen Umrissen der Felder. Für die Herstellung der erhabenen Felder müssten sogar Hohlpunzen gedient haben, aus deren Schlagfläche das Negativ des Feldes herausgearbeitet worden ist, Annahmen, deren Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit auf der Hand liegt. Von diesen Stücken kann nur die Anwendung der Ätzung in Frage kommen. Innerhalb der Maschen der Lanzen spitzen von Kaulwitz 1 und 2 (Taf. I 2 und 5) und im Umkreis der Felder des Stückes von Tschiläsen (Taf. I 6) erheben sich zahlreiche kleine Punkte, die von entsprechend winzigen (aufgespritzten?) Teilchen von Ätzgrund belegt gewesen sein müssen. Es muss demnach möglich gewesen sein, auch bei Bedeckung so kleiner Punkte die Wirkung der Säure von oben und von den Seiten her genügend abzuhalten. Mit Ausnahme der Lanzen spitze von Kaulwitz 1 (Taf. I 2), deren besonders steiler Grat unverziert ist, ziehen sich die Maschenmuster bis auf den Mittelgrat des Blattes hinauf, ohne dass ihre Schärfe in der Kehlung leidet; nirgends sind Spuren der Verzierung dort erkennbar, wo die äusserste Schicht der Lanze abgefallen ist. Demnach spricht alles für die Herstellung dieser Muster durch Ätzung.

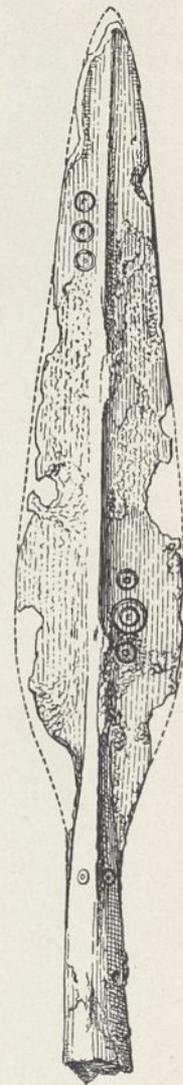


Abb. 12  
Lerchenberg 3  
 $\frac{1}{2}$

Das Zickzackmuster der Lanzen spitze von Kaulwitz 3 (Taf. I 1 und 3) weicht von den eben besprochenen Stücken durch die Regelmässigkeit seiner Form und Anordnung ab. Hier ist die Herstellung der Verzierung durch Punzung durchaus möglich. Die einfache Zickzacklinie an der Spitze des Blattes (Taf. I 3) kann durch dreieckige Punzen leicht hergestellt werden. An den breiteren Blattstellen laufen zwei bis drei Zickzackreihen nebeneinander her, die unter Hinzunahme von V-förmigen und meisselartigen Punzen gleichfalls herstellbar sind. Entsprechend den nach der Spitze zu kleiner werdenden Ästen des Zickzacks müssen verschiedene Grössen jeder Punzenart zur Verfügung gestanden haben. Das Muster reicht jedoch an den breiteren Blatteilen auf den Grat hinauf; auf den durch

Rost freigelegten tieferen Eisenschichten erkennt man keine Spuren der Verzierung. Es sprechen also einige Umstände für, einige gegen die Anwendung der Punztechnik. Da gerade diese Lanzenspitze besonders schlecht erhalten ist und nur noch an wenigen Stellen das Ornament erkennbar ist, lasse ich die Bestimmung der Technik bei diesem Stück unentschieden. Das Zickzackmuster ist bei den ostdeutschen Lanzenspitzen am häufigsten angewandt worden. Es lassen sich sowohl geätzte wie gepunzte Verzierungen dieser Form nachweisen. Wir erkannten, daß das Zickzackmuster typologisch älter ist als die stets geätzten unregelmässigen Maschenornamente. Möglicherweise war auch die Punztechnik die ursprüngliche und übte der Übergang zur Ätztechnik einen Einfluss auf die immer unregelmässiger werdenden Muster aus. Der Formenentwicklung der Muster entspricht nicht ein gleicher Altersunterschied der einzelnen Lanzenspitzen. Sie stammen alle aus einer verhältnismässig kurzen Zeitspanne (dem 1. Jahrhundert v. Chr.), die noch nicht in weitere zeitliche Unterabschnitte gegliedert werden kann. Allem Anscheine nach sind die typologisch ältesten Muster auch noch gleichzeitig mit den jüngeren hergestellt worden.

Die Muster der zu derselben Zeitstufe gehörigen Schwerter (Taf. I 7 und 9) sind sämtlich gepunzt. Bei allen drei Stücken erkennt man die Verzierung auch in tiefer liegenden Schichten. Die Unebenheiten der Schwertklingen sind nicht so stark wie die der Lanzenspitzen. Ausserdem sind bei den Schwertern nur kleine punkartige Vertiefungen vorhanden, für die Schwierigkeiten der Art, wie sie bei den grossen, flächenhaften Maschen der Lanzenspitzen erwähnt wurden, nicht in Betracht kommen. Die Form und Grösse der Vertiefungen sind auf jedem Schwerte einheitlich. Nur die Kaulwitzer Klinge weicht ab. Auf ihr erkennt man neben kleinen, kreisrunden Punkten auch grössere, die ovale oder längliche Gestalt haben. Trotzdem lässt sich auch dieses Muster auf wenige Punzformen zurückführen. Die länglichen Tupfen sind durch Neben- und Aufeinandertreffen mehrerer Punzschläge entstanden, wie die Ausbuchtungen an den Rändern und am Boden der Tupfen klar zeigen. Die völlige Regellosigkeit des Punzmusters scheint den obigen Ausführungen über die bei Punzarbeiten herrschende Gleichmässigkeit zu widersprechen. Jedoch haben wir es hier mit einem anderen Verzierungscharakter zu tun. Bei dem Zickzackmuster soll durch bestimmte Stellung der dreieckigen Punzen ein Ornament auf der Verzierungsfläche hervorgerufen werden. Das Fehlen oder die falsche Stellung eines einzigen Einschlages würde das Bild der Zickzacklinie stören. Auch die daraus entstandenen geätzten Maschenmuster bewahren bei all ihrer Unregelmässigkeit diesen Charakter, indem die Felder stets so gestellt sind, dass sie sich nie überschneiden, sondern gleichweite Zwischenräume zwischen sich lassen, die wie ein Netzwerk das Blatt überspinnen. Jeder einzelnen Masche wohnt noch ein gewisser selbständiger Wert inne. Bei den Schwertern hingegen soll kein Muster auf der Verzierungsfläche entstehen, die Fläche als solche soll vielmehr durch die Punzung geraut werden, damit sie sich als Ganzes von den glatten Schneiden abhebt, ähnlich wie man eine Zeichnung durch Punktierung schattiert oder abtönt. Der einzelne Punkt hat dabei keinerlei selbständige Bedeutung. Deshalb werden



Abb. 1 Georgendorf.  $\frac{1}{2}$ ; Abb. 2 Klein Grauden.  $\frac{1}{2}$ ; Abb. 3 Gross Leubusch.  $\frac{1}{2}$ ; Abb. 4 Tschepline.  $\frac{2}{3}$ ; Abb. 5 Lerchenberg, Grab 2.  $\frac{2}{5}$ ; Abb. 6 Lerchenberg, Grab 1.  $\frac{1}{2}$



die Punzschläge ohne jede Gruppierung schnell hintereinander ausgeführt, treffen bald aufeinander und nebeneinander, bald lassen sie verhältnismässig grosse Zwischenräume frei, ohne dass der Gesamteindruck darunter leidet.

Die Schwertscheide von Scalitz (Taf. I 8) ist mit kleinen Quadraten bedeckt, die gleichfalls eingeschlagen worden sind. Sie sind zum Unterschiede von den Punktmustern der Schwertklingen in rechtwinklig sich schneidenden Reihen angeordnet. Hierdurch wurde die Arbeit ganz beträchtlich erschwert. Jeder einzelne Schlag musste genau gerichtet angesetzt werden. Es liegt die Annahme nahe, dass mit einem Stempel gleichzeitig mehrere Quadrate eingetieft wurden, wie es z. B. bei einer Schwertscheide von La Tène der Fall ist<sup>1)</sup>. Jedoch sind die Einschlüge hierfür im einzelnen zu ungleichmässig. Ein stetig sich gleichartig wiederholendes Stempelbild ist nicht erkennbar. Bei dem einzelnen Auftragen jedes Quadrates war es natürlich unvermeidlich, dass die Reihen bisweilen nicht ganz geradlinig ausfielen und die Zwischenräume zwischen den Quadraten nicht immer gleich gross blieben. Ausserdem bemerkt man an einigen Stellen (z. B. auf der Abbildung auf Taf. I 8 oben), dass eine Gruppe von Einschlügen plötzlich in einer ganz anderen Richtung angeordnet ist und auch von einer kleineren Punze herrührt. Das sind Unregelmässigkeiten, die bei der langwierigen Arbeit, die dieses Muster erforderte, erklärlich sind.

Ein näheres Eingehen auf die Verbreitung gleicher verzierter Waffen ausserhalb Schlesiens und die wissenschaftliche Bedeutung dieser Waffengruppe würde hier zu weit führen und erübrigt sich, da diese Fragen bereits genauer behandelt worden sind<sup>2)</sup>. Verzierte Waffen dieser Zeit finden sich hauptsächlich bei den Ostgermanen, gelangen jedoch durch Handelsverkehr und Kulturaustausch auch zu den Westgermanen und zwar auf dem Wege über Thüringen zum Main-Rheingebiet. Eine Fortsetzung dieser Handelsstrasse führt rheinaufwärts zur damals keltischen Schweiz. Trotz der grossen Entfernung haben rege Beziehungen zwischen Ostdeutschland und den keltischen Kultur- und Handelsmittelpunkten in der Schweiz geherrscht.

Die Sitte, Waffen zu verzieren, verschwindet um die Wende unserer Zeitrechnung bei den Germanen, lebt aber am Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. noch einmal auf. Wiederum werden hauptsächlich Lanzen spitzen ornamentiert, selten Schwerter und zwar im Gegensatz zu früher einschneidige Klingen. Die kaiserzeitlichen Muster sind ganz anders wie die latènezeitlichen. Bei den Lanzen spitzen trifft man am häufigsten Reihen von eingetieften Strichelchen, die meist in der Längsrichtung des Blattes verlaufen. Am besten und gleichmässigsten ist dieses Muster auf der schönen Lanzen spitze von Georgendorf ausgeführt (Taf. II 1), bei der nur selten kleine Unregelmässigkeiten zu entdecken sind. Viel flüchtiger ist die Verzierung des Klein-Graudener Stückes gearbeitet (Taf. II 2



Abb. 13  
Kalinowitz  
1/2

<sup>1)</sup> Gross, La Tène un oppidum helvète, Paris 1887, Taf. XI, 1.

<sup>2)</sup> Siehe Mannus V S. 75 ff.; für die verzierten Lanzen spitzen vgl. auch Kossinna, Zeitschr. f. Ethnol. 1905 S. 369 ff.

und I 10). Die Anordnung und Form der Strichelchen, die kürzer und daher dichter gestellt sind, ist unregelmässiger, sonst aber dem Georgendorfer Muster nahe verwandt. Bei beiden Lanzenspitzen sind nur die unebenen Stellen des Blattes — der scharfe Mittelgrat, die Schneiden und die Spitze — frei von der Strichverzierung. In ganz roher Ausführung treffen wir das gleiche Ornament auf dem Stücke von Gross-Leubusch (Taf. II 3). Hier sind die weit gestellten Striche ganz verschieden lang und tief, die Abstände zwischen den Vertiefungen sind höchst ungleich, immerhin ist die Anordnung in Längsreihen einigermaßen eingehalten worden<sup>1)</sup>. Die Lanzenspitze von Tschepline (Taf. II 4 und I 12) trägt auf dem Blatt Vertiefungen, die seichter, verschwommener und breiter sind als die bisher besprochenen Strichelchen, deren Anordnung in der Längsrichtung des Blattes sie aber dieser Gruppe nahebringt. Die Furchen sind sehr dicht und unregelmässig gestellt, regelrechte Reihen sind nicht vorhanden. Die beiden letzten Lanzenspitzen haben ein sanft zur Mittelachse ansteigendes Blatt ohne Mittelgrat. Trotzdem ist bei beiden ausser den Schneiden auch ein schmaler Mittelstreifen unverziert.

Bei den sorgfältig ausgeführten Strichmustern der besprochenen Gruppe sind die einzelnen Vertiefungen so angeordnet, dass sie nicht nur Längsreihen bilden; die benachbarten Striche stehen auch in der Querrichtung gut ausgerichtet, und zwar verlaufen die Querreihen vom Mittelgrat aus sowohl schräg aufwärts, wie schräg abwärts. Am klarsten zeigt die Lanzenspitze von Georgendorf (Taf. II 1) diese dreifachen Reihen. Bei dem sehr schlecht erhaltenen Stück, dessen Fundort unbekannt ist (Abb. 9) tritt nun die Gruppierung in Längsreihen zurück, die Haupttrichtung geben die von der Mittelachse schräg aufwärts laufenden Querreihen an, jeder einzelne Strich behält jedoch seine Längsrichtung bei<sup>2)</sup>. Ausserdem ist die verzierte Fläche noch besonders eingerahmt durch eine umlaufende Reihe, deren Striche fast rechtwinklig zu den übrigen Vertiefungen gestellt sind<sup>3)</sup>. Die Verzierung lässt im unteren Teile des Blattes, soweit dies noch zu erkennen ist, fast nur die Schneiden und den Mittelgrat frei, nach oben spitzt sich jedoch die verzierte Fläche schneller zu als das Blatt, so dass der oberste Teil ganz unverziert ist. Da der Mittelgrat

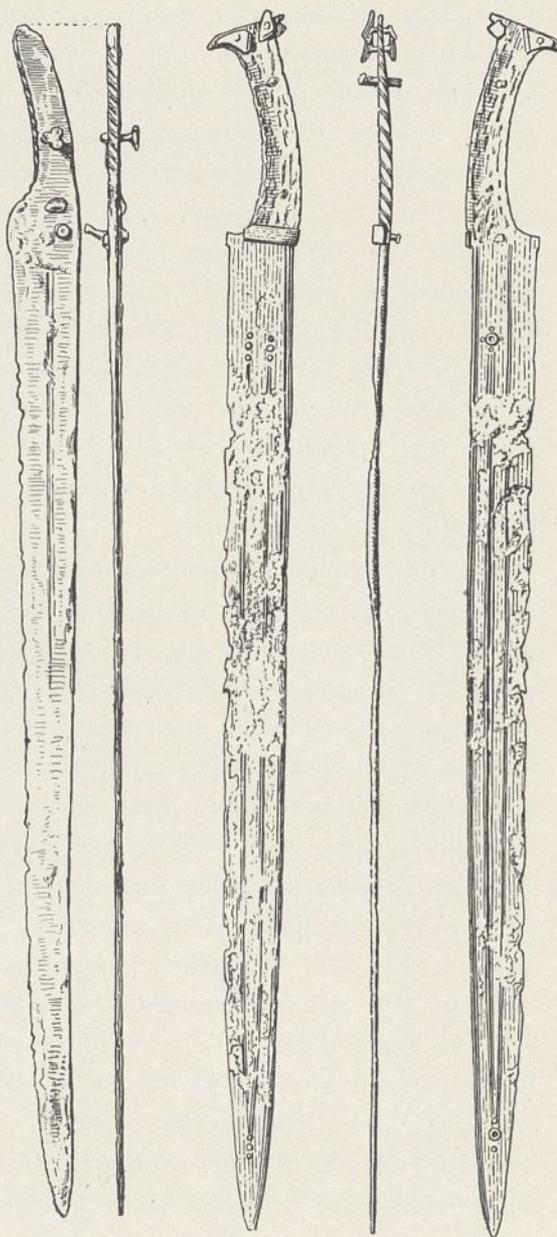
1) Als Beispiele für nichtschlesische Lanzenspitzen mit in Längsreihen angeordneten Strichelchen seien erwähnt: Hohenwutzen, Kr. Königsberg i. N., mit regelmässigem Muster ähnlich Georgendorf, siehe Götze, die Vorgeschichte der Neumark, Abb. 86; Ober Jersdal, Schleswig, siehe Mestorf, Vorgesch. Altertümer aus Schleswig-Holstein, Abb. 537; Voigtsdorf, Kr. Königsberg i. N. und Janocin, Kr. Strelno, im Mus. f. Völkerkunde Berlin If 4206 und Id 126; Sulmierschütz, Kr. Adelnau, im polnisch. Mus. Posen. Vereinzelt kommt dies Muster schon in der Spät-Latènezeit vor: Nochau, Kr. Schrimm, im Kaiser-Friedrich-Mus. Posen; Culm, Kr. Culm, im Mus. f. Völkerk. Berlin I b 382.

2) Ähnliche, wie die Rippen eines Blattes auseinanderstrebende Strichreihen weisen einige brandenburgische Lanzenspitzen auf: Sadersdorf, Kr. Guben in den Niederlausitzer Mitteilungen IV Taf. III, 1; Sonnewalde, Kr. Luckau und Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim, in der Zeitschr. f. Ethnol. 1905 S. 367 Abb. 1 und S. 383 Abb. 12. Bei einer Lanzenspitze von Nienbüttel, Kr. Ülzen, die sich im Prov.-Museum Hannover befindet, hat die dritte Richtung, vom Mittelgrat schräg abwärts, die Oberhand gewonnen; ausserdem folgt hier auch die Längsrichtung der einzelnen Striche diesen Querreihen.

3) Ähnliche gestrichelte Umrahmungen der verzierten Fläche zeigen Lanzenspitzen von Straupitz, Kr. Lübben (Niederlaus. Mitteil. IV S. 338 Abb. 4) und aus dem Vimosefund (Worsaae, Nordiske Oldsager i det kgl. Mus. i Kopenhagen 1859, S. 82 Abb. 347; Engelhardt, Vimose, Taf. XIV, 4).

nur in der Nähe der Tülle scharf ausgeprägt ist, konnte die Verzierung weiter oben bis an die Mittelachse herangeführt werden.

Eine zweite seltenere und weniger einheitliche Gruppe verzierter, schlesischer Lanzenspitzen führt Muster, die aus punktierten Vertiefungen zusammengesetzt sind. Bei der Lanzenspitze von Lerchenberg 1 (Taf. II 6 und I 14) bedeckt die Verzierung nur ein spitz-ovales Feld beiderseits der Mittelrippe. Die Punkte sind in Reihen angeordnet, die im allgemeinen der Längsrichtung des Blattes folgen, aber entsprechend der ovalen Begrenzung der verzierten Fläche ausgebuchtet sind<sup>1)</sup>. Ganz anders ist das Punktmuster der Lanze von Lerchenberg 2 (Abb. 11 und Tafel II 5); die Verzierung beschränkt sich auf ein schlankes Halboval, das sich nur von je einer Seite an den Mittelgrat anlehnt. Die Punkte füllen zum Unterschiede von den vorhergehenden Stücken nicht die ganze verzierte Fläche gleichmässig aus, sondern bilden selbständige Figuren. Zwischen drei punktierte Längslinien sind zwei Reihen punktgefüllter Dreiecke eingefügt, deren Spitzen zum Mittelgrat weisen. Die Ausführung der Verzierung ist ziemlich flüchtig. Auf der einen Seite (Taf. I 13) unterlief dem Handwerker sogar ein das Gesamtbild störendes Versehen. Er begann, nachdem er mit punktierten Zickzacklinien die Umrisse der Dreiecke festgelegt hatte, bei der inneren Reihe die dreieckigen Zwischenräume, die frei bleiben mussten, auszufüllen und dafür die auszufüllenden Dreiecke unverziert zu lassen. Erst in der Mitte der Reihe bemerkte er seinen Fehler und ging unvermittelt zu der richtigen Punktierung über<sup>2)</sup>.



14

15

Abb. 14 Jäschwitz; Abb. 15 Polnisch Neudorf.  $\frac{1}{4}$ 

<sup>1)</sup> Beispiele verwandter Muster: Kislings, Gotland in der Zeitschr. f. Ethnol. 1905 S. 384 Abb. 13 b; Dylewo, Gouvernement Lomza, im Mus. Warschau.

<sup>2)</sup> Ein ähnliches punktiertes Dreiecksmuster befindet sich auf der Lanzenspitze von Kornettskogen (Gotland), s. Zeitschr. f. Ethnol. 1905 S. 384 Abb. 13c. Auch eine Lanzenspitze von Rudowken, Kr. Sensburg, die sich im Prussia Mus. in Königsberg befindet, hat eine verwandte Verzierung, wie mir Herr Geheimrat Bezzenberger gütigst mitteilte.

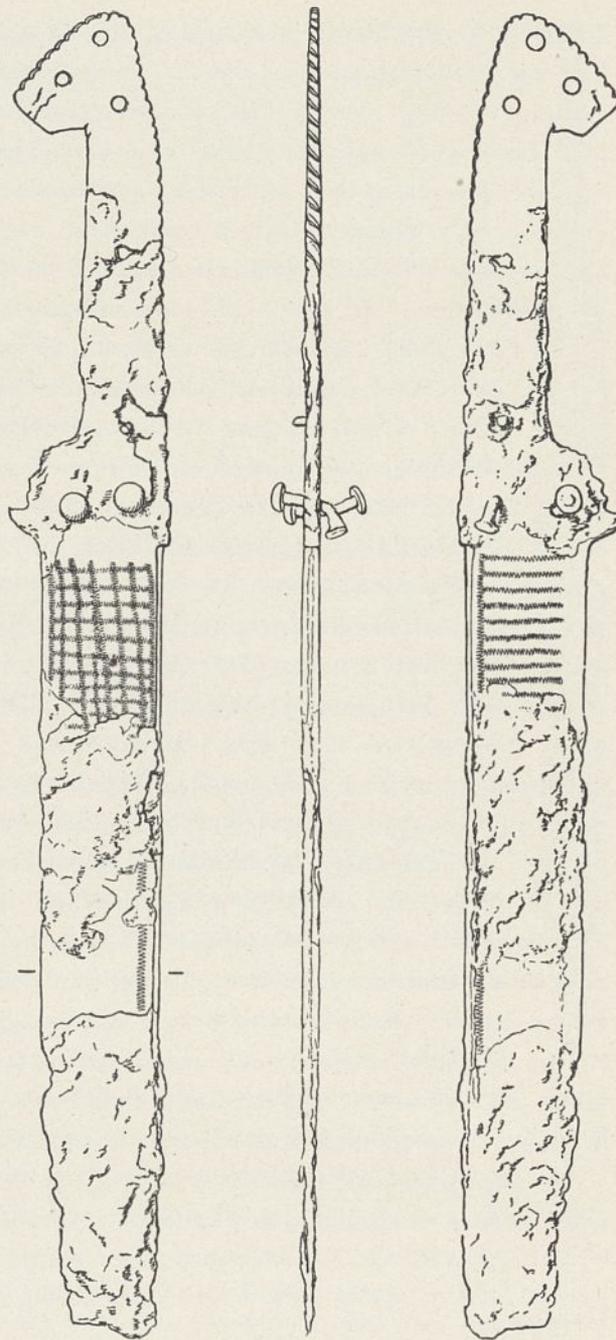
Das schöne, aber mehrfach beschädigte Muster der Lanzenspitze aus Schlesien (Fundort unbekannt; Abb. 10) ist teilweise den Querreihen strichverzierter Lanzenspitzen wie Abb. 9 ähnlich. Die punktierten Linien laufen im oberen Blatteil von der Mittelachse schräg abwärts, im unteren dagegen schräg aufwärts. Beide Liniengruppen werden durch zwei unverzierte, halbmondförmige Felder getrennt, die von einer ausgezogenen und einer punktierten Linie umgrenzt sind. Birnenförmige, punktierte Figuren füllen den Raum zwischen den Halbmonden und den Blatträndern. Die verzierte Fläche wird nach den Schneiden zu, ähnlich wie das strichverzierte Stück auf der Abbildung 9, durch eine Umrahmung abgeschlossen, die aus einer punktierten und einer ausgezogenen Linie besteht. Der Übergang zur Tülle ist ausserdem durch ein regelloses Strichmuster verziert. Das im allgemeinen ziemlich sorgfältig ausgeführte Ornament der Lanzenspitze bildet eine eigenartige Verbindung der die ganze Fläche gleichmässig überziehenden Reihemuster mit Verzierungsarten, die eine Wirkung durch den Gegensatz verzierter und unverzierter Flächen zu erzielen suchen<sup>1)</sup>.

Die Bestimmung der Herstellungsart der Verzierungen der kaiserzeitlichen Lanzenspitzen ist viel einfacher als bei den latènezeitlichen. Die gleichmässige und scharfe Form der Vertiefungen bezeugt klar die Anwendung der Punztechnik. Bei den meisten Stücken erkennt man auch deutliche Spuren der Einschläge in tieferen Eisenschichten. Die Formen der verwendeten Punzen sind höchst einfach; sie hatten teils meisselförmige, teils punktförmige Arbeitsflächen. Die meisten Muster wurden mit nur einer Punze ausgeführt. In technischer Hinsicht bieten diese Stücke also nicht viel. Die Ausführung ist teils sorgfältig und genau, teils flüchtig und unbeholfen. Der steile Mittelgrat der Lanzenspitzen von Georgendorf und Klein Grauden ist unverziert geblieben, während die sanfter ansteigenden Mittelrippen von Lerchenberg 1 und 2 teilweise von der Verzierung bedeckt sind, zumal hier nur kleine punktartige Einschläge angewendet worden sind, denen Unebenheiten der Verzierungsfläche keine Schwierigkeiten bereiten. Die seichten, unscharfen Vertiefungen der Lanzenspitze von Tschepline sind nicht vermittlels einer scharfen Punze, sondern wohl direkt mit einem Hammer eingeschlagen worden. Die nur teilweise Verzierung des Lanzenblattes tritt bei den kaiserzeitlichen Stücken recht häufig auf, besonders in der Art des Musters von Lerchenberg 1. Das Ornament beschränkt sich auf ein spitzovales Feld, das auf dem unteren Blatteil beiderseits der Mittelrippe liegt. Diese

<sup>1)</sup> Ein Gegenstück zu dem Muster ist mir bisher nicht bekannt geworden. Auf die Verwandtschaft mit strichverzierten Lanzenspitzen wies ich bereits oben hin. Eine gleiche Verzierung des Tüllenüberganges trifft man bei Stücken von Sadersdorf, Kr. Guben und Straupitz, Kr. Lübben (Niederlaus. Mitt. IV Taf. III, 1 und S. 338 Abb. 4), sowie aus dem Vimosefund (Worsaae, a. a. O. S. 82 Abb. 344 und Engelhardt, Vimose, Taf. XIV, 1). Eine ähnliche Umrahmung des Musters durch eine punktierte Linie zeigt die sonst strichverzierte Lanzenspitze von Øvre Stabu (Norwegen), die besonders durch ihre in Strichreihen ausgeführte Runeninschrift „rauninga“ auffällt (Bugge, Norges indskrifter med de aeldre runer I Abb. S. 415 und 416; II S. 569 f.; III S. 5 ff.). Auch eine Lanzenspitze von Hoppenrade, Kr. Osthavelland, mag zum Vergleich herangezogen werden, da sie ähnliche Halbmonde wie unsere Lanzenspitze besitzt, die aber aus dem sonst unverzierten Blatt ausgeschnitten sind (Jahn, Die Bewaffnung der Germanen, S. 98 Abb. 103).

Teilverzierung erklärt sich aus der damals vielfach angewendeten Art der ungleichen Aushämmern des Lanzenblattes. Die Lanze erhielt beim Schmieden ein gleichmässiges, im Querschnitt rhombisches Blatt, wie es noch jetzt der unverzierte Oberteil (Taf. II 6) aufweist. Dann wurde der untere Blatteil besonders platt ausgehämmt bis auf die Mittelachse, die als steile Rippe oder Grat in unverminderter Stärke stehen blieb<sup>1)</sup>. Das so entstandene verbreiterte und ebene Feld war eine besonders geeignete Unterlage für ein Punzmuster; daher begnügte sich der germanische Handwerker häufig damit, nur diesen Teil der Lanzenspitze durch eine Verzierung hervorzuheben.

Technisch ungeklärt ist die Entstehung des Musters der Lanzenspitze von Kalinowitz (Abb. 13, Taf. I 11). Das schlecht erhaltene Stück weist an zwei Stellen auf der Blattmitte und am Rande ungleiche, rundliche, erhabene Felder auf, die regellos auf die Fläche gestreut sind und stark an geätzte latènezeitliche Muster erinnern (vergl. z. B. Taf. I 4). Auffallend jedoch ist, dass diese Tupfen, obwohl grosse Teile des Blattes unversehrt sind, nur an zwei Stellen vorhanden sind, und noch dazu auf einer tiefer liegenden Eisenschicht, die ursprünglich überdeckt gewesen sein muss. Es ist möglich, dass dieses „Muster“ unbeabsichtigt durch zersetzende Einflüsse entstanden ist, obwohl mir ähnliche Fälle nicht bekannt sind. An der einen Seite des Feldermusters besitzt ausserdem die aufliegende

Abb. 16.  $\frac{1}{2}$ Abb. 16a.  $\frac{1}{4}$ 

<sup>1)</sup> Über das technische Verfahren bei dieser teilweisen Aushämmern siehe Weineck, Niederlausitzer Mitteil. IV. S. 339.

Abb. 16 und 16a. Schlesien, näherer Fundort unbekannt.  
Schwertklinge in gestreckter und verbogener Form

äusserste Eisenschicht einen Auftrag, der die grösste Ähnlichkeit mit aufgerostetem Gewebe hat, wie es häufig an aus Gräbern stammenden Eisensachen auftritt. Hier ist jedoch der Auftrag so innig mit der Eisenschicht verwachsen und auch in der Härte und Festigkeit dem Eisen so völlig gleich, dass ich seine Bedeutung und Entstehung unbestimmt lasse, obwohl die Verzerrung der Fäden an mehreren Stellen völlig das Bild eines aufgelegten Gewebes wiedergeben. Allem Anscheine nach handelt es sich bei der Kalinowitzer Lanzenspitze in beiden Fällen um kein Ornament. Trotzdem hielt ich eine Veröffentlichung des auffallenden Stückes in diesem Zusammenhange für angebracht.

Eine völlig andersartige Verzierungsweise ist bei der Lanzenspitze von Lerchenberg 3 (Abb. 12) angewandt. Auf jeder Seite des Lanzenblattes sind links oben und rechts unten je eine Gruppe von drei Punktkreisen eingetieft. Bei den beiden unteren Gruppen läuft um den mittelsten Kreis noch ein zweiter konzentrisch herum. Auch der obere Teil der Tülle trägt vier einzelne, einfache Punktkreise. Die Vertiefungen waren mit Silber ausgelegt, das jedoch zum Teil durch Feuerwirkung zu Kügelchen zusammengesmolzen oder gänzlich zerstört ist. Bisher ist in Schlesien nur noch eine zweite tauschierte Lanzenspitze gefunden worden. Das Stück von Georgendorf (Taf. II 1) besitzt ausser der besprochenen Strichverzierung an der Spitze und am oberen Tüllenende je vier einzelne Vertiefungen mit Goldeinlage. Die Einschläge haben abwechselnd die Form eines Punktkreises und eines Dreieckes mit eingebogener Grundlinie<sup>1)</sup>. Während die gepunzten Muster rein ornamentale Bedeutung haben, wohnt den tauschierten Ornamenten noch ein anderer, tieferer Sinn inne. Bei verwandten, tauschierten Lanzenspitzen treten nämlich in Verbindung mit Punktkreisen auch Hakenkreuze, Dreiwirbel, Mondsicheln und andere heilige und symbolische Zeichen auf. Besonders die Nebeneinanderstellung eines Punktkreises und einer Mondsichel auf einer Lanzenspitze von Kamienica in Galizien<sup>2)</sup> zeigt, dass wir es mindestens bei einem Teil der Punktkreisverzierungen mit Darstellungen der Sonne zu tun haben. Für die tauschierten Waffen gibt es keine Vorläufer in der germanischen Kultur der Spät-Latènezeit. Die vereinzelt vorkommenden tauschierten Sonnen- und Mondbilder auf keltischen, früh-latènezeitlichen Schwertern können trotz ihrer grossen Ähnlichkeit in keinen unmittelbaren Zusammenhang mit den germanischen Stücken gebracht werden<sup>3)</sup>.

Die Lanzenspitze von Lerchenberg 2 (Abb. 11, Taf. II 5) hat ausser der Punktverzierung einen runden Ausschnitt im Blattrande. Die Sitte, Lanzenspitzen mit Ausschnitten zu ver-

1) Als Vergleichsstücke für das Lerchenberger Ornament mit einfachen Punktkreisen erwähne ich Lanzenspitzen aus Öland (Fornvännen 1909 Seite 319 Abb. 122), aus den nordischen Moorfinden von Balsmoor, Illemose und Vimose (Vedel, Bornholm, S. 148; Aarbøger 1901 S. 32 Abb. 4; Engelhardt, Vimose, Taf. XIV, 5) und aus Gibart in Ungarn (Zeitschr. f. Ethnol. 1905 S. 384 Abb. 14). Eine Verbindung von gepunzten und tauschierten Verzierungen trifft man ausser bei der Georgendorfer noch bei Lanzenspitzen von Czeszewo, Kr. Wreschen (Zeitschr. f. Ethnol. 1905 S. 376 Abb. 7), Illemose und Vimose (Worsaae a. a. O. S. 82 Abb. 347.)

2) Teka konserwatorska III, Heft 2, Lemberg 1909 S. 11 Abb. 4; vgl. auch die Deutungen der tauschierten Zeichen bei Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, 2. Auflage, Seite 193f.

3) Vgl. Déchelette, Manuel d'archéologie préhistorique II, Teil 3 S. 1311ff.

sehen, hat denselben Ursprung und dieselbe Verbreitung wie die Verzierung der Lanzenblätter durch Ätzung oder Punzung. Von den Kelten gelangt sie auf gleichem Wege zu den Ostgermanen, wird aber während der Spät-Latènezeit nur von den nördlich von Schlesien wohnenden Burgundern angewendet. Mit dem Beginne der Kaiserzeit verschwindet sie gleichfalls und lebt in derselben Weise mit dem Anfang der späten Kaiserzeit wieder auf<sup>1)</sup>. Auch dadurch, dass häufig Ausschnitte und Blattverzierungen an derselben Lanzenspitze auftreten, ergibt sich die nahe Verwandtschaft der beiden Erscheinungen.

Die Verzierungen an zweischneidigen Schwertern, die mit dem Ende der Latènezeit abkamen, erscheinen in der späten Kaiserzeit nicht wieder. Dafür tritt aber in der Zeit um 200 n. Chr. eine neue Ornamentik an ostgermanischen einschneidigen Schwertern auf, zu denen auch drei schlesische Stücke gehören. Das einfachste Muster, das man eigentlich noch nicht Verzierung nennen kann, zeigt das Jäschwitzer Schwert (Abb. 14). Auf der Mitte der Klinge laufen zwei einfache, vertiefte Längslinien entlang<sup>2)</sup>. — Gleiche, doch viel roher ausgeführte Rillen weist auch ein zweischneidiges Kurzsword mit bronzem Griffknopf auf, dessen Fundort unbekannt ist (Abb. 17) und das seiner Form nach am ehesten in die frühe Kaiserzeit zu setzen ist. — Reicher ist die Verzierung auf dem Schwerte von Polnisch-Neudorf (Abb. 15). Auf der einen Klingenseite laufen zwei Linienpaare nebeneinanderher, bis sie sich in der Nähe der Spitze treffen. Die drei Endpunkte des Linienmusters werden von je drei Kreisen abgeschlossen. Auf der anderen Seite hat das Muster etwas abweichende Form erhalten. Das nach der Schneide zu liegende Linienpaar ist bis zum Griffansatz hinaufgeführt, die andere Gruppe besteht aus drei Linien, von denen die mittlere durch grössere Breite hervorgehoben ist. Nur die Endpunkte dieser Strichgruppe werden von Kreisen eingefasst, unten von einem Punktkeise zwischen zwei einfachen Kreisen, oben von einem Punktkeise innerhalb vier einfacher Kreise. Ausserdem begleitet den Schwert Rücken beiderseits ein Linienpaar<sup>3)</sup>. Die Kreisverzierung erinnert stark an die tauschierten Punktkeise der Lanzenspitze von Lerchenberg 3 (Abb. 12). Wir finden dort dieselbe Gruppierung zu dreien und einen ähnlichen Wechsel von drei einander gleichen Kreisen mit Gruppen, bei denen der mittelste Kreis besonders hervorgehoben wird. Nur tritt auf der Schwertklinge der symbolische Charakter der Kreisverzierung mehr zurück; sie dient hier als ornamentaler Abschluss des Furchenmusters.



Abb. 17  
1/4

<sup>1)</sup> Über die spät-latènezeitlichen Lanzenspitzen mit Ausschnitten siehe Mannus V S. 87 ff. Spät-kaiserzeitliche Beispiele sind: Küstrin, Kr. Königsberg i. N. (Mus. f. Völkerk. Berlin If 8582); Alt Muntowen und Onufrigowen, Kr. Sensburg (Mus. Königsberg); Vimose (Engelhardt Taf. XIV, 3 und 7).

<sup>2)</sup> Ähnlich gemustert sind die einschneidigen Schwerter von Przygodzice, Kr. Ostrowo und Östertad in Östergötland. (Swiatowit X S. 66 Abb. 11; Fornvänner 1913 S. 298 Abb. 37a).

<sup>3)</sup> Ähnliche Muster befinden sich auf einschneidigen Schwertern von Przeworsk in Galizien (Teka konserwatorska III Heft 2, Lemberg 1909, Taf. G XIII) und Vimose (Engelhardt Taf. VII, 24 und 26).

Das Schwert (Abb. 16) besitzt ein Muster von Zickzacklinien, die durch Tremolierstich hergestellt sind. Es begleiten wiederum den dachförmig gekanteten Rücken zwei dieser Linien. Von ihnen gehen am oberen Klingenteil parallele Querlinien aus, die auf der einen Klingenseite noch von flüchtig gestochenen Längslinien gekreuzt werden<sup>1)</sup>. Alle drei einschneidigen Schwerter weisen ausserdem auf einer oder auf beiden Schmalseiten der Griffangel eine schräge Einkerbung auf. Derartige Griffrandmuster treten fast ausschliesslich an ostgermanischen Schwertern auf, und zwar schon an spät-latènezeitlichen Stücken<sup>2)</sup>.

Die Verbreitung der kaiserzeitlichen verzierten Waffen ist eine ganz ähnliche wie die der spät-latènezeitlichen<sup>3)</sup>. Sie finden sich gleichfalls hauptsächlich in Ostgermanien. Trotzdem besteht zwischen beiden Gruppen weder zeitlich noch stilistisch ein unmittelbarer Zusammenhang. Während die ältere Gruppe in der Zeit um Chr. Geb. verschwindet, beginnt die jüngere erst am Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. Ebensowenig schliessen sich die kaiserzeitlichen Verzierungsmuster und deren Herstellungsart — von geringen Einzelheiten abgesehen — direkt an die latènezeitlichen an. Wir haben es also in Ostgermanien mit zwei Stufen einer Entwicklungsreihe zu tun, deren Verbindungsglied fehlt. Ähnliche Erscheinungen lassen sich auch sonst an ostgermanischen Waffen, Schmucksachen und Geräten nachweisen. Mit dem Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. leben plötzlich und unvermittelt viele spät-latènezeitliche Formen wieder auf. Die Quellen dieser Nachblüte müssen in einer Gegend gesucht werden, wo diese Formen von der Latènezeit an ununterbrochen weitergelebt haben. Allem Anscheine nach hat das Quellgebiet im südlichen Russland, besonders an dem Nordufer des Schwarzen Meeres gelegen. Trotz der ganz ungenügenden archäologischen Durchforschung dieser Gegenden und des fast völligen Mangels an sicheren Funden der frühen Kaiserzeit liegen Zeugnisse vor, dass sich hier Latèneformen lange erhalten haben<sup>4)</sup>. Daher besteht auch die Möglichkeit, dass in Südrussland die verbindende Brücke zwischen den beiden Gruppen ostgermanischer verzierter Waffen geschlagen werden kann. Zwar sind in Südrussland noch keine verzierten Waffen bekannt geworden, doch lässt sich schon jetzt der südrussische Ursprung von mehreren, auf ostgermanischen, tauschierten Lanzenspitzen vorkommenden Mustern nachweisen<sup>5)</sup>. Wahrscheinlich ist das Wiederaufleben der Waffenverzierung bei den Ostgermanen durch die regen Beziehungen, die die nach dem Schwarzen Meer ausgewanderten Goten mit ihrem Heimatland unterhielten, zu erklären.

Martin Jahn

<sup>1)</sup> Ähnliche in Tremolierstich ausgeführte Muster führen einschneidige Schwerter von Vimose (siehe die vorhergehende Anmerkung), Østre Hovin, Norwegen (Aarsberetning 1888 S. 131) und Neu Golembin, Kr. Kosten (Kais. Friedrich-Mus. Posen).

<sup>2)</sup> Vgl. Jahn, Bewaffnung der Germanen, S. 138f. und 148f.

<sup>3)</sup> Vgl. Kossinna, Zeitschr. f. Ethnol. 1905 S. 369ff.

<sup>4)</sup> Vgl. besonders die Entwicklung der Fibel mit umgeschlagenen Fuss aus der Latenefibel; Ebert, Prähistorische Zeitschrift III, S. 232ff.

<sup>5)</sup> Götze, Mannus I S. 122f.

## GERMANISCHE GRÄBER AUS DEM DRITTEN JAHRHUNDERT N. CHR.

Funde aus der römischen Kaiserzeit sind in diesen Blättern bisher erst sehr wenig behandelt worden. Diese bei dem Reichtum Schlesiens an vorgeschichtlichen Funden auffällige Tatsache erklärt sich aus dem Umstande, dass planmässige Untersuchungen mangels grösserer Gräberfelder bis vor kurzem fast gar nicht unternommen werden konnten. Im Laufe der letzten Jahre ist darin nun ein Wechsel eingetreten. Aus dem reichen Stoffe, der sich im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer angesammelt hat, soll im Anschluss an das im vorigen Jahre vom Museum untersuchte Gräberfeld von Juppendorf im folgenden eine einheitliche Gruppe von Funden des dritten Jahrhunderts n. Chr. behandelt werden. Ich werde zunächst die Fundberichte vorlegen und sodann ein aus diesen Funden sich ergebendes allgemeines Bild zu zeichnen versuchen.

### 1. JUPPENDORF KR. GUHRAU

Im November 1913 teilte Herr von Lösch auf Gabel dem Museum mit, dass auf dem Gebiete des Dominiums Juppendorf beim Sandschachten von Arbeitern Urnen mit Beigaben von Bronze und Eisen gefunden worden seien. Auf eine Anfrage bei dem Besitzer, Herrn Landrat a. D. von Roeder auf Ober Ellguth Kr. Guhrau erhielt das Museum die Erlaubnis, weitere Nachgrabungen vorzunehmen. Bei einer von mir im Auftrage der Museumsdirektion und auf Kosten des Herrn von Roeder, der meine Arbeiten in jeder Weise unterstützte, vorgenommenen Grabung vom 2.—6. Dezember 1913 konnten noch sieben Gräber aufgedeckt werden. Alle Funde wurden von Herrn von Roeder gütigst dem Museum überwiesen.

Das Gräberfeld liegt östlich von dem am Ostrande des Guhrauer Stadtwaldes entlang führenden Weg von Nieder Friedrichswaldau nach Tschirnau, etwa 100 m nördlich vom Südrande des Messtischblattes Tschirnau (2414) und ungefähr in gleicher Höhe mit dem im Guhrauer Stadtwalde gelegenen „Schlossberg“ (Ringwall). Auf dem Messtischblatt ist an der betreffenden Stelle noch Nadelwald gezeichnet, der aber vor etwa 15 Jahren gerodet worden ist. Das Gelände fällt von dem nordöstlich von der Fundstelle gelegenen höchsten Punkt nach dem Guhrauer Stadtwalde zu ab, einem von dem „Schlesischen Landgraben“ durchflossenen Bruchwald.

Über die Fundumstände der vor der Grabung beim Sandschachten gemachten Funde liess sich leider nicht mehr viel Sicheres in Erfahrung bringen. Herr von Roeder schreibt in seinem Brief vom 27. November 1913 über diese Funde folgendes:

„Auf einem Ackerstück des Dominiums Juppendorf wurde ein flacher Sandhügel auf etwa  $1\frac{1}{2}$  m abgetragen zwecks Melioration einer im benachbarten Guhrauer Stadtwald gelegenen Wiese. Am 21. d. Mts. zeigten mir die Schachtarbeiter die beiden Urnen, die angeblich am Tage vorher zutage gefördert waren; sie übergaben mir auch einzelne Eisengeräte sowie eine Bronzefibel, welche in den Urnen enthalten gewesen seien. Leider war ich am 22. von hier abwesend und konnte erst am 23. mich wieder zur Fundstelle begeben, fand aber nun die Arbeiter nicht mehr vor; ich hatte beabsichtigt, mir von diesen noch nähere Mitteilungen betreffs des Fundes machen zu lassen und sie auch nach weiteren Gegenständen des Urneninhalts auszuforschen. Am 22. ist noch Sand gegraben, jedoch nichts weiter aufgefunden worden, wie mir mein Inspektor mitteilte.“

Mündlich teilte mir Herr von Roeder noch mit, dass er am ersten Tage auf der Fundstelle die Reste von schwarzen Gruben gesehen habe, aus der die Urnen nach Angabe der Arbeiter entnommen worden seien. Ob es sich in diesem Falle um Brandgruben handelt, scheint mir zweifelhaft, da bei der Grabung nie Spuren von Brandgruben beobachtet wurden. Auch konnte ich nicht mehr in Erfahrung bringen, zu welcher von den beiden Urnen die Beigaben gehören.

Von Herrn von Roeder wurden mir folgende Fundgegenstände übergeben:

a. Sehr grosse, dickwandige, lehmgelbe Knochenurne von einfacher Topfform mit etwas einziehendem Hals. Die ganze, sehr rauhe Oberfläche ist unterhalb des etwas geglätteten Halses mit Fingertupfen verziert. Das Gefäss macht mehr den Eindruck eines Vorratsgefässes als den einer Knochenurne. In der Urne lagen calcinierte Menschenknochen. Leider war schon beim Auffinden ein Teil der Knochen von den Arbeitern aus der Urne entfernt worden, sodass nicht mehr festgestellt werden konnte, ob vielleicht die Knochen mehrerer Menschen in dieser ungewöhnlich grossen Urne beigesetzt worden sind. H. 45 cm, Dm. 34 cm, Dicke der Wandung am Rande 1,4–1,6 cm. Inv. Nr. 744:13, Abb. 24.

Zwischen den Knochen fanden sich noch einzelne Scherben von vier Beigefässen. Drei von ihnen gehören zu dem Typus der trichterförmigen Gefässe mit Standfuss und nach aussen gelegtem Rand aus fein geschlammtem, rötlichem Ton mit geglätteter Oberfläche. Das eine dieser Gefässe ist unter dem Umbruch mit tief eingeritzten, sich kreuzenden Schräg- und Horizontalfurchen verziert. Die übrigen Scherben gehören zu einem Fussgefäss von einfacher Napfform aus rötlichem, mit Quarz vermischem Ton (ähnlich Abb. 22), dessen Boden im Feuer stark gegläht ist. Inv. Nr. 745–748:13.

b. Lehmgelbe, dickwandige, roh gearbeitete Knochenurne mit ungeglätteter Oberfläche von einfacher, hoher Topfform mit stark nach innen eingezogenem Hals. Die Urne war mit einem flachen Stein bedeckt. H. 31 cm, Dm. 21,5 cm. Inv. Nr. 749:13. Abb. 29.

Mit diesen beiden Knochenurnen wurden noch einige Scherben von trichterförmigen Gefässen eingeliefert, von denen aber nicht festzustellen war, zu welcher von beiden Urnen sie gehören. Einer von diesen Scherben ist mit horizontalen und vertikalen, scharf eingeschnittenen Linien verziert, die ein Muster von kleinen Quadraten ergeben. Inv. Nr. 750:13.

c. Eiserner Lanzen spitze, L. 18 cm. In der Tülle ist der zur Befestigung am Schaft dienende Querdorn noch vorhanden. Das ziemlich flache, 3,6 cm breite Blatt ist mit einem schwachen Grat versehen und etwas oberhalb der Mitte umgebogen. Inv. Nr. 751:13. Abb. 10.

d. Spitze eines Schildbuckels, 6 cm hoch. Die konische, im oberen Teile massiv ausgebildete Spitze ist am Ende abgeplattet. Der übrige Teil des Schildbuckels fehlt, muss aber wegen der frischen Brüche erst beim Auffinden verloren gegangen sein. Inv. Nr. 752:13. Abb. 11.

e. Eisernes Messer, dessen Spitze abgebrochen ist. Der Griffdorn ist zu dem gebogenen Rücken und der Schneide abgesetzt. L. 11 cm. Inv. Nr. 753:13. Abb. 8.

f. Dsgl., Spitze abgebrochen. L. 8 cm. Der schmale Griffdorn ist sehr scharf gegenüber der Klinge abgesetzt. Inv. Nr. 754:13. Abb. 6.

g. Eiserner Schlossbeschlag von rechteckiger Gestalt mit zwei fast kreisrunden Löchern und zwei Nägeln an den Schmalseiten, von denen einer verloren gegangen ist. L. 11,8 cm, Br. 3,8 cm. Inv. Nr. 755:13. Abb. 12.

h. Bruchstücke der Spirale und des Bügels einer zweigliedrigen Bronzefibel mit eiserner Rollenachse und oberer Sehne. Der drahtförmige Bügel hat drei Querrippen am Kopfende. Der Fibelrest ist den beiden Stücken von Juppendorf Grab 6 (Abb. 4–5) fast völlig gleich. Inv. Nr. 756:13.

In der Nähe der Stelle, wo die vorstehenden Funde gemacht wurden, konnten noch einige Scherben aufgesammelt werden. Es fanden sich Teile von mindestens zwei topfförmigen Gefässen wie Abb. 29 (Inv. Nr. 757, 758:13) und von zwei trichterförmigen Näpfen. Das eine dieser Gefässe (Inv. Nr. 759:13, Abb. 19) ist mit einem doppellinigen Zickzackband, das andere (Inv. Nr. 760:13, Abb. 20) mit einem Band von Schrägfurchen verziert, beide Male von Horizontalfurchen eingefasst, die bei Abb. 19 von einer Punktreihe gekrönt sind. — Über einen nachträglich eingelieferten Schlüssel vgl. S. 125 Abb. 71.

Mit der systematischen Grabung wurde am nordwestlichen Rande des abgeschachteten Terrains begonnen. Die Grösse der durchgrabenen Fläche und die Lage der Gräber zueinander geht aus der beigegebenen Planskizze (Abb. 1) hervor.

Grab 1. Dieses Grab war völlig zerstört, da die Scherben und Knochenreste auf einen weiten Umkreis zerstreut lagen. Neben lehmgelben, dickwandigen Scherben aus stark mit Granitgrus vermischtem Ton, die anscheinend zu zwei verschiedenen Gefässen von einfacher Topfform gehören (Inv. Nr. 761 : 13), fanden sich stark geglähte, mittelstarke Scherben eines Gefässes mit breitem, leicht nach aussen gelegtem, aber nicht scharf abgesetztem Rand (Inv. Nr. 762 : 13) und zwei Scherben eines trichterförmigen Gefässes mit scharf profilierter Wandung, dessen Schulter ein Band von schrägen Kerben trägt. (Inv. Nr. 763 : 13.) Eine Scherbe (Inv. Nr. 761 : 13) weist einen dreieckigen Vorsprung auf, wie sie bei dieser Gefässgruppe häufig sind (vgl. z. B. Abb. 45).

Grab 2. Auch dieses Grab war völlig zerstört. Zwischen den mit Sand stark vermischtem calcinierten Knochen fanden sich die Scherben folgender Gefässe:

a. Lehmgelbe, dickwandige Scherben eines Gefässes von einfacher Topfform. Randscherben fehlen. Inv. Nr. 764 : 13.

b. und c. Scherben von zwei gut geglätteten, trichterförmigen Gefässen mit Standfuss. Inv. Nr. 765, 766 : 13.

d. Randteil eines ungeglätteten, mittelstarken, rötlich-braunen Topfes mit steilem, leicht abgesetztem Rand und rundlicher Schulter. Inv. Nr. 766 a : 13. Die Sohle des Grabes lag 0,40 m tief.

Grab 3. Die Graburne war auf der Nordseite von einem ziemlich grossen Stein bedeckt und völlig zerbrochen. In ihr lagen die Scherben zweier Beigefässe auf und zwischen den mit schwarzer Branderde stark vermischten Knochen, und zwar waren die Scherben ein und desselben Gefässes manchmal weit von einander entfernt, sodass sie in diesem zerbrochenen Zustande in die Urne hineingelegt sein müssen. Die Sohle des Grabes lag 0,65 m tief.

a. Rötlich-braune Graburne, dickwandig, topfförmig mit eingebogenem Mündungsrand wie Abb. 34, nur schlanker. H. 27 cm, Dm. etwa 20 cm. Scherben eines zweiten, sehr ähnlichen Topfes. Inv. Nr. 767 : 13.

b. Rötlich-graues, trichterförmiges Gefäss mit Standfuss, scharfem hochliegendem Schulterknick und ausladendem Rand. Wandung mittelstark, aus ungeschlammtem Ton, unverziert. Im Feuer stark verzogen. H. 9–10 cm, Dm. wegen der Deformierung des Gefässes nicht mehr festzustellen. Inv. Nr. 768 : 13. Abb. 27.

c. Dsgl. aus fein geschlammtem Ton, mit rundlichem, etwa in halber Höhe des Gefässes liegendem Umbruch und breitem, etwas ausladendem Rand. Unter dem Umbruche sassen ursprünglich drei dreieckige Vorsprünge (wie bei Abb. 45). Das Gefäss ist verziert mit einer von Parallelfurchen eingefassten Horizontalreihe von kommaförmigen Kerben, die wieder mit feinen Querriefen versehen sind, und unter dem Umbruch mit einem Zickzackband, das aus Doppelreihen von kleinen halbmondförmigen Grübchen, eingefasst von Strichbündeln, besteht. H. 11 cm, Dm. 14 cm. Inv. Nr. 769 : 13. Abb. 23.

d. Eingliedrige eiserne Fibel mit umgeschlagenem Fuss und oberer Sehne. Bügel mit dreieckigem Querschnitt. L. 7,5 cm. Inv. Nr. 770 : 13. Abb. 13.

Grab 4. Die völlig erhaltene Knochenurne stand frei in der Erde in einer Tiefe von 0,75 m. Im Gegensatz zu den vorher besprochenen Gräbern enthielt sie keinerlei Reste von Beigefässen. Der obere Teil der Urne war mit Sand gefüllt, in dem sich einzelne Knochensplinterchen und ein Spinnwirtel fanden. Zwischen den mit Sand und im unteren Teil der Urne mit schwarzer Branderde vermischten Knochen fanden sich die weiteren Beigaben.

a. Lehmgelbe, sehr dickwandige Knochenurne von einfacher, hoher Topfform mit leicht eingezogenem Hals. H. 29 cm, Dm. 20 cm. Inv. Nr. 771 : 13. Abb. 30.

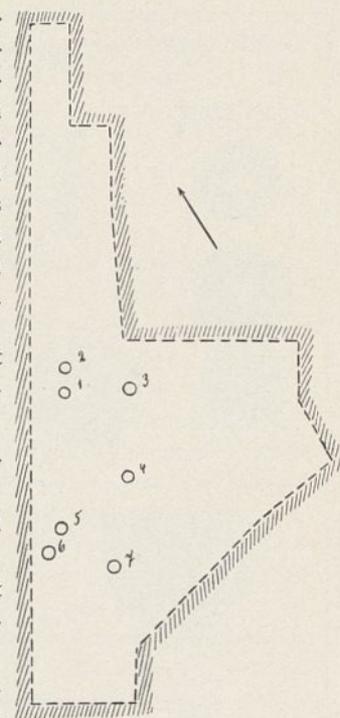


Abb. 1. 1 : 300

b. Einschneidiges, eisernes Messer mit flacher, vierkantiger, scharf zur Klinge abgesetzter Griffzunge. Rücken leicht gekrümmt. L. 10,3 cm. Inv. Nr. 772 : 13. Abb. 9.

c. Spinnwirtel aus Ton von abgestumpft doppelkonischer Form. H. 2,4 cm, Dm. 3,4 cm. Inv. Nr. 773 : 13. Abb. 2.



d. Dsgl. von flacher Form; an den Polen eingewölbt. H. 1,8 cm, Dm. 4,1 cm. Inv. Nr. 774 : 13. Abb. 3.

e. Etwa vier zerschmolzene Glasperlen. Inv. Nr. 775 : 13.



f. Einige zarte Tierknochen; nach der Bestimmung des Herrn Professor Hilzheimer in Berlin wahrscheinlich von einem zu den Hühnern gehörigen Vogel (Rebhuhn, Birkhuhn). Inv. Nr. 776 : 13.

Grab 5. Die schwarze, innen und aussen fein geglättete Knochenurne ist zwar fast völlig, besonders am unteren Teile zerstört, doch lässt sich ihre Form mit einiger Sicherheit rekonstruieren. Sie zeigt die für die römische Kaiserzeit typische Trichterform mit gerundeter, hochliegender Schulter und breitem, leicht nach aussen gelegtem Rand. Die drei knieförmig gebrochenen Henkel setzen sich unterhalb des Randes an. Um den Hals läuft ein mit Kerben verzierter Halswulst und um die Schulter ein Band kurzer, senkrechter Furchen. Inv. Nr. 777 : 13.

Zwischen den mit Branderde vermischten Knochen fanden sich als einzige Beigabe die spärlichen Reste eines Knochenkamms mit Eisennieten. Inv. Nr. 778 : 13.

Grab 6. Sohle des Grabes 0,62 m tief.

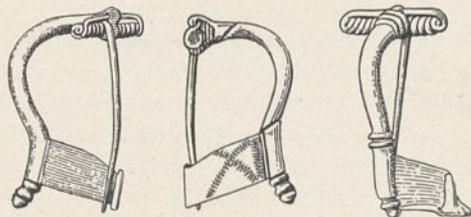
a. Lehmigelbe, roh gearbeitete Knochenurne mit hochliegender, gerundeter Schulter und stark einziehendem Unterteil, der mit sich wirt kreuzenden Furchen überzogen ist. H. 20,5 cm, Dm. 21 cm. Inv. Nr. 779 : 13. Abb. 28.

In der Urne lagen, z. T. nur in spärlichen Resten, folgende Beigefässe:

b. Trichterförmiges Gefäss mit Standfuss, gerundeter Schulter und breitem, etwas nach aussen geneigtem Rand. Der kleine Henkel setzt unterhalb des Randes an. Um die Schulter läuft eine von Parallellinien eingefasste Punktreihe. Der Unterteil ist durch herablaufende Strichbündel, die von einer Horizontallinie oberhalb des Fusses begrenzt werden, gegliedert. H. 9,5 cm, Dm. 14,5 cm. Inv. Nr. 783 : 13. Abb. 26.

c. Kleines trichterförmiges Gefäss mit Standfuss. Am Hals und Umbruch mit kleinen Kerben verziert, die am Umbruch von (ursprünglich wohl drei) kleinen Warzen unterbrochen werden. Nur zur Hälfte erhalten, H. 6,5 cm. Inv. Nr. 780 : 13. Abb. 25.

d. Scherben eines Gefässes von ähnlicher Form wie die vorigen, am Hals mit kleinen Grübchen und über dem Umbruch mit einer Horizontalfurche und einem daranhängenden Zickzackband verziert. Inv. Nr. 781 : 13. Abb. 21.



e. Stark geglähte, sehr dünnwandige Randscherbe. Inv. Nr. 785 : 13.

f. Scherben einer lehmigelben, dickwandigen Tasse aus grobgemischtem Ton, die ursprünglich wohl einen grossen Henkel besass. Inv. Nr. 784 : 13.

g. Vollständig erhaltener, dickwandiger, ziemlich roh gearbeiteter Napf aus rötlich-braunem Ton, der mit der Mündung nach unten liegend über die Knochen gestülpt war.

Die in feine Risse zersprungene Oberfläche zeigt die Einwirkungen des Feuers während der Leichenverbrennung. H. 9,5 cm, Dm. 17 cm. Inv. Nr. 782 : 13. Abb. 22.

An Beigaben fanden sich:

h. Zweigliedrige, bronzene Fibel mit oberer Sehne, hohem Nadelhalter und Fussknopf. Der Bügelkopf endigt in eine vorspringende, senkrecht stehende Platte mit zwei übereinanderstehenden Löchern zur Aufnahme der eisernen Spiralachse und der Sehne. Der Nadelhalter trägt auf der Aussenseite ein Tremolierstichmuster. L. 4 cm. Inv. Nr. 787 : 13. Abb. 4, 4a und 15.

i. Bronzene Fibel mit bronzener Spiralachse von fast gleicher Form und derselben Konstruktion wie die vorige. Nur ist der Bügel am Kopf- und Fussende geriefelt und der Fuss dem Bügel gegenüber



schärfer abgesetzt. Der Nadelhalter ist im Leichenbrand etwas zerschmolzen. L 4 cm. Inv. Nr. 788 : 13. Abb. 5 und 14.

k. Eisernes einschneidiges Messer mit flacher vierkantiger Griffzunge und leicht gekrümmtem Rücken. Den Klingentrücken begleitet auf einer Seite eine breite, seichte Furche. L. 10,1 cm. Inv. Nr. 789 : 13. Abb. 7.

l. Drei dünne eiserne Haken mit rechteckigem Querschnitt. L. 5, 4, 3 und 3,5 cm. Inv. Nr. 790 : 13. Abb. 16.

m. Spinnwirtel aus Ton von abgestumpft doppelkonischer Form, an den Polen leicht eingewölbt. H. 2,3 cm, Dm. 4,7 cm. Inv. Nr. 791 : 13. Abb. 17.

n. Dsgl., von doppelkonischer Form. H. 2,1 cm, Dm. 3,7 cm. Inv. Nr. 792 : 13. Abb. 18.

o. Spärlicher Rest eines Knochenkammes mit Eisennieten. Inv. Nr. 793 : 13.

p. Flache, seitlich durchbohrte Glasperle von violetter, an der Oberfläche opalisierender Farbe. Inv. Nr. 794 : 13.

Zwischen den mit schwarzer Branderde stark vermischten Knochen, die anscheinend einem Kinde angehören, fanden sich ein Kinderbackenzahn und ein Beinknochen, der nach Herrn Professor Hilzheimer wahrscheinlich von einem zu den Hühnern gehörigen Vogel (Rebhuhn, Birkhuhn) stammt. Inv. Nr. 786 : 13.

Grab 7. Wie in der Nähe gefundene Holzspuren zeigten, muss das Grab beim Roden zerstört worden sein. Von der rohen, dickwandigen Knochenurne von ähnlicher Form wie Abb. 28 war daher nur die untere Hälfte vorhanden. Inv. Nr. 795 : 13.

Sohle des Grabes 0,55 m tief. Von Beigefässen fanden sich eine Scherbe eines trichterförmigen Gefässes, verziert am Umbruch mit mehreren Reihen von kleinen Vertikalfurchen, eingefasst von Horizontalfurchen (Inv. Nr. 796 : 13), drei dickwandige Scherben eines Gefässes von hoher Topfform mit einziehendem Hals.

## 2. KATHOLISCH-HAMMER KR. TREBNITZ

Bei Gelegenheit einer Ausgrabung von Hügelgräbern, die Herr Prof. Dr. Seger Ende August 1901 im fiskalischen Forst von Katholisch-Hammer vornahm, teilte ihm einer der Arbeiter mit, dass er vor Jahren beim Wurzelroden Urnen gefunden habe. Die Stelle lag mitten im Walde, unweit der Hügelgräber, im Jagden 136, nördlich des Spitzberges, etwa 4 km in nordöstlicher Richtung von Katholisch-Hammer entfernt. Beim Nachgraben stiess man sofort auf Scherben, die von Gefässen der römischen Zeit herrührten. Auch spärliche Reste von Leichenbrand wurden gefunden. Die Untersuchung musste mit Rücksicht auf den Baumbestand auf einen Raum von etwa 6 qm beschränkt werden. Hierbei wurden drei Grabstellen aufgedeckt, deren Inhalt durchweg schon zerstört war.

Grab 1. (Inv. Nr. 361 : 02.)

a. Scherben einer grossen, dickwandigen, rohen Knochenurne.

Scherben von mindestens fünf Beigefässen von hellgelber oder rötlicher Farbe, sorgfältig gearbeitet und von der bekannten Trichterform:

b. Auf der Drehscheibe gearbeitetes Gefäss mit scharfem Schulterknick und einem schwachen horizontalen Wulst unter dem schwach nach aussen gelegten Rand. Abb. 44.

c. Dickwandigeres Gefäss aus grobem Ton, mit Standfuss, scharfem Schulterknick und fast geradem, nur leicht eingezogenem Hals, ohne scharf abgesetzten Rand. Abb. 43.

d. Wie das vorige Gefäss, aber mit stärker eingezogenem Hals. Abb. 42.

e. und f. Scherben zweier Gefässe mit merkwürdiger Verzierung. Sie besteht aus breiten Bändern von Parallelreihen keilförmiger Vertiefungen, die mit einem spitzen Holzstäbchen eingestochen zu sein scheinen. Bei dem einen Gefäss wechselt eine Zone wagerechter Reihen mit einer solchen von senkrechten ab (Abb. 46), bei dem andern sind die Reihen schräg angeordnet (Abb. 45). Das letztere war am

Ansatz des glatten Halses mit dreieckigen Vorsprüngen versehen, welche die knieförmigen Henkel der grösseren Gefässe dieser Zeit vertreten.

Grab 2.

a. Grosse, bauchige Knochenurne, ziegelgelb, verziert am unteren Teil des Gefässkörpers durch scharf eingeritzte, sich kreuzende Schrägfurchen, die ein rautenförmiges Muster ergeben (vgl. Abb. 28). Vom oberen Teil des Gefässes sind nur einzelne Scherben erhalten. Dm. 25 cm. Inv. Nr. 362:02.

b. Ziegelrotes, trichterförmiges Gefäss mit Standfuss, scharfem Schulterknick und scharf abgesetztem, etwas ausladendem Rand mit drei schwachen, eckigen Vorsprüngen an Stelle der sonst gebräuchlichen knieförmigen Henkel. H. 13 cm, Dm. 18 cm. Inv. Nr. 363:02. Abb. 37.

c. Kleiner, grauer Napf mit Standfuss, am Umbruch mit drei schwachen knorpelartigen Vorsprüngen. H. 6,5 cm, Dm. 9 cm. Inv. Nr. 364:02. Abb. 39.

d. Napf von ähnlicher Form, mit eingezogenem Hals, am Umbruch drei schwache Warzen, unterhalb der Schulter mit scharf eingeritzten schrägen Parallelfurchen verziert. Nur zur Hälfte erhalten. H. 6 cm. Inv. Nr. 365:02. Abb. 38.

e. Scherben von mindestens vier Beigefässen, meist von ziegelroter Farbe, trichterförmiger Gestalt mit Standfuss und scharfem Schulterknick, zum Teil stark gegläht, einige mit Strichgruppen verziert. Inv. Nr. 362:02.

f. Zwei zierliche eingliedrige Bronzefibeln mit umgeschlagenem Fuss und oberer Sehne. Die eine mit breitem bandförmigem, die andere mit mehr rundlichem Bügel. L. 5 und 5,8 cm. Inv. Nr. 366a. b:02. Abb. 53–54.

g. Splitter einer kleinen, blauen Glasperle. Inv. Nr. 368:02.

Grab 3. (Inv. Nr. 367:02.)

a. Scherben einer grossen, dickwandigen Knochenurne.

b. Stark geglähte Scherben eines trichterförmigen Gefässes mit drei knieförmigen Henkeln, von denen einer erhalten ist.

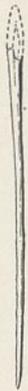
c. Scherben eines Gefässes mit Standfuss, scharfem Schulterknick, nach innen eingezogenem Hals und ohne scharf abgesetzten Rand.

d. Spitzeckiger Henkel von einer grösseren Tasse.

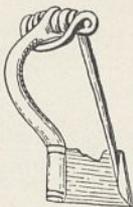
e. Scherben mehrerer Gefässe, deren Zahl und Form nicht mehr genau festzustellen ist.

### 3. RAYSCHEN KR. WOHLAU

Südöstlich vom Dorfe Rayschen wurde beim Anlegen einer Sandgrube in dem Winkel, der von den nach Kaschewen und Krischütz führenden Wegen gebildet wird, ein sehr grosses Tongefäss von der Art wie Abb. 41 gefunden, das nicht erhalten ist. Daraufhin unternahm Herr G. Ullrich aus Steinau am 12. August 1902 für das Museum an der Fundstelle eine Grabung.



$\frac{1}{2}$



$\frac{1}{1}$

Abb. 31, 32. Rayschen.

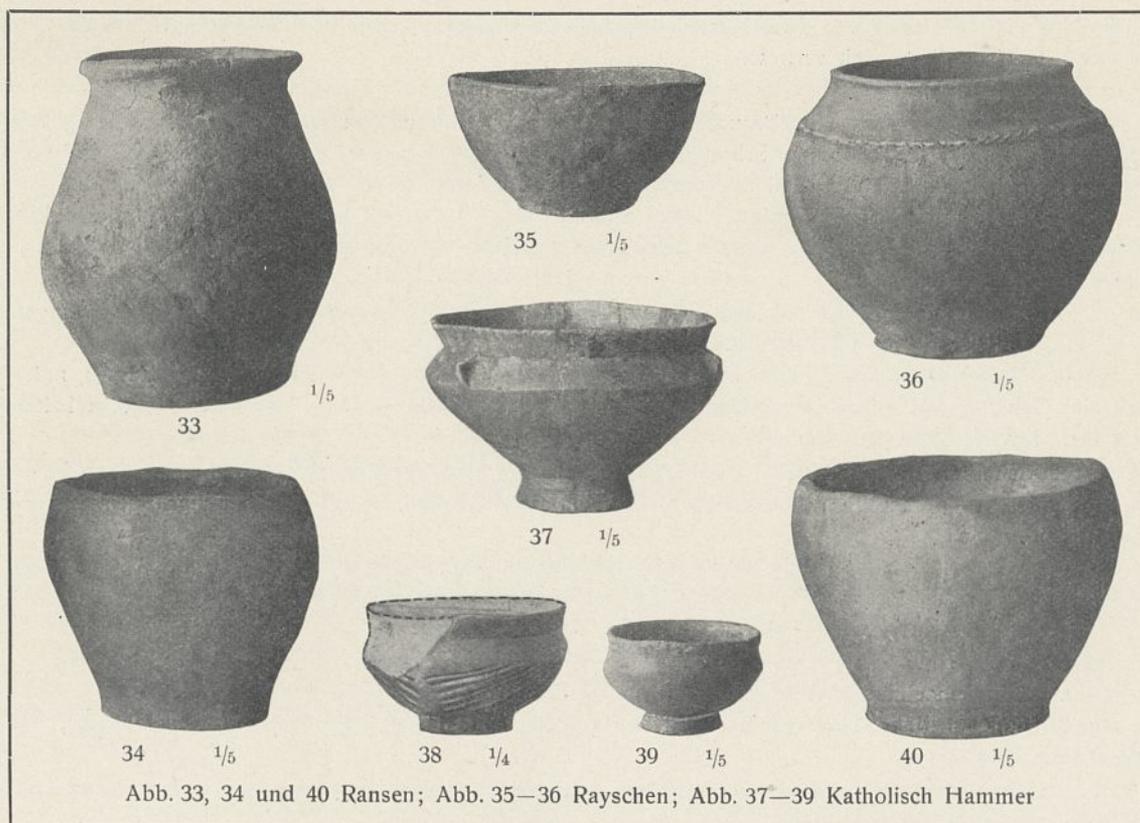
Grab 1. In 0,30 m Tiefe stiess er auf ein sehr grosses, rötliches Gefäss, das mantelartig über eine Knochenurne gestülpt war. Letztere war mit einer Schale zugedeckt. Ringsum war ein Kranz von Feldsteinen gelegt. Die Tiefe des Grabes betrug an der Sohle 0,55 m.

a. Rötlich braune Knochenurne mit einem Wulst am Halsansatz. H. 19,5 cm, Dm 16 cm. Inv. Nr. 1589:02. Abb. 36.

b. Einfacher, rötlich brauner Napf, H. 9 cm, Dm. 16,8 cm. Dieser Napf war als Deckel der Urne benutzt. Inv. Nr. 1590:02. Abb. 35.

c. Bruchstück eines sehr grossen, rötlich braunen Gefässes mit einem durch Eindrücke verzierten Wulst am Halsansatz. Der Scherben rührt von dem Gefäss her, das über die Urne gestülpt war. Inv. Nr. 1591:02. Abb. 41.

Grab 2. 8 m südlich von Grab 1 lagen in 0,40 m Tiefe die Reste einer vollständig zerdrückten Urne, die Knochenreste und eine eiserne Nähnadel enthielt. Das Kopfende der Nadel ist abgebrochen. L. noch 9 cm. Inv. Nr. 1592:02. Abb. 31.



Eine Fortsetzung der Grabung fand am 25. September 1902 statt. Sie ergab, dass inzwischen durch das Abfahren des Sandes das Gräberfeld zum grössten Teil zerstört war. Doch machte Herr Ullrich an drei Stellen Funde, die sämtlich der römischen Zeit angehören.

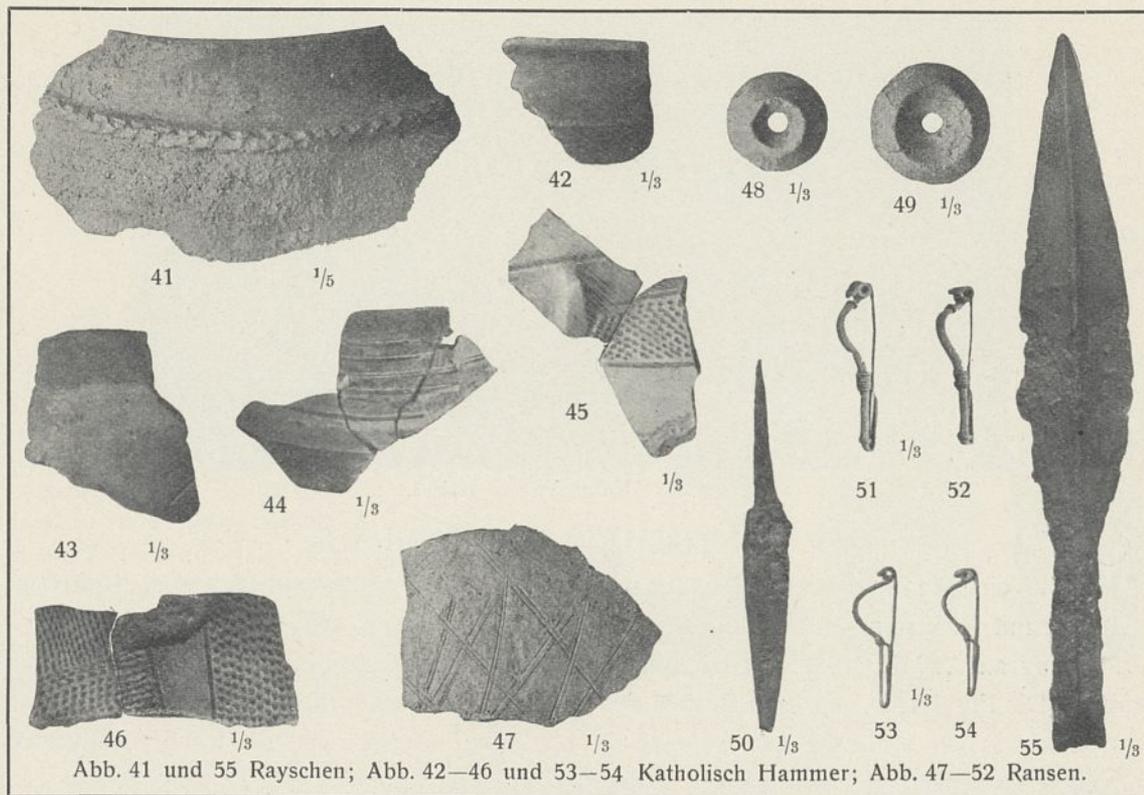
Grab 3. Folgende Gegenstände wurden unter frei herumliegenden Scherben und Knochenresten gefunden, die beim Sandfahren blossgelegt wurden. Sie gehören den Lagerungsverhältnissen nach zu einem Grabe. Inv. Nr. 1593:02.

- a. Vier Bronzefragmente von einem oder zwei Armringen aus dünnem Draht.
- b. Kleiner Bronzering aus ganz dünnem Draht in zwei Stücken. Um das grössere ist ein bandförmiger Ring lose umgelegt.
- c. Bandförmiger, kleiner Bronzering.
- d. Ganz kleiner Bronzering aus rundem Draht.
- e. Fragmente eines Knochenkammes (?) mit daran befestigtem Eisenstück.
- f. Vier Fragmente von blauen Glasperlen.
- g. Knochenstückchen und drei Kinderbackenzähne.

Grab 4. In einer völlig zerfallenen Knochenurne lag eine sehr kleine, zweigliedrige Bronzedrahtfibel mit unterer Sehne, zum Bügel abgesetztem Fuss und hohem Nadelhalter. Vgl. Almgren, Gruppe VII, Serie 1. L. 2,5 cm. Inv. Nr. 1594:02. Abb. 32.

Grab 5. 7 m westlich von Grab 3 fand sich, zwischen völlig zerfallenen Scherben liegend, eine grosse, eiserne Lanzenspitze. Blatt mit Grat. Tülle auf einer Seite aufgeschlitzt. L. 28,5 cm. Inv. Nr. 1595:02. Abb. 55.

Von den Scherben hat sich nur die eines hellbraunen, trichterförmigen, scharf profilierten Gefässes, erhalten, verziert mit einfachen Horizontalfurchen, stark geblüht. Inv. Nr. 1596:02.



#### 4. RANSEN KR. STEINAU

$1\frac{1}{4}$  km östlich von Ransen beim Bahnübergang über die Chaussee von Neudorf nach Steinau wurden im Oktober 1904 beim Ziehen eines Grabens folgende Gegenstände gefunden und von Herrn Altertumspfleger Ullrich dem Museum überwiesen:

- a. Hoher, dickwandiger, brauner Topf mit stark eingezogenem Hals. H. 23,5 cm, Dm. 14,5 cm. Inv. Nr. 485:05. Abb. 33.
  - b. Einfacher brauner Topf mit eingebogenem Mündungsrand. H. 18 cm, Dm. 20,5 cm. Inv. Nr. 484:05. Abb. 40.
  - c. Dsgl. H. 15,5 cm, Dm. 15,5 cm. Inv. Nr. 483:05. Abb. 34.
  - d. Scherben von topfförmigen Gefässen ähnlich den vorhergehenden, darunter einer mit eingeritzten Linien. Inv. Nr. 486—487:05. Abb. 47.
  - e. Eingliedrige Bronzefibel mit umgeschlagenem Fuss, oberer Sehne, breitem bandförmigem Bügel und Fuss, einfacher Drahtumwicklung am Bügel-, Kopf- und Fussende. L. 6 cm, Bügelbreite 0,6 cm. Inv. Nr. 480:05. Abb. 52.
  - f. Bronzefibel von derselben Form wie die vorige. L. 6,4 cm, Bügelbreite 0,6 cm. Inv. Nr. 481:05. Abb. 51.
  - g. Einschneidiges, eisernes Messer mit vierkantigem, zur Klinge scharf abgesetztem Griffdorn. Den Rücken der Klinge begleitet auf der einen Seite eine breite Furche. Spitze abgebrochen. L. 14 cm. Inv. Nr. 482:05. Abb. 50.
  - h. Spinnwirtel aus Ton von doppelkonischer Form. An den Polen eingebuchtet. Dm. 4,5 cm. Inv. Nr. 489:05. Abb. 49.
  - i. Dsgl. Dm. 3,8 cm. Inv. Nr. 490:05. Abb. 48.
  - k. Verbrannte menschliche Knochenreste. Inv. Nr. 488:05.
- Zu welcher von den Knochenurnen die Beigaben gehören, ist nicht bekannt.



Abb. 56. Kontschwitz, Grab 2.

### 5. KONTSCHWITZ KR. OHLAU

Auf eine Zeitungsnotiz, nach der in Kontschwitz Kr. Ohlau ein Skelett in hockender Stellung, mit Bronzeringen an den Armen, gefunden worden sei, begab sich Herr Prof. Dr. Seger am 7. März 1914 nach Kontschwitz, wobei er folgende Feststellungen machen konnte. Die Fundstelle, auf dem Besitze des Gutsbesizers Römisch, liegt 0,5 km südwestlich vom Dorfe in der Richtung auf Baumgarten zu. Hier eröffnete der Besitzer Ende Februar zu einem Hausbau eine Sandgrube. Dabei stiess er in 1,20 m Tiefe auf ein Skelett. Es lag in Nord-Süd-Richtung, Kopf nach Süden, im Sande, die Arme längs des Körpers ausgestreckt, die Beine im stumpfen Winkel gebeugt. Die Erhaltung der Knochen war schlecht, der Schädel stark zerdrückt, doch war die Grösse die eines Erwachsenen. An den Armen steckte je ein Bronzering, am Kopfende lagen Gefässreste. Ausserdem fanden sich im Grabe noch zwei Spinnwirtel. Die Knochen wurden wieder verscharrt, die Beigaben von verschiedenen Personen als Merkwürdigkeiten mitgenommen, aber durch Vermittlung des Herrn Müllermeisters Fiebig wieder eingesammelt, sodass wenigstens die beiden Ringe, die Spinnwirtel und einige Scherben dem Museum zugeführt werden konnten.

Am 21. März 1914 teilte Herr Fiebig dem Museum telegraphisch mit, dass man bei Fortsetzung der Sandschachtung abermals auf ein Skelett gestossen sei. Noch an demselben Tage fuhr ich nach Kontschwitz. Beim Sandgraben war nur der Schädel freigelegt worden; der übrige Teil war noch unberührt. Leider war es unmöglich, das Skelett ganz zu heben, da es auf sehr losem Sandboden lagerte. Es konnten nur die einzelnen Teile, wie Brustkorb, Füsse u. a. für sich eingegipst werden. Trotzdem wird es möglich sein, das Skelett in seiner ursprünglichen Lage wieder aufzustellen.

Nach den Angaben des Herrn Fiebig befindet sich in der Nähe von Kontschwitz noch eine andere Stelle, an der möglicherweise kaiserzeitliche Funde zutage gekommen sind. Südlich vom Dorfe sollen auf dem Sandberge, der in der Gabelung der Wege nach Birkkretscham und Graduschwitz liegt und bereits zur Feldmark Graduschwitz gehört, vor etwa 35 Jahren beim Sandschachten eiserne Lanzenspitzen und Tongefässe gefunden worden sein.

Von Grab 1 sind folgende Stücke ins Museum gelangt:

- a. Bronzener, rundstabiger Armring mit etwas verdickten, glatt abschneidenden Enden. Grösster Dm. 6,3 cm; Dicke 0,4 cm. Inv. Nr. 608:14. Abb. 57 und 66.
- b. Dsgl., von gleicher Grösse und Form. Nach der Auffindung in zwei Stücke zerbrochen. Inv. Nr. 609:14. Abb. 58.
- c. Spinnwirtel aus Ton von doppelkonischer Form, an den Polen eingebuchtet. Dm. 4 cm. Inv. Nr. 610:14. Abb. 59 und 67.
- d. Dsgl., von höherer Form, an den Polen abgeplattet. Dm. 4 cm. Inv. Nr. 611:14. Abb. 62 und 68.
- e. Teile eines grösseren, gelben Gefässes, dessen Unterteil mit sich kreuzenden Strichen verziert ist. Inv. Nr. 614:14. Abb. 64.

f. Reste eines glänzend schwarzen Fussgefässes mit schwach hervortretender Schulter und wenig abgesetztem Rand (Abb. 60, 63, 65) und eines ähnlichen Gefässes, auf dessen Schulter eine  $\pi$ -förmig gezogene Punktreihe entlang läuft, die von einem Linienpaar eingefasst und oben von einem mit schräggestellten Strichgruppen gefüllten Bande abgegrenzt wird (Abb. 61). Inv. Nr. 612–613:14.

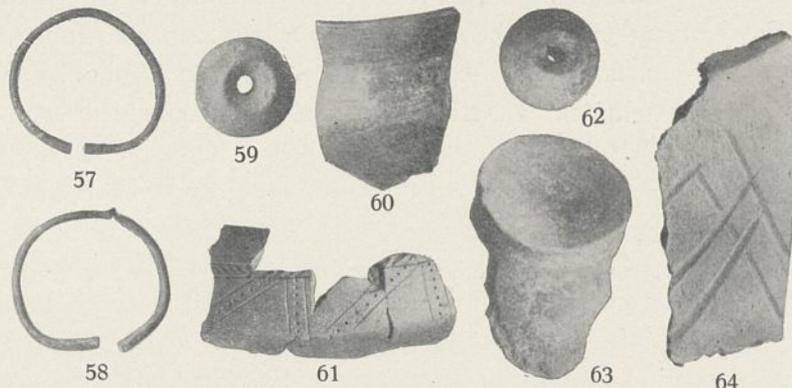


Abb. 57–64. Kontschwitz. Beigaben aus Grab 1.  $\frac{1}{3}$

Grab 2. Der Leichnam (Inv. Nr. 615:14) lag auf der linken Seite in 1,10 m Tiefe in typischer Hockerstellung, mit dem Scheitel nach Süden und mit dem Gesicht nach Westen gerichtet (Abb. 56). Der Schädel war auf der rechten Seite eingedrückt, die Hände zum Gesicht erhoben. Die rechte Hand muss auf dem Gesicht geruht haben, da sich die Fingerknöchelchen in dem eingedrücktten Schädel fanden. Der linke Arm war so stark gebeugt, dass der Oberarmknochen zwischen Radius und Ulna hindurchgedrückt war. Wirbelsäule und Rippen stark zerbrochen. Das linke Bein in spitzem Winkel an den Leib gezogen. Waden- und Schienbein parallel zum Oberschenkel. Das Knie des linken Beines berührte den Ellbogen des linken Armes. Das rechte Bein lag im rechten Winkel zur Wirbelsäule, Waden und Schienbein mit dem Oberschenkel einen spitzen Winkel bildend.

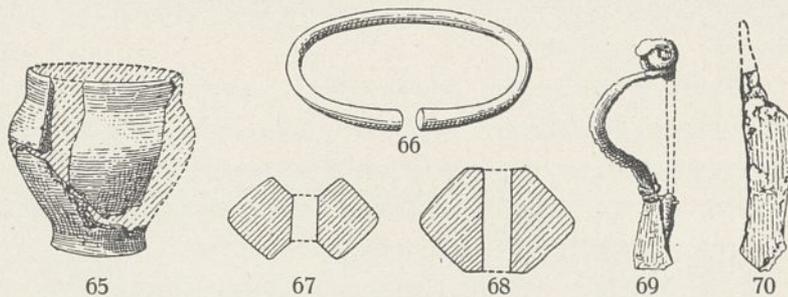


Abb. 65–70. Kontschwitz. Beigaben aus Grab 1 und 2.  
Gefäss  $\frac{1}{5}$ , alles übrige  $\frac{1}{2}$ .

Etwas oberhalb des rechten Hackens, zum Teil unter dem Wadenbein, lagen:

- a. Kleines, etwas geschweiftes Messer aus Eisen, dessen Spitze und Griffangel abgebrochen sind. L. noch 5 cm, Br. 1,3 cm. Inv. Nr. 617:14. Abb. 70.
- b. Eiserne, stark verrostete Fibel mit umgeschlagenem Fuss, eingliedrig, mit oberer Sehne, stark geschwungenem Bügel und breit endendem Fuss. Nadel fehlt. L. 6 cm. Inv. Nr. 616:14. Abb. 69.

Alfred Plettke †

Herrn Dr. Plettke war es leider nicht vergönnt, seine Arbeit zu vollenden. Als Kriegsfreiwilliger fand er in Feindesland den Heldentod. Während der voraufgehende Abschnitt fast druckreif vorlag, fanden sich in Plettkes Nachlass von dem allgemeinen Teil, in dem er die Fundgruppe eingehend behandeln wollte, nur wenige Stichworte. Um diese letzte Arbeit meines lieben Freundes und Studiengenossen möglichst wenig mit fremden Zutaten zu belasten, füge ich seinen Zeilen nur die notwendigsten Bemerkungen an.

Die Grabung in Juppendorf bereichert das spätkaiserzeitliche Fundmaterial des Breslauer Museums um eine Reihe systematisch gehobener Grabfunde und ermöglicht die Ausscheidung einer einheitlichen Gruppe aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. Die Toten wurden damals in der Regel verbrannt und in Urnen beigesetzt, die frei in der Erde standen. Mehrfach wurden die Urnen mit einem Stein (Abb. 29) oder einem einfachen Napf (Abb. 22) bedeckt. Nur in Rayschen (Grab 1) ist die Urne sorgfältiger geschützt worden. Ausser dem Decknapf wurde über sie ein grosses Gefäss gestülpt und um sie herum ein einfacher Steinkranz gelegt. Die Grabbeigaben lagen gewöhnlich sämtlich in der Urne zwischen den Knochenresten. Sie müssen nach den Feuerspuren, die sie meist aufweisen, zum grössten Teil mit dem Toten auf den Scheiterhaufen gelegt worden sein. Selbst die Beigefässe zeigen Brandspuren und Verschlackungen. Sie wurden in zerbrochenem Zustande mit den Knochenresten vom Scheiterhaufen aufgelesen und in die Urne getan. In zwei Gräbern (Juppendorf Grab 4 und 6) fanden sich als Beigaben Vogelknochen. Ein grosser Teil der Gräber wird durch die Art der Beigaben (Schmuck, Spinnwirtel, Nähnadel) als weiblich bestimmt. Zu den Männergräbern können mit Sicherheit nur die beiden Waffengräber (Rayschen Grab 5 und ein zerstörtes Grab von Juppendorf) gezählt werden. Doch sind zu ihnen wahrscheinlich ein Teil der Gräber mit wenigen Beigaben zu rechnen.

Als Urnen wurden grosse, rohe, dickwandige Gefässe benutzt, die teilweise mit Strichgruppen oder Tupfen überzogen, sonst aber völlig unverziert sind. Die Verwendung dieser einfachen Gebrauchsware als Knochenbehälter steht in scharfem Gegensatz zu den schönen, glatten, oft reich verzierten, spitzfüssigen Graburnen der frühen Kaiserzeit. Nur die Urne des Grabes 5 von Juppendorf hat noch die alte Art und Form bewahrt. Die Beigefässe dagegen bestehen meist aus einem feingeschlämmten Ton, sind gut geglättet, dünnwandig und oft reich verziert. Ein Gefässrest (Abb. 44) ist sogar auf der Drehscheibe hergestellt. Sie schliessen sich auch in ihren mehr oder weniger scharf profilierten Formen unmittelbar an die frühkaiserzeitlichen Fussgefässe an.

Auch die übrigen Beigaben besitzen einen einheitlichen Charakter. An Waffen finden sich: Lanzenspitze und Stangenschildbuckel. An Geräten: ein kleines, gerades Messer, das auch in Frauengräbern häufig ist, tönerner, doppelkonische Spinnwirtel, stets zu zweien in einem Grabe und zwar gewöhnlich der eine von niedrigerer Form mit grösserem Durchmesser und Einbuchtungen an den Polen, der andere höher und schlanker mit flach abgeschnittenen Polen (Abb. 67—68), Nähnadel und Kastenschlossbeschlag. Nachträglich erhielt das Museum von einem Arbeiter auch einen eisernen Schlüssel (Inv.Nr. 672:14),

der vor der systematischen Grabung in Juppendorf gefunden worden ist (Abb. 71). An Schmucksachen: einfache, bronzene Ringe, Glasperlen, mehrteilige, durch Eisennieten zusammengehaltene Knochenkämme und endlich eiserne und bronzene Fibeln, die in Frauengräbern gewöhnlich in zwei fast gleichen Stücken auftreten. Am häufigsten sind eingliedrige Formen mit umgeschlagenem Fuss und oberer Sehne (Abb. 13 und 51—54). Während die meisten eine einfache, in Schlesien stark vertretene Form haben, gehört die Fibel von Kontschwitz (Abb. 69) zu einer selteneren Nebenreihe mit plattem, breit endigendem Fuss<sup>1)</sup>. In Juppendorf fanden sich ausserdem drei Exemplare von zweigliedrigen Fibeln mit hohem Nadelhalter und Fussknopf (Abb. 4—5 und S. 114h), die sich von der Fibelgruppe Almgrens<sup>2)</sup> dadurch abzeichnen, dass sie keine Armbrustkonstruktion, sondern obere Sehne besitzen, ebenso wie die derselben Serie angehörige Zweirollenfibel von Peterwitz Kreis Breslau (früher Polnisch Peterwitz)<sup>3)</sup>. Die kleine, zierliche Fibel von Rayschen (Abb. 32) weist hingegen eine untere Sehne auf. Sie gehört gleichfalls zu dieser Reihe Almgrens, obwohl der Fussknopf bei ihr verschwunden ist.

Die beiden Kontschwitzer Gräber heben sich von der Fundgruppe durch die andere Art der Bestattungsform ab. Die Toten wurden hier nicht verbrannt, sondern frei in der Erde bestattet. In Schlesien sind schon mehrfach Skelettgräber aus der frühen und späten Kaiserzeit nachgewiesen worden<sup>4)</sup>. Es ist auffallend, dass die Kontschwitzer Skelette nicht in gestreckter Lage sondern mit ziemlich stark gebeugten Gliedmassen angetroffen wurden. Bisher besass das Breslauer Museum nur ein Skelettgrab dieser Art aus der frühen Kaiserzeit. In Jäschwitz Kr. Nimptsch deckte Sanitätsrat Postler im Jahre 1899 ein Skelett auf, das auf der rechten Seite mit angezogenen Gliedmassen lag und nach dem Bericht und der Photographie „die Stellung eines ruhig schlafenden Menschen“ einnahm.<sup>5)</sup>

Martin Jahn



Abb. 71. Juppendorf.  $\frac{1}{8}$

<sup>1)</sup> Vgl. Almgren, Nordeuropäische Fibelformen, Gruppe VIa, S. 74 ff., 85 und 187 f.

<sup>2)</sup> Almgren a. a. O. Gruppe VII, Serie 1, S. 91 ff.

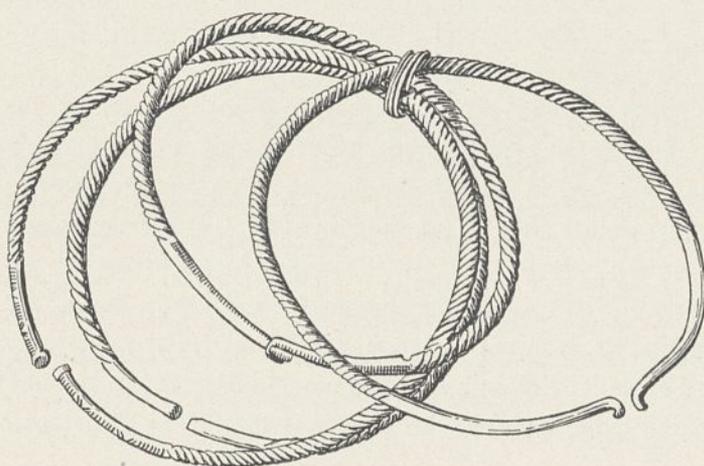
<sup>3)</sup> Schlesiens Vorzeit V Tafel IV 3. — Almgren a. a. O. Taf. IX 210.

<sup>4)</sup> Vgl. Seger, Schlesiens Vorzeit VII, S. 438, Anm. 1.

<sup>5)</sup> Vgl. Schlesiens Vorzeit N. F. II S. 181. Eine grosse Zahl von kaiserzeitlichen Skeletten mit gebeugten Gliedmassen ist in Gotland gefunden worden, siehe Almgren, Die ältere Eisenzeit Gotlands, Heft 1, Stockholm 1914.

## DER BRONZEFUND VON BERGEL KR. OHLAU

Südlich der von Bergel über Forsthaus Kanigura nach Peisterwitz führenden Strasse, bei Höhe 127,7, zweigt ein Feldweg ab und überschreitet bald darauf einen zwischen Äckern und Wiesen sich hinschlängelnden Graben. Zu dessen Abkürzung wurde im Sommer 1913 ein Durchstich vorgenommen und dicht an das anliegende Ackerstück herangeführt. Bei dieser Erdbewegung fand sich in der ackerseitigen Grabenwand, etwa auf gleicher Höhe mit der Wiesen-Oberfläche und an der Scheidelinie zwischen Sand und Lehm, ohne sonstige Merkmale ein Bündel von vier bronzenen Halsringen, die durch einen fingerweiten Drahring gezogen waren. Durch Herrn Regierungs-Landmesser Wandrey benachrichtigt, erwarb das Museum den Fund (Inv. Nr. 238 : 13).



1/4

Die vier Halsringe sind aus mässig dicken, nach den Enden zu verjüngten, vierkantigen Bronzestäben hergestellt und durch Drehung der Stäbe um ihre Achse schraubenartig eng gewunden. Nur die Enden sind glatt gelassen. Bei zweien sind die Enden umgebogen, um einen Hakenverschluss zu bilden, bei dem dritten mit kleinen Knöpfen versehen, bei dem vierten einfach abgeschnitten. Eingepunzte Verzierungen trägt nur der geknöpftete Ring.

Sie bestehen in Gruppen von Querstrichen, die durch Winkelstriche getrennt werden, treten aber, wohl infolge Abnutzung, nur schwach hervor. Die Weite der Ringe beträgt 15,5 bis 18,5 cm, ihre grösste Stärke 0,65 bis 0,85 cm. Der als Klammer dienende Drahring ist eine zylindrische Spirale von vier Windungen mit zugespitzten Enden. Alle Stücke sind vorzüglich erhalten und teils von der natürlichen braunen Glätte der Bronze, teils mit blaugrünem Edellost bedeckt.

Gewundene Halsringe mit Hakenverschluss oder mit knopfartigen Enden sind häufige Typen der frühen Eisenzeit. Wir besitzen solche sowohl aus Gräberfeldern wie aus einigen Schatzfunden (Schlesiens Vorzeit VI 380; N. F. IV 41). In den Gräbern sind sie öfters um den Hals der Aschenurne gelegt. Sie wurden aber sicherlich auch zu mehreren übereinander getragen, und man kann annehmen, dass der vorliegende Fund das Halsgeschmeide einer vornehmen Frau darstellt, das aus irgend einem Grunde der Erde anvertraut worden ist.

Hans Seger

## EINBÄUME IN SCHLESISIEN

(Nachtrag.)

Seit dem Erscheinen meiner Übersicht über die schlesischen Einbäume im VI. Bande dieser Zeitschrift sind vier neue Funde bekannt geworden. Sie bringen eine Bereicherung jeder der damals aufgeführten Arten. Bei dem Schwanowitzer Fahrzeug ist die Stammrundung noch teilweise zu erkennen; er zählt daher zu den Einbäumen im engeren Sinne (I). Die beiden bei Roschowitzwald gehobenen Stücke gehören zu den Trögen (II). Dagegen ist das Fahrzeug aus Norok den Kähnen (III) zuzurechnen, und das von Ransern, mit seiner in zierliche Spitzen auslaufenden Form, trotz des fehlenden Kieles, als Boot (IV) zu betrachten.

Schwanowitz Kreis Brieg. Östlich am Fusse des Schlafdeiches, der den Schwanowitzer Polder im Westen begrenzt, zieht sich eine schmale Wiesenniederung hin, die „Käserinne“, von einem Deichgraben durchflossen. Etwa 120 m oberhalb des Deichsiels mündet von Osten her ein Graben ein. Bei der Räumung dieser Vereinigung im Jahre 1913 wurde in etwa 1 m Tiefe ein Einbaum von noch 5 m erhaltener Länge gefunden, dessen Hinterkaffe aber schon fehlte. Er ist aus einem ganzen Eichenstamme hergestellt, der an den Seiten bis auf 0,50—0,45 m Stärke abgebeilt ist. Sein Hohlraum von 0,36 m Weite und 0,26 m Tiefe ist sehr sauber ausgearbeitet. Im Bord nahe der Vorderkaffe fanden sich noch einige eiserne Nägel. Diese und die Bearbeitung deuten auf verhältnismässig geringes Alter. — Da er schlecht erhalten war und bei der Auffindung auch noch mutwillig beschädigt wurde, ist er nicht aufbewahrt worden. Photographie und Zeichnung vorhanden.

Roschowitzwald Kreis Cosel. Am 29. August 1912 brachte das Coseler Stadtblatt die Nachricht von der Auffindung zweier Einbäume in der Oder bei der zu Roschowitzwald gehörigen Kolonie Franzdorf zwischen Oderkilometer 80 und 81. Sie waren beim Beseitigen alter Eichen aus dem Strombett zwischen zwei Bühnen vom Greifbagger gehoben und nach Cosel geschafft worden. Dort wurden sie von mir besichtigt und zeichnerisch aufgenommen. Beide sind aus eichenen Halbstämmen gefertigt, der grössere 13,0 m lang, bis zu 1,00 m breit und 0,30 m tief, der kleinere 12,75 m lang, etwa 0,70 m breit und ebenfalls 0,30 m tief. Die Kaffen sind bei beiden rechteckig, haben in den Ecken die bekannten Löcher, aber als Besonderheit zwischen diesen und dem Aushieb vorn und hinten je eine im Querschnitt rechteckige und in die Oberfläche der Kaffen eingelassene Leiste, wie sie auch der Band VI S. 23/24 beschriebene Trog von Cosel aufweist. Da bei der Bergung des ersten beim Anheben ein Geräusch, wie von brechendem Holz, gehört wurde und die Leisten frische Bruchflächen zeigten, so ist anzunehmen, dass die beiden Tröge, die ja nebeneinander lagen, durch diese Querleisten mit einander verbundene Tragkörper einer Fähre waren, und dass auch der früher beschriebene Coseler Kahn zu einem solchen Paare gehört hat. Im Boden des grösseren Troges fand sich nahe der einen Kaffe eine 0,10 m tiefe, 0,25 m weite runde Einsenkung. Sie könnte den durch Versengung allmählich vertieften Standort eines Feuertopfes bedeuten, an dem die Kienfackeln zum nächtlichen Fischfang angezündet wurden. Im übrigen war dieses Fahrzeug stark beschädigt. Das kleinere dagegen war so gut erhalten, dass ein Arbeiter in ihm die Oderfahrt von der Fundstelle nach Cosel wagen durfte. Es ist deshalb auch, nachdem die Generalverwaltung der Königlichen Museen auf seine Erwerbung verzichtet hatte, mit Genehmigung der Oderstrom-Bauverwaltung nach Breslau überführt und neben dem Einbaum von Frauendorf vorläufig in einem Schuppen bei der städtischen Pumpstation am Hafen aufgestellt worden.

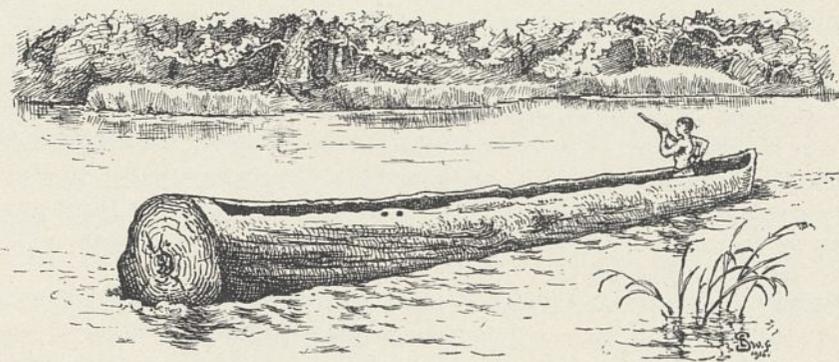
Norok Kreis Falkenberg. Am 24. Januar 1913 teilte Herr Deichhauptmann Fr. von Wichelhaus, Rittergutsbesitzer von Norok, dem Museum mit, dass auf seinem Oderfelde in einem alten Teich unter einer grossen Wassereiche ein eichener Einbaum gefunden und im Gasthause von Gramowski in Niewodnik aufgestellt worden sei. Im Auftrage der Direktion wurde er von mir besichtigt und aufgenommen. Der Kahn ist 7,0 m lang und hat bei einer grössten Breite von 0,90 m eine grösste Tiefe von 0,31 m. In der Mitte ist ein Schott stehen geblieben, von dem aus auf beiden Seiten eine zierliche Bordverstärkung,

0,25 m lang, mit rundem Ausschnitt am Innenrande, der Bordkante folgend, ausgeht. Ihr Zweck ist nicht ersichtlich. Darunter und etwas davor zieht sich über den Boden des Kahn eine niedrige Leiste, die ebenfalls aus dem Vollen herausgearbeitet ist. — Auch dieser Kahn ist von besonderer Bedeutung, da er mit den beschriebenen Eigentümlichkeiten der Ausführung, wie in der allgemeinen Form ein genaues Gegenstück zu dem Band VI S. 25 beschriebenen Brandschützer Kahne bildet.

Ransern Kreis Breslau. In der Baugrube der Schleuse Ransern bei Breslau, bei km 260,9 der Odermessung wurde am 27. Mai 1913 in einer Tiefe unter Gelände von etwa 5,5 m, d. h. annähernd + 107,00 m über N. N., ein eichener Einbaum mit einer behauenen Stange gefunden (Erlass des Herrn Ober-Präsidenten vom 31. Mai 1913). Das Boot ist in dem erhaltenen Teile noch 4,9 m lang, am schmalen Schott 0,68 m, mitten 0,80 m und am breiten Schott 0,78 m breit und in der Mitte 0,30 m tief. Beide Enden laufen spitz aus. Der Bord ist nur 0,02 m, der Boden 0,08 m stark und ein Schott 0,10 m, das andere 0,20 m dick. Beide sind aus dem Vollen gearbeitet. Die Fahrstange, ein roher Eichenknüppel, ist unten vierkantig zugespitzt. Das Boot ist dem Altertums-Museum der Stadt Liegnitz überwiesen worden.

Abgesehen von der Bereicherung, welche unsere Kenntnis der früheren Oder-Schiffahrt durch diese Funde erfährt, dürfen wir von ihnen auch Aufschlüsse über einstige Verkehrswege erwarten. Zweifelsohne haben wir in Cosel und bei Roschowitzwald Kreuzungspunkte alter Strassen mit der Oder zu suchen. Bei dem letzteren Orte möchte ich ganz besonders auf den oberhalb gelegenen Ort Przewós hinweisen, dessen Name „Überfahrt“, also „Fährort“ bedeutet. Derselbe Name kehrt bei einem Dorfe in Polen nördlich des Wartheknies wieder. Er lautet dort nach der Karte Prziwory, im Volksmunde aber Przewós. Noch heute besteht dort eine Fähre über die Warthe, und zwar ausschliesslich für den Wagenverkehr, da der Fluss von Fussgängern sonst immer in Furten gekreuzt wird. Es steht zu vermuten, dass auch bei dem Abbau unseres Przewós, der nur etwa 1 km oberhalb Franzdorf liegt, sich schon in alter Zeit eine Fähre befand. Von hier aus könnten die beschriebenen Fahrtröge sowohl, wie auch der dort früher gefundene Kahn bei Hochwasser losgerissen und abgetrieben sein. Das braucht nicht für alle gleichzeitig geschehen sein, denn erfahrungsmässig werden solche treibenden Gegenstände vom Strome immer an derselben Stelle abgesetzt.

Max Hellmich



(Abb. A) und doppelten (Abb. B) Wiener Pfennigen des für die österreichischen Erblande üblichen Gepräges und bilden folgende Reihe, in der die eingeklammerte Ziffer die Gesamtzahl der im Breslauer Museum und in den Sammlungen der Herren Koch und Strieboll vorhandenen Exemplare — anderswo dürften diese Stücke nur vereinzelt vorkommen — bezeichnen:



Abb. A.



Abb. B.

- A. Pfennige: 1527 (4), 1528 (4), 1529 (3), 1530 (1), 1533 (1), 1535 (2), 1536 (4), 1537 (2), 1538 (1), 1539 (Wien);  
 B. Zweipfennige: 1530 (5), 1531 (9), 1532 (3), 1534 (4).

Nicht schlesisch können dagegen die ganz gleichen Pfennige von 1527 (Markl 1888) sein, die an Stelle des F auf den unserigen ein C tragen; dies ist gewiss der Anfangsbuchstabe von Carniola. Weshalb Markl gerade dieses Stück an Schlesien gibt, ist leider nicht gesagt; dass es vielmehr ein Beweismittel gegen die Zuteilung der Pfennige mit F an Krain bildet, ist Zeitschr. f. Num. Bd. 17 S. 283 gezeigt. Ebenso ist nicht schlesisch die kleine, auch in Gold vorkommende Münze mit einem Adler und CS, die Markl unter Nr. 1887 als schlesisch aufführt, indem er wahrscheinlich diese beiden Buchstaben: Conrad Sauermann liest. Das Stück gehört aber dem 18. Jahrh. an (!) und hat sich bereits die verschiedensten Lesungen: Carolus Sextus (v. Saurma 1. Aufl. Taf. 48, 10) Civitas Schongau (Beyschlag, Augsburg Taf. 8, 8) u. a., gefallen lassen müssen und irrt noch immer umher, ohne seine Heimat zu finden.

Zugegeben musste bisher werden und ist auch an den angeführten Stellen zugegeben worden, dass in den lebhaften Verhandlungen, die um die Aufrichtung einer schlesischen Münze des neuen Herrn gepflogen worden sind, nicht ein sicheres und bestimmtes Anerkennen einer tatsächlich erfolgten Prägung sich findet, dass im Gegenteil das Patent vom 16. April 1532, mit welchem der König die Ausfuhr der Edelmetalle zu Gunsten des erwähnten Zweckes verbot, den gegen diese Tatsache sprechenden Satz enthält: dass „gemelte Münz unserm Vorhaben nach bisher nicht aufgerichtet noch in Gang gebracht hat werden mögen“. Diese Bemerkung liess sich zwar durch die Vergleichung mit anderen Auslassungen, insbesondere einer von 1539, wonach die königliche Münze nur „ein Zeit heer stillgestanden“, was von einer überhaupt noch nicht in Gang gekommenen nicht wohl gesagt werden kann, abschwächen bzw. beseitigen. Zu den a. a. O. zusammengetragenen Stellen sei hier noch eine angeführt, die ebenfalls zeigt, wie wenig diese Urkunden sich einer juristisch scharf bestimmten Ausdrucksweise befleißigen. Am 19. Juli 1550 verwendet sich Erzherzog Ferdinand bei dem Könige, seinem Vater, um Gewährung eines Wartegeldes an zwei Beamte der Breslauer Münze, die „seit längerer Zeit“ stillstehe (Wiener N. Z. Bd. 34 S. 278). Dabei ist aktenmässig sicher, dass erst am 22. August 1549 in der Breslauer Münze „aufgeräumt“ worden war (Cod. dipl. Sil. Bd. 19 S. 42). Der

## DIE ERSTEN HABSBURGISCHEN MÜNZEN FÜR SCHLESILIEN

Es wird kaum einen Zweig am Baum der Geschichtswissenschaft geben, der nicht durch gelegentliche, zufällige Auffindung einer an sich unscheinbaren Nachricht entweder wesentliche Unterstützung einer noch zweifelhaften oder völlige Widerlegung einer bisher für sicher gehaltenen Aufstellung erföhre. In besonders hohem Masse gilt das von der Münzkunde, die namentlich für die älteren Zeiten mit vereinzelt, wohl gar einander widersprechenden Daten zu arbeiten hat.

In der Berliner Zeitschrift für Numismatik Bd. 17 S. 213 fg. u. S. 282 fg., dann ausführlich im Codex diplomaticus Silesiae Bd. 19 S. 35 fg. u. 75 fg. habe ich nachgewiesen, dass die Münztätigkeit des Hauses Habsburg in Schlesien nicht erst, wie allgemein angenommen wurde, mit dem Jahre 1547 beginnt, wo König Ferdinand nicht nur wieder einmal eine Münzordnung für Schlesien verkündet, sondern auch daraufhin in Breslau durch Lorenz Westermeyer eine starke Prägung hat ausführen lassen, deren noch heut zahlreiche Überbleibsel bereits Dewerdeck (*Silesia numismatica* S. 132) kannte, sondern dass alsbald nach dem Regierungsantritt Ferdinands in Böhmen in seinem Namen und für seine Rechnung in Breslau Geld geprägt worden ist. Diese Aufstellung ist bisher nicht zur völligen Anerkennung gelangt, insbesondere scheint man in Österreich noch immer auf dem Standpunkt des Non liquet zu stehen, auf den Newald in seiner Münzgeschichte Ferdinands I. auf Grund des ihm vorliegenden sehr geringen Urkundenvorrats gelangt war, ja, man scheint dort jetzt mehr geneigt, die in Rede stehenden Münzen für Krain in Anspruch zu nehmen, das ebenso wie Schlesien einen Adler im Wappen führt. Ein Aufsatz von Friedrich Kenner im Jahrgang 1902 (Bd. 34) der Wiener Numismatischen Zeitschrift: Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Münzen und Medaillen unter Kaiser Ferdinand I. vervollständigt das Newald bezüglich Breslaus bekannte Material nur durch ein paar ziemlich belanglose Stücke, die bereits anderweit ausreichend belegte Verhandlungen betreffen, und nimmt im übrigen keinerlei Rücksicht auf die eben erwähnten einheimischen Veröffentlichungen. Diese Arbeit kann daher hier so gut wie ganz ausser Betracht bleiben. Dagegen bringen die im 10. Bande des Jahrbuchs der Sammlungen des A. H. Kaiserhauses veröffentlichten Regesten aus dem Prager Statthalterei-Archiv einige einschlägige Stücke, die unten mit „Prager Reg.“ angeführt sind. Die bekannte Zusammenstellung endlich, die Moriz Markl 1896 von den Münzen Ferdinands geliefert hat, ist in bezug auf Schlesien völlig mangelhaft, wie sie denn auch meine Veröffentlichungen in der Zeitschrift für Numismatik nicht kennt.

Die Münzen, welche, übrigens in Übereinstimmung mit dem bekannten trefflichen Tafelwerke des Freiherrn von Saurma, im Codex diplomaticus und danach in Friedensburg und Seger, Schlesiens Münzen und Medaillen der neueren Zeit, als die Erzeugnisse dieser umstrittenen Prägung in Anspruch genommen worden sind, bestehen in einfachen

Stillstand hatte also, als der Erzherzog jenes Schreiben erliess, noch kein Jahr gedauert, eine Unterbrechung, die damals selbst bei regelmässig betriebenen Münzen nichts Ungewöhnliches war. Aber der Haupteinwurf, es sei doch undenkbar, dass in Breslau 11 Jahre lang — von 1527 bis 1537 — gemünzt worden sein könne, ohne dass sich davon irgend eine Nachricht erhalten hätte, war damit nicht entkräftet. Das ist erst jetzt möglich geworden durch eine Entdeckung des Direktors unseres Stadtarchivs, Herrn Professor Dr. Wendt, durch deren Mitteilung er der Wissenschaft einen grossen Dienst geleistet hat. Er fand in der Nachschrift eines Briefes d. d. Breslau 1532 September 2 (Stadtarchiv, Personalien Jenkwitz), den der Breslauer Schöffe Ambrosius Jenkwitz an seinen Sohn Valten geschrieben hat, folgenden Satz:

Item hir montzt C. Sauermann cleyn be[mische] Ɱ, hor ich sagen. Ich hob kein gesehen.

Damit ist zunächst einmal sichergestellt, dass Sauermann in dem in Rede stehenden Zeitraum, und zwar im Jahre 1532, in Breslau tatsächlich im Auftrage des Königs geprägt hat. Der schlimmste Stein des Anstosses, der der Verlegung unserer Münzen nach Breslau im Wege lag, ist also beseitigt. Es kann uns auch nicht weiter stören, dass die Nachricht des Briefes mit den anderweit bekannten Tatsachen insofern nicht zusammenstimmt, als sie von böhmischen Pfennigen spricht, während unsere Münzen auf den Wiener Fuss geprägt sind: derartige Ungenauigkeiten sind, wie soeben gezeigt wurde, nichts Ungewöhnliches und im vorliegenden Falle aus einem sachlichen Grunde, der Seltenheit und Kleinheit dieser Geldstückchen, und einer in der Person des Briefschreibers liegenden Ursache, von der am Ende zu reden sein wird, besonders begreiflich. Überdies gibt Jenkwitz seine Mitteilung unter ausdrücklichem Vorbehalt: „hor ich sagen“; er wusste also selbst nichts Genaues.

Wir haben nunmehr folgende zwei Gruppen von Tatsachen, bezüglich deren im Einzelnen auf die früheren Aufsätze verwiesen sei. Zunächst die urkundlich belegten:

Sauermann hat seit dem Jahre 1523 in Breslau eine Münze zur Verfügung, von der er einen sehr freien Gebrauch macht —

Sauermann ist Vertrauensmann König Ferdinands seit Beginn seiner Regierung —

Ferdinand betreibt seit Beginn seiner Regierung die Errichtung einer Königlichen Münze in Schlesien, insbesondere in Breslau —

Ferdinand wünscht 1530, 1531, 1532 eine Münzung auf den Fuss des in seinen österreichischen Erblanden geschlagenen Geldes —

Für das Jahr 1532 ist die Prägung kleiner Münze in Breslau durch Sauermann bezeugt —

1537 wird Sauermann aufgefordert, die von ihm zur Münze benutzten Gelasse in der Breslauer Burg zu räumen.

Dann die aus den Münzen sich ergebenden Tatsachen:

Wir haben eine von 1527 bis 1539 reichende Münzreihe auf österreichischen Fuss mit einem Adler, der sowohl der schlesische wie der von Krain sein kann —

Es ist mindestens kein Anlass vorhanden, diese Reihe nach Krain zu legen —

Diese Reihe ist anfangs spärlich, in den Jahren 1530 und 1532 stärker, dann wieder spärlich —

Der am häufigsten geprägte Wert dieser Reihe, der Wiener Pfennig, wird 1540 und 41 durch Hans Krappe, dann auch noch in der Kipperzeit in Breslau geschlagen —

Sonstige Münzen, die als Erzeugnis einer Breslauer Prägung in Anspruch genommen werden könnten, sind nicht vorhanden.

Es kann nicht wohl geleugnet werden, dass hier die urkundlich belegten und die numismatisch festgestellten Tatsachen einmal ausnahmsweise geradezu glänzend zu einander stimmen, so dass wirklich keine andere Zuteilung jener Münzen als die an die Breslauer Münzstätte Sauermanns übrig bleibt. Recht bezeichnend ist das auch an dem geringen Vorrat deutlich ersichtliche Anschwellen der Münzreihe in den Jahren 1530 bis 1532, in denen die Verhandlungen besonders lebhaft geführt wurden. Hatte der König im ersten Jahre doch sogar den Grafen von Hardeck und den böhmischen Berghauptmann von Gendorf zur Untersuchung und Hebung der Bergwerke und zur Verhandlung mit den Ständen wegen Vermünzung des Kirchensilbers nach Schlesien gesandt (vgl. auch Cod. dipl. Sil. Bd. 21 S. 13 Nr. 452), und diese Verhandlungen müssen ziemlich weit gediehen sein, da vom selben Jahre nicht nur eine Zustimmungserklärung der Stände vorliegt, sondern auch der Entwurf einer Münzordnung; 1532 aber folgte ein weiterer Entwurf dieser Art. Dazu kommt dann das langsame Versiegen der Prägung nach dem Jahre 1537, in dem der königliche Befehl an Sauermann ergeht, die Breslauer Burg zu räumen: dieses Jahr ist nur mit zwei Exemplaren der Pfennige vertreten, die beiden folgenden mit nur je einem ganz neuerlich aufgefundenen Stück. Man könnte nun allerdings einwenden, dass, wenn Sauermann 1537 die Burg geräumt habe, er die Pfennige von 1538 und 1539 unmöglich habe prägen können, und von diesen seien die übrigen Stücke nicht zu trennen. Ja, wenn! Zwischen Befehl und Erfüllung war damals ein gar weiter Weg, und viel Raum beanspruchte die Prägung einer so unansehnlichen Münze gewiss nicht. Andererseits konnte Sauermann ein gewisses Interesse haben, seine Prägung fortzusetzen, vielleicht weniger wegen des etwa damit verbundenen Gewinns, als um sich im Besitz des Rechts zu erhalten, eine Erwägung, die damals von besonderer Bedeutung war. Überdies bereitete der König erst im Jahre 1539 einen neuen Schritt vor, der zu der Übertragung der Münze an Hans Krappe, einen früheren Geschäftsteilhaber Sauermanns, führte. Die Zahl der Möglichkeiten, die Sauermann unter diesen Umständen zur Fortsetzung bzw. Wiederaufnahme seiner Prägung veranlasst haben könnten, lässt sich also gar nicht erschöpfen, so dass es nicht einmal nötig ist, zu prüfen, ob die Pfennige von 1538 und 1539 von Sauermann anderswo, oder etwa gar schon von Hans Krappe geschlagen worden sind. Keinenfalls sind diese Münzchen geeignet, das Gebäude unserer Schlussfolgerungen zu erschüttern.

Eine Stütze erhalten diese Schlussfolgerungen durch die Betrachtung der Vorgänge, welche sich ein wenig später in bezug auf die Prager Münze abspielen und bei denen

ebenfalls Kunz Sauer mann die handelnde und zugleich leidende Person ist. Ihn schlägt die böhmische Kammer im Jahre 1533, nachdem sie eben noch mit ihm wegen Ingangbringung der Breslauer Münze verhandelt hatte, für den Posten des Münzmeisters in Joachimstal in erster Linie vor (Prager Reg. 5937, 5950), was wiederum seine hervorragende, damals anscheinend fast alleinige Eignung für derartige Ämter bezeugt. Unter dem 21. September 1537 teilt der König der böhmischen Kammer mit, er habe Sauer mann für sein neues Münzwerk in Prag angenommen, und befiehlt, man solle für ihn eine Münzordnung festsetzen. Die Erledigung dieses Auftrages zieht sich hin: am 3. Dezember 1538 schreibt der König, Sauer mann beklage sich, dass er die Münzordnung nicht bekomme und unnützlich und unter Kostenaufwand warten müsse; doch geschieht auch jetzt noch nichts. Erst nach verschiedenen weiteren Schreibereien ergeht unter dem 27. Januar 1540 die so lange betriebene Ordnung und Instruktion (Prager Reg. 5991, 6020, 6033, 6041, 6042; auch Newald, Österr. Mwesen unter Ferdinand I. S. 40, 70, 114). Angesichts dieser Urkunden sollte man annehmen, dass in Prag vor 1540 im Namen des Königs Ferdinand überhaupt nicht geprägt worden sei, zumal es auch dahingestellt bleiben muss, ob eine Nachricht vom 1. Juni 1540, dass Sauer mann seit Aufrichtung der Münze „wenig Gold oder Silber“ vermünzt habe (Prager Reg. 6046), sich auf jene frühere Zeit noch mitbezieht. Trotzdem besitzen wir aber eine ganze Reihe von Prager Münzen aus der Zeit vor 1540, über deren Herkunft und Datierung die Gelehrten anscheinend einig sind. Einmal die Dukaten ohne Jahreszahl mit dem längsgeteilten Schild des Heinrich Tunkl (Markl 591 fg.) und die von 1537 mit den drei Hirschgeweihen des Obermünzmeisters Albrecht von Guttenstein (Markl 597), dann aber sogar Stücke mit der Doppellilie Sauer manns: Taler ohne Jahr (Markl 606 fg.) und von 1535 (Markl 611), und von 1539 einen Vierteltaler und einen Groschen (Markl 613, 614). Warum sollte, was für Prag unbezweifelt feststeht, nicht auch in Breslau vorgekommen sein? (vgl. Mitt. d. öst. Ges. f. M. u. Mk. Bd. 11).

Angesichts der, wie unbedenklich zugegeben wird, nicht zu übersehenden Bedenken gegen unsere Aufstellung sei schliesslich doch noch einmal auf den heimlichen, man möchte fast sagen: verstoßenen Charakter der Breslauer Prägung hingewiesen, der für sich allein genügen würde, alle wirklichen und vermeintlichen Unstimmigkeiten zu erklären. Dieser Charakter tritt nicht nur in der Seltenheit der Münzen, sondern namentlich auch wieder in dem Briefe des Jenkwitz deutlich hervor. Jenkwitz, der Kollege Sauer manns in der Stadtverwaltung, der hochangesehene Kaufmann, der durch den Dienst der Gemeinde und das eigne Geschäft tausend Beziehungen hatte, also dass ihm nichts entgehen konnte, worauf er sein Augenmerk richten wollte, — dieser Jenkwitz hat noch keinen der Sauer mannschen Pfennige gesehen, hat überhaupt nur ungenaue Kunde von ihnen, denn er bezeichnet sie irrtümlich als böhmische. Er hat sie wohl auch nicht sehen mögen. Die kurze Erwähnung in seinem Briefe klingt zugleich verächtlich und gereizt, und Jenkwitz war nach seinem Nekrolog im Ratsbuch „etwas heftig und gleichsam stormig“ (Cod. dipl. Sil. Bd. 11 S. 49), der gesamte Rat aber stand den Plänen des Königs in uns kaum verständlichem Misstrauen und Widerspruch gegenüber, wie denn auch der Stadtschreiber

Franz Faber — ebenfalls ein Temperamentsmensch — in seiner Geheimgeschichte die Massregeln Ferdinands entweder mit heftigen Ausfällen begleitet oder sie, wie auch die Münzung Hans Krappens, ganz mit Stillschweigen übergeht (vgl. Zeitschr. f. Gesch. Schlesiens Bd. 24 S. 92). Der König aber, eben erst auf den Thron gelangt und in vielen Beziehungen auf den guten Willen seiner neuen Untertanen angewiesen, im Anfang auch noch durch die Türkennot bedrängt, war diesen Strömungen gegenüber zunächst zu der ohnehin in seinem Wesen liegenden Zurückhaltung genötigt und durfte die Dienste seines Vertrauensmannes nicht so in Anspruch nehmen, wie er es wohl gern getan hätte. In Prag setzte er bereits 1537 endgültig durch, was er und seine drei nächsten Nachfolger in Breslau immer vergeblich versucht haben und was erst Ferdinand II. unter Ausnützung der politischen Lage im Jahre 1623 erreicht hat: eine ständige königliche Münzprägung. Man sieht hier auch recht deutlich die Sonderstellung Schlesiens im böhmischen Reiche: in ihr, den Bestrebungen der Schlesier sie zu wahren, den Bemühungen der Böhmen sie zu beseitigen liegt der letzte Schlüssel zum Verständnis der Münzgeschichte in den ersten hundert Jahren der habsburgischen Herrschaft. Schon König Ferdinand I. ist von dem Gedanken des Einheitsstaates erfüllt: von Anfang an will er die schlesische Münze mit dem österreichischen Stempel und auf den österreichischen Fuss geschlagen haben, ohne sich um die verschiedenartigen Gegenwünsche zu kümmern. Die Schlesier wehren sich überhaupt gegen die Errichtung einer königlichen Münze in ihrem Lande, trotzdem die Ereignisse mindestens seit Matthias Corvinus gezeigt hatten, dass sie aus eigener Kraft das ungeheure, seit dem Mittelalter fortgeschleppte Münzselend nicht zu beseitigen vermochten: sie fürchteten für ihre alten Freiheiten. Die Böhmen aber fochten das Werk des Königs, das sie doch im eigenen Lande ruhig duldeten und als nützlich erkannten, heftig an, weil sie darin eine Anerkennung der Sonderstellung Schlesiens sahen. Mit einer Unwahrhaftigkeit, die man sonst nur in der modernen Politik sucht, wird von keiner Seite Farbe bekannt, vielmehr beiderseits des Landes gemeiner Nutzen als Vorwand gebraucht: *nil novi subter solem!*

Nicht allzu oft zeigt sich so klar wie in diesem Falle, ein wie treffliches Spiegelbild die Münze von den geschichtlichen Vorgängen bietet, und so haben jene zwei Zeilen Nachschrift eines Privatbriefes das Verdienst, einen an sich so unscheinbaren und doch so hochbedeutsamen Vorgang, wie die erste Münzprägung der Habsburger in Schlesien ist, aus dem Reich der Vermutung in die Welt der Tatsachen gerückt zu haben.

Ferdinand Friedensburg



Gravierung auf dem sog. Jagdbecher des Herzogs Bolko,  
einem Haubebecher von ca. 1550 im Besitze der Stadt Schweidnitz

## SCHLESISCHE GOLDSCHMIEDE

Fortsetzung zu Band VI S. 93—138.

### LÜBEN

Die Goldschmiede von Lüben unterstanden in Zunftangelegenheiten der Liegnitzer Goldschmiede-Innung als der Oberzeche des Fürstentums Liegnitz. Im März 1732 mussten die beiden Lübenener Gold- und Silberarbeiter Johann Michael Uhlich und Adam Friedrich Köhler von Amts wegen ermahnt werden, diesen Verpflichtungen nachzukommen und sich bei dem Liegnitzer Mittel inkorporieren zu lassen (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 28, F. Liegnitz VIII 3g und F. Liegnitz III 10 S, Liegn. Missivenb. 1732 I fol. 234, 302).

Aurifaber in Lubin . . . . .	1364	Hans Hoffman . . . . .	1641
Theophilus Vogel . . . . .	1561	Gottfried unter der Linde . . . . .	1656
David Vogt . . . . .	1564	Zacharias Heyner . . . . .	— 1671
Hieronymus Rabe . . . . .	1565— 1593	Christoph Johnert . . . . .	v. 1678— n. 1693
Melcher Adam . . . . .	1569— 1570	Johann Michael Uhlich . . . . .	1690— 1741
Heinrich Hoffman . . . . .	c. 1573— n. 1589	Nicolaus Falcke . . . . .	1693— v. 1721
George Henckel . . . . .	c. 1581— 1595	Adam Friedrich Köhler . . . . .	1728— 1748
Merten Sinner . . . . .	c. 1597— n. 1604	Gottlob Augustin Strassburg . . . . .	1753— 1755
Acharius Hoffman . . . . .	v. 1598— 1622	Wenzeslaus Friedr. Schindler . . . . .	1756— 1789
Blasius Laubitzki . . . . .	1603— n. 1609	Friedrich Ferd. Kiewewalter . . . . .	1830—
George Hartert . . . . .	1614— 1633	* * *	
? Hans Goppel . . . . .	1616	Hugo Ludwig . . . . .	1901
Caspar Leyher . . . . .	c. 1624— n. 1632	Walter Klingsporn . . . . .	1904

### MARKLISSA

In Marklissa war bis gegen 1711 der Gold- und Silberarbeiter Christian Scholz tätig. Sodann arbeitete hier einige Jahre der Goldschmied Gottlob Levin, der sich 1721 verheiratete und später nach Görlitz übersiedelte. 1770 kommt in den Goldschmiede-Akten des Görlitzer Magistrats der Marklissaer Gold- und Silberarbeiter Johann Gottlieb Fleischer wegen des Feilhaltens von nicht probemässig befundenem Silberwerk vor.



Kelch in der kath. Kirche von Heidau, Kreis Neisse, Arbeit des Andres Hoffman in Neisse, datiert 1583

### MILITSCH

Von 1624—1639 arbeitete in Militsch bei dem Grafen Maltzan der Goldschmied und Eisenschneider Laurentius Albertus. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erwähnen die Matrikelbücher der kath. Pfarrkirche von Militsch die Goldschmiede Balthasar Beck zwischen 1672 und 1674 und Balthasar Haupt 1680. Später war in Militsch der Goldschmied Carl Abb ansässig; er kommt 1706 und 1727 als Käufer und Verkäufer eines Hauses auf der Töpfergasse vor. Im Jahre 1731 starb in Breslau die Frau des Militscher Goldschmieds Peter Beckmann. — Zimmermann fand 1787 nach seiner Beschreibung von Schlesien VII S. 379 in Militsch keinen Goldschmied.

### MÜNSTERBERG

Die in Münsterberg 1627 einsetzende Gegenreformation, dazu der Dreissigjährige Krieg und die in dieselbe Zeit fallenden Pestkrankheiten, endlich der grosse Brand von 1678 machten aus der einst blühenden Stadt, die sich bis 1569 auch mancher Gunstbezeugung der Münsterberger Herzöge erfreut hatte, einen ziemlich bedeutungslosen Ort. Dieses Schicksal spiegelt sich deutlich in der Liste der Goldschmiede Münsterbergs wieder. Obwohl der Anfang des Verzeichnisses unvollständig ist und zeitlich schon in den Beginn des Niederganges der Stadt fällt, konnten doch bis 1634 sechs Goldschmiede aus den Münsterberger Kirchenbüchern festgestellt werden, während von den wenigen aus der späteren Zeit genannten es nicht einmal sicher ist, ob sie überhaupt in Münsterberg gearbeitet oder sich dort nur vorübergehend aufgehalten haben. — Zimmermann erwähnt 1785 in seiner Beschreibung von Schlesien IV S. 46 keinen Goldschmied am Orte. — Von den zwei aus dem 19. Jahrhundert erwähnten Münsterberger Goldarbeitern, die beide zuerst in Frankenstein ansässig gewesen sind, gehörte Johann Gottlieb Hocke als auswärtiges Mitglied zur Goldschmiede-Innung von Neisse, Wilhelm Kimmel zu der von Schweidnitz.

Hans Wielcke . . . . .	v. 1629	? Veit Zuchius . . . . .	1653—
Thomas Foitze (Fritze?) . . . . .	v. 1633	? George Frietsche . . . . .	1662
Christoph Roseman . . . . .	v. 1634	? Felix Diel . . . . .	1718
Marcus Bardt . . . . .	c. 1620—1633	Melchior Apiman . . . . .	1718
? Joachim Rode . . . . .	1632—	Johann Gottlieb Hocke . . . . .	1808—
Hans Graetzer . . . . .	1634—1651	Wilhelm Kimmel . . . . .	1857—

## NAMSLAU

Die Regierung des Fürstentums Breslau berichtet sub praes. 19. November 1716, dass die beiden in Namslau befindlichen Goldschmiede (George Weynert d. j. und Augustin Böhm) ohne Unterschied alles Silber verarbeiten, wie es ihnen geliefert wird, ohne eine Probe darauf zu schlagen; doch wäre es am fürträglichsten, durchgehends die 12- und 14-lötige Probe einzuführen und des Meisters Namen aufzuschlagen. Bei gleicher Gelegenheit beschwerten sich die Namslauer Goldschmiede über die Breslauer, dass, wenn sie auch das beste probemässige 12- und 14-lötige Silber zum Verkaufe brächten, es doch zu ihrer grossen Kränkung und zum Schaden des Landmannes von den Breslauern allemal verworfen und nicht nach dem eigentlichen Werte bezahlt würde (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 13, AA VIII 10 k, fol. 4b).

Andres Raczke . . . . .	1552	Peter Macke . . . . .	c. 1630— n. 1661
Alexander Höpner . . . . .	v. 1567— n. 1575	David Krumbhorn . . . . .	v. 1640— 1647
Hans Schröter . . . . .	1567— n. 1584	Hans Burckert d. ä. . . . .	v. 1645—
Carl Meskopf . . . . .	v. 1581— n. 1590	Gottfried Macke . . . . .	1665— n. 1681
Greger Moller . . . . .	— 1586	Nicolaus Fack . . . . .	1671— n. 1678
Tobias Schaller . . . . .	v. 1588— 1606	Gregorius Thiel . . . . .	v. 1678— v. 1709
Heinrich Peucker . . . . .	1592— 1633	Hans Burckert d. j. . . . .	c. 1680— n. 1687
Nickel Mambra . . . . .	v. 1605— n. 1610	George Weynert d. ä. . . . .	v. 1690— n. 1696
Jacob Burckert . . . . .	v. 1629— 1632	George Weynert d. j. . . . .	1699— 1737
Barthel Peucker . . . . .	— 1633	Augustin Böhm . . . . .	c. 1706— v. 1729
Hans Bencke . . . . .	c. 1630— 1666	Nicolaus Wagner . . . . .	1820— 1850

## NEISSE



Siegel der Neisser  
Goldschmiede-Innung,  
wahrscheinlich von 1571

Die Geschichte des Goldschmiedehandwerks und der Goldschmiedekunst von Neisse nimmt in Schlesien eine Sonderstellung ein. Wir finden hier auffallend wenig Beziehungen zu den Goldschmiede-Innungen von Mittel- und Niederschlesien. Stattdessen macht sich in der Organisation des Handwerks, in der Herkunft und Ausbildung der besten Meister, in den Silberproben und



Siegel der Neisser Gold-  
schmiede u. Uhrmacher,  
wahrscheinlich von 1780

Merkzeichen und nicht minder im Geschmack und Stil der Arbeiten ein weitgehender Zusammenhang mit Österreich und dem katholischen Süddeutschland bemerkbar. Besonders deutlich tritt diese Erscheinung seit den Zeiten des verschärften konfessionellen Gegensatzes, also seit der Einführung der Gegenreformation hervor. Die Geschichte und die geographische Lage der Stadt geben hierfür die Erklärung. Weder die Hofhaltungen

der weltlichen Fürstnhöfe Schlesiens noch die grossen Kaufmannsfir-  
men der nach dem Osten Handel treibenden Städte kamen jemals für die  
Neisser Goldschmiede als Abnehmer ernstlich in Frage. Dafür aber war  
Neisse bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts die eigentliche Residenz  
der schlesischen Bischöfe, die hier auch in ihrer Eigenschaft als Für-  
sten von Neisse Hof hielten. Unter den Bischöfen und der katholischen  
Geistlichkeit fanden die Goldschmiede ihre wichtigsten Auftraggeber.  
Und wie die Bischöfe stets zu Österreich und Süddeutschland in enger  
Verbindung gestanden haben, so ist auch das durch sie geförderte  
Goldschmiedehandwerk den gleichen Bahnen gefolgt.

Ausserdem hat die geographische Lage der Stadt die Meister auf die  
österreichischen Nachbargebiete hingewiesen. Selbst als Neisse mit  
Schlesien an Preussen gekommen war, sind die Bewohner der öster-  
reichischen Grenzorte gute Abnehmer für die Erzeugnisse der  
Neisser Goldschmiedewerkstätten geblieben. Als zum Beispiel die  
preussische Regierung die Einführung eines einheitlichen Silber-  
gewichtes für ganz Schlesien erwog und dabei das in Neisse ge-  
brauchte Silbergewicht schwerer als bisher werden sollte, berichtete  
der Magistrat von Neisse am 17. August 1753 an die Regierungs-  
behörde, dass eine Erhöhung des Silbergewichtes die Goldschmiede  
in die grösste Verlegenheit setzen würde, weil dadurch die öster-  
reichischen Untertanen, „welche ansonsten denen hiesigen Gold-  
schmieden die mehreste Nahrung geben“, von hier abgezogen werden  
(Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 162).

Die bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts festgestellte Liste von  
Neisser Goldschmieden ist das Ergebnis zufällig gesammelter Nach-  
richten, gibt also keine richtige Vorstellung von der in der gotischen  
Zeit tatsächlich vorhanden gewesenenen Meisterzahl. Erst aus dem  
Jahre 1571 wissen wir, dass damals acht Goldschmiede in Neisse  
arbeiteten. Es waren die Meister Joseph Springsgutt, Adam Flössel,  
Gregor Weiß, Peter Flössel, Caspar Krabisch, Hans Schmidt, Andreas  
Hoffman und Blasius Sternecker. Der Rat ihrer Stadt bestätigte  
ihnen am 6. Juni 1571 eigene Zunftprivilegien. Sodann liegt erst  
wieder vom Jahre 1665/66 ein vollständiges Meisterverzeichnis vor,  
das die fünf Goldschmiede Christoph Waltenberger, Johann Jacob  
Scheider, Christoph Weinheld, Martin Kondziolka und Hans Nonnerdt  
nennt. Eine ununterbrochen weiterlaufende Meisterliste liefert uns  
seit 1687 das damals von der Innung angelegte Stückmeisterbuch.  
Eine vom 28. Februar 1733 datierte „Konsignation der in der Stadt  
Neisse befindlichen Meisterschaft“ berichtet von sechs einheimischen  
Goldschmieden (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 31, F. Neisse VIII 7g).  
Ob die Neisser Goldschmiede im 18. Jahrhundert unter Anpassung  
an die veränderten Zeitverhältnisse eine neue Bestätigung ihrer alten



Buckelpokal im Kunst-  
gewerbemuseum zu  
Düsseldorf, Arbeit des  
Marcus Tausendschön in  
Neisse, um 1610

Privilegien erlangt haben, konnte nicht mit Sicherheit ermittelt werden. Der archivalische Inhalt ihrer Zunftlade gibt darüber keinen ausreichenden Aufschluss. Wir erfahren nur aus dem Ausgabenbuche I fol. 3b und 19, dass die Innung im Jahre 1746 ihre Privilegien zur Konfirmation für Friedrich den Grossen und im November 1769 für den Kriegsrat auf obrigkeitlichen Befehl abschreiben lassen musste.

Die Ungunst der Kriegsjahre und die geschmälerte Absatzmöglichkeit für künstlerische Goldschmiedearbeiten brachten der Innung in den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts einen plötzlichen Niedergang. Als Johann Jacob Herbst 1762 gestorben war, bestand das Mittel nur aus den beiden einheimischen Gold- und Silberarbeitern Joseph Lorentz Hartmann und Blasius Judelbauer. Um im folgenden Jahre zur Aufnahme eines neuen Meisters eine abstimmungsfähige Mittelssitzung zustande zu bringen, bat man den Maler Frantz Zigancke, als dritter an der Versammlung teilzunehmen (Neisser Goldsch. Protokollb. I fol. 31). Durch die im Jahre des Hubertusbürger Friedens erfolgte Rezeption des Johann Leopold Kitze und Ignatz Rieger stieg die Zahl der Meister wieder auf vier. Die gleiche Zahl fand Zimmermann 1784 (Beschreibung von Schlesien III S. 289).

Um der Zunft eine grössere Lebensfähigkeit zu sichern, taten sich die Goldschmiede 1780 mit den Kleinuhrmachern zu einem kombinierten Mittel zusammen. So hielt sich die Innung noch beinahe 120 Jahre. Im Jahre 1854 reichte man noch einmal neue Statuten an den Magistrat zur Bestätigung ein. Seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts liess dann das Interesse der Mitglieder an der Innung merklich nach, und am 28. Februar 1899 wurde in einer ausserordentlichen Versammlung einstimmig beschlossen, die in Neisse bestehende Uhrmacher- und Goldarbeiter-Innung aufzulösen (Protokollb. II fol. 26b bis 27).

Die beiden alten Siegelstempel der Innung befinden sich jetzt samt dem übrigen Inhalt der Mittelsslade im Neisser Altertummuseum. Das ältere in Silber geschnittene Siegel stammt wohl aus dem Gründungsjahre der Innung, also von 1571 und dürfte gewiss die Arbeit eines der acht damals in Neisse tätig gewesenen Meister sein. Es zeigt im Mittelfelde den Bischof Eligius als Goldschmied und gehört zu den besten Goldschmiedesiegeln Schlesiens. Das zweite in Messing ausgeführte Petschaft wurde jedenfalls 1780 anlässlich der Vereinigung mit den Kleinuhrmachern angeschafft. Es führt den Bischof Eligius und einen Uhrmacher vor. Sein künstlerischer Wert steht in weitem Abstände zu dem alten Siegel. Es ist die Leistung eines mittelmässigen Siegel- und Wappenschneiders; die Goldschmiede befassten



Weinkännchen im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, Arbeit des H. L. (Hans Heiliger?) in Neisse, um 1610



Bischofstab im Breslauer Domschatz,  
Arbeit des Johann George Pfister in  
Neisse, um 1732

sich in jener Zeit nicht mehr mit der Herstellung von derartigen Petschaften.

Die Verbindungen, die das Neisser Goldschmiedehandwerk mit Österreich und Süddeutschland aufzuweisen hat, und die häufigen persönlichen Beziehungen zwischen dem Besteller und dem ausführenden Meister geben die Erklärung dafür, dass die Goldschmiedearbeiten von Neisse zu den besten gehören, die die schlesischen Goldschmiede hervorgebracht haben. Einige der schönsten Werke sind bei Hintze und Masner, Goldschmiedearbeiten Schlesiens (Breslau 1911) auf den Tafeln 48—51 abgebildet. Man geht gewiss nicht zu weit, wenn man behauptet, dass sich die Leistungen eines Marcus Tausendschön in der Renaissance, eines Martin Vogelhund am Ende der Barockzeit und eines Ignatz Rieger in der Rokokozeit mit den Arbeiten süddeutscher und österreichischer Meister vollauf messen können. Einen kurzen Überblick über die Geschichte der Neisser Goldschmiedekunst bringt die von Hintze im IX. Jahres-Bericht des Neisser Kunst- und Altertums-Vereins auf Seite 13—19 veröffentlichte Abhandlung „Alt-Neisser Goldschmiedekunst“.

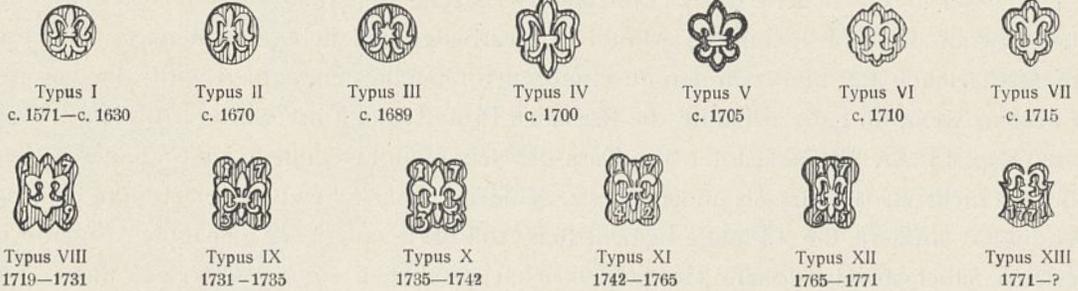
Landgoldschmiede. Ausser den einheimischen Meistern gehörte zu dem Neisser Goldschmiedemittel auch eine grössere Zahl von auswärtigen Handwerksgenossen. Am Ende des 17. Jahrhunderts waren die Goldschmiede Hans George Kolbe aus Ratibor und seit 1687 Heinrich Frantz Kolliwoda aus Mährisch Ostrau in Neisse inkorporiert. Vom Anfange des 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts hielten die Goldschmiede von Oberglogau zur Neisser Zunft. Zwischen 1779 und 1850 traten die Gold- und Silberarbeiter Joseph Judelbauer, Johann Gottlieb Hocke und Oskar Gottwald aus Frankenstein dem Neisser Mittel als Landgoldschmiede bei. Im Jahre 1788 wurde auf königliche Verordnung Joseph Knittel aus Neustadt OS. als auswärtiges Mitglied aufgenommen. Endlich schlossen sich die Brieger Goldarbeiter Carl Benjamin Liebig 1805 und Johann Heinrich Lindemann 1810 den Neisser Zunftgenossen an.

Silberproben und Merkzeichen. Die Ordnung von 1571 verlangt die Verarbeitung von 14-lötigem Silber.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ging man zur 13-lötigen Probe über. Sub praes. 20. Dezember 1716 berichtete die hochfürstlich Neissische Regierung, dass in Neisse 13-lötiges Silber, so auf der Kapelle nur  $12\frac{1}{2}$  Lot hält, gearbeitet und nebst des Meisters Namen mit dem Stadtzeichen der Lilie von den geschworenen Oberältesten signiert wird, doch wäre es am besten, wenn im ganzen Lande die Breslauer Probe eingeführt würde (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 13, AA VIII 10 k, fol. 6b). Dass die Neisser Goldschmiede am Ende des 17. Jahrhunderts nicht zu der damals in fast ganz Schlesien üblich gewordenen 12-lötigen Probe übergangen, sondern die 13-lötige beibehielten, soll nach einer 1772 gemachten Angabe des Breslauer Silberarbeiters Johann Gottlieb Okrusch geschehen sein, weil Neisse unter einem Bischofe stand, der aus dem Reiche gewesen ist (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245 e, Vol. I fol. 221 b). Aus einem am 29. August 1748 von dem Neisser Magistrat an die Breslauer Kgl. Kriegs- und Domänenkammer abgesandten Berichte erfahren wir, dass man in Neisse ausser der  $12\frac{1}{2}$ -lötigen Probe auch geringeres Silber verarbeitete, ohne ein Zeichen darauf zu setzen. Ausserdem lieferte man den Offizieren auf deren ausdrücklichen Wunsch Arbeiten nach der Breslauer Probe aus 12-lötigem Silber und setzte unter Weglassung der Beschauemarke das Meisterzeichen doppelt darauf (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14 PA VIII 245 e, Vol. I fol. 39). Seit den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts scheint man auch ohne vorherige Bestellung viel 12-lötiges Silber verarbeitet zu haben. Um weiteren Verschlechterungen des Silbers einen Riegel vorzuschieben, beschloss die Innung am 3. September 1826, dass jeder Meister das Neisser Probesilber komplet 12-lötig und nicht darunter legieren soll, widrigenfalls er bei wiederholten Zuwiderhandlungen die Demolierung der Arbeit und die Denunziation bei dem Königl. Münzdirektorium zu erwarten habe. Am 18. September 1826 bestätigte der Magistrat diesen Beschluss (Neisser Goldsch. Protokollb. II fol. 2b).

Als Beschauzeichen für das 14-lötige Silber wurde 1571 die Neisser Bistumslilie gewählt. Es sollte kein Stück über 8 Lot am Gewicht unbeschaut und ungestempelt aus dem Laden gegeben werden. Dasselbe Beschauzeichen blieb, als man später zur 13-,  $12\frac{1}{2}$ - und 12-lötigen Probe überging. Wie einige schlesische Goldschmiede-Innungen am Anfang des 18. Jahrhunderts zur Kennzeichnung des Stempelmeisters die Stempelmeisterbuchstaben einführten, so machte man in Neisse seit 1719 den Wechsel des Beschauemeisters durch Einfügung von Jahreszahlen in das Stadtzeichen kenntlich. Man folgte hierbei dem Beispiele von österreichischen Goldschmiedezünften. Bis jetzt wurden Neisser Beschauzeichen mit den Jahreszahlen 1719, 1731, 1735, 1742, 1765 und 1771 ermittelt. Im Innungsausgabenbuche I fol. 17 ist ein Betrag von 1 Groschen 12 Heller für die Anschaffung des neuen Silberbeschaupunzens von 1765 gebucht. Ausserdem steht dort ein Posten über 45 Heller „für den kleinen Punzen“, unter dem vielleicht ein Feingehaltsstempel gemeint ist. Wenigstens als am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts 13- und 12-lötiges Silber nebeneinander zur Verarbeitung kam und beide Proben das gleiche Beschauzeichen erhielten, setzte man zur genaueren Bezeichnung des Feingehaltes neben das Beschauzeichen noch einen kleinen Stempel mit der Zahl 13 beziehungsweise 12.

Beschauezeichen:



Feingehaltszeichen



Aurifaber in Niza . . . . .	c. 1300	Nicolaus Schleupner . . . . .	1464—1503
Franciscus . . . . .	1370	Hans Wentzke . . . . .	1476
Martin . . . . .	1397	Paul Mathis . . . . .	v. 1500—1517
Stephanus . . . . .	1399—	Martin Barth . . . . .	v. 1517—1547
Johann Beheme . . . . .	1432—	Georg Wilde . . . . .	1517
Johann Goler . . . . .	1441	Hans Patzko gen. Hunger . . . . .	1521
Hans Pathe (Pathehannos) . . . . .	1454—	Ignatz Flössel . . . . .	1521
Mathis Schleupner . . . . .	1459	lhane . . . . .	1529

Rudolf Pusch . . . . .	1546— v. 1571	Volckmar Clauss* . . . . .	1691— 1695
Heinrich Spenge . . . . .	1562	Johann Kretschmer . . . . .	1694— 1695
Joseph Springsgutt . . . . .	1571	Ferdinand Arnold Hatschier*	1694— 1741
Adam Flössel . . . . .	1571	Carl Reymann* . . . . .	1696— 1720
Gregor Weiss d. ä. . . . .	1571	Christoph Ferd. Kirchner . . . . .	1698— 1748
Peter Flössel . . . . .	v. 1565— v. 1586	[Johann] Martin Vogelhund*	1699— 1741
Caspar Krabisch . . . . .	c. 1565— v. 1596	Johann Frantz Lechel . . . . .	1701—
Hans Schmidt . . . . .	1568— n. 1577	Johann Frantz Hartmann*	1710— 1741
Andres Hoffman* . . . . .	c. 1570—	Ferdinand Weller . . . . .	1720—
Blasius Sternecker . . . . .	1571—	Joseph Hatschier . . . . .	1726— 1741
Benedict Many . . . . .	1571—	Johann George Pfister*	1727— 1744
Gregor Weiss d. j. . . . .	1573—	Joseph Lorentz Hartmann*	1743— 1785
Georg Jenisch . . . . .	1575—	Anton Philipp Hartmann . . . . .	1743— v. 1763
Balthasar Goldner d. ä. . . . .	1582— c. 1610	Elias Pfister* . . . . .	1746— 1752
Hans Heiliger . . . . .	c. 1584— n. 1607	Joseph Jacob Herbst* . . . . .	1747— 1762
Balthasar Heiliger . . . . .	1584—	Blasius Judelbauer* . . . . .	1749— 1799
Balthasar Rupricht* . . . . .	c. 1585— n. 1616	Johann Leopold Kitze . . . . .	1763— n. 1781
Merten Helffricht* . . . . .	1604	Ignatz Rieger* . . . . .	1763— 1787
Christoph Weyhe . . . . .	1604	Johann Gottlob Seiffert . . . . .	1767— n. 1791
Merten Seidel . . . . .	1604— 1606	? Carl Friedrich Hancke . . . . .	1789—
Mathes Röhr* . . . . .	1607	Anton Carl Loew . . . . .	1789—
Marcus Tausendschön* . . . . .	1604—	Johann Friedrich Ritthammer	1790— 1815
H. L.* . . . . .	c. 1610	Johann Adam Christian . . . . .	1791— 1837
Balthasar Goldner d. j. . . . .	1613—	Joseph Rieger . . . . .	1799— 1828
Hans Kolbe . . . . .	1621	Heinrich Friedrich Ritthammer*	1804— n. 1829
? Hans Sonnenschein . . . . .	c. 1630	Carl Jülfs . . . . .	1815—
Hans Ostermann* . . . . .	1624— 1654	Benjamin Mager . . . . .	1815—
Mogwitz . . . . .	1634	Heinrich Schmidt . . . . .	1815— c. 1843
Christoph Waltenberger* . . . . .	c. 1640— c. 1666	Carl Wolff . . . . .	1816—
Daniel Stockheim . . . . .	v. 1653	Anton Bahr . . . . .	1818— c. 1864
Johann Jacob Scheider . . . . .	c. 1650— 1673	Carl Scholtz . . . . .	1823—
Christoph Weinheld . . . . .	c. 1655— n. 1665	Adolph Völkel . . . . .	1826—
Martin Kondziolka* . . . . .	c. 1658— c. 1675	Joseph Hekerle . . . . .	1826— c. 1855
Hans [George] Nonnerdt* . . . . .	1665— 1692	Samuel Münchheimer . . . . .	1826— n. 1862
Joachim Jacob Nazarener . . . . .	1675— 1702	Joseph Winkler . . . . .	1826— n. 1880
Johann Schontter (?) . . . . .	1678—	Heinrich Dalisch . . . . .	1846— 1881
Leonhard Paul Haller* . . . . .	c. 1678— 1701	Ernst Winkler . . . . .	1880—
Heinrich Leopold Lieber* . . . . .	1681— 1693	H. Völkel . . . . .	1881—
Hans Hoffmann . . . . .	c. 1685— 1719		
Hans Caspar Nonnerdt . . . . .	1687— 1719		

## NEUMARKT

Die Goldschmiede von Neumarkt gehörten gleich den übrigen Handwerkern des Ortes, die für sich selbst keine eigene Zunft bilden konnten, in Polizeiangelegenheiten zur Kretschmerzeche, in Sachen des Handwerks standen sie mit anderen Städten in Verbindung. Im Jahre 1750 befand sich in Neumarkt ein, 1787 kein Goldschmied (Zimmermann, Beschreibung von Schlesien XII S. 129, 135).

Hans Hornig . . . . . c. 1590— n. 1611	Christoph Rettel (Rötel?) . c. 1626— c. 1633
Paul Schmidt . . . . . 1593	Christian David Metz . . . . . 1695
Jacob Preuss . . . . . c. 1595— v. 1631	Tobias Scholtz . . . . . 1706
Hans Kronicke . . . . . c. 1612— n. 1629	Johann Gottlieb Herrmann . . . — 1749
Caspar Krause . . . . . c. 1614— c. 1633	Johann Gottlieb Schönfeld . . . — 1758
? Martin Francke . . . . . 1623	

## NEURODE

Im 17. Jahrhundert nennen die Kirchenbücher von Neurode nur den Goldschmied Nicolaus Herbst, der seit dem 25. November 1668 mehrmals taufen lässt und am 4. Februar 1688 begraben wurde. Am 23. Januar 1815 kommt der Goldschmied Bernhard Lachner als Trauzeuge vor.

Wegen der Silberproben und Merkzeichen der Neuroder Goldschmiede siehe den bei Glatz (Band VI S. 105) wiedergegebenen Bericht von 1748.

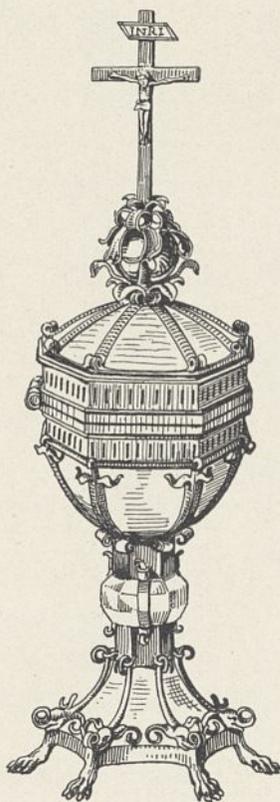
## NEUSALZ A. D. ODER

Neusalz a. d. Oder wurde erst 1743 zur Stadt erhoben. Es ist daher unwahrscheinlich, dass dort in älterer Zeit Goldschmiede ansässig gewesen sind. Am Ende des 18. Jahrhunderts arbeitete in Neusalz der Gold- und Silberarbeiter Friedrich Meyer. Seine Witwe heiratet in Breslau im November 1808 einen Instrumentenstimmer.

## NEUSTADT OS.

Joseph Frantz Knittel, den Zimmermann nach seiner Beschreibung von Schlesien III S. 130 als einzigen Goldschmied 1784 in Neustadt vorfand, wurde 1788 auf Königliche Verordnung als sogenannter Landmeister in das Goldschmiedemittel von Neisse aufgenommen.

Reliquiar in der Kuratalkirche zu Oberglogau, 1. Hälfte des 16. Jahrh.



Vorher scheinen die Neustädter Goldschmiede von keiner auswärtigen Innung abhängig gewesen zu sein, es sei denn, dass der eine oder der andere Meister vor der Angliederung Schlesiens an Preussen zu den Troppauer Zunftgenossen hielt. Silberproben und Merkzeichen. Am 30. August 1748 berichtet der Steuerrat von Cronhelm aus Neustadt an die vorgesetzte Regierungsbehörde, dass in den Städten

seiner Inspektion fast nur das 12-lötige Silber, so die Breslauer und Schweidnitzer Probe hält, mit dem Meisterzeichen und Probelot (= Stadtmarke) bezeichnet wird, wogegen das unter und über 12-lötige Silber zur Distinktion des 12-lötigen keine Zeichen bekommt (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 17). Das Beschauzeichen zeigt die zwei Türme aus dem Stadtwappen von Neustadt. Es scheint erst um 1725 in Gebrauch gekommen zu sein, da die Arbeiten des vorher tätig gewesenenen Johann Schön nur Meistermarken tragen.



Johann Schön* . . . . . c. 1685— 1725	Carl Pfister* . . . . . c. 1728— 1749
Johann Krause . . . . . v. 1723	Frantz Carl Lascke . . . . c. 1732— v. 1742
Johann Georg Valentin . . c. 1723— c. 1726	Joseph Anton Deworsky . . c. 1755— n. 1771
Frantz Anton Valentin . . 1725— 1759	Joseph Frantz Knittel* . . c. 1776— 1808

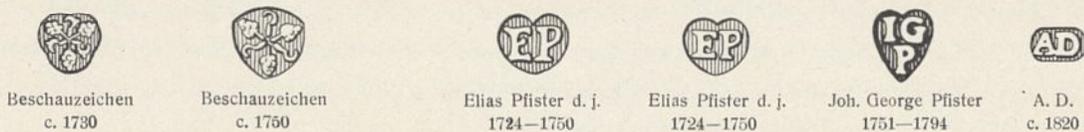
NIMPTSCH

Nach 1595 siedelte der Goldschmied Friedrich Andral von Reichenbach nach Nimptsch über. Am Anfang des 18. Jahrhunderts arbeitete hier der Gold- und Silberarbeiter George Wilhelm Koschamber aus Ohlau.

Silberproben und Merkzeichen. Der Magistrat von Nimptsch berichtet am 9. (praes. 11.) November 1716 an die Brieger Fürstentumsregierung, dass sich zurzeit kein Goldschmied am Orte befindet, vorher aber gegen 12-lötiges Silber verarbeitet wurde. Es hätte sich früher von Zeit zu Zeit immer nur ein Goldschmied in Nimptsch aufgehalten, eine Besichtigung oder Approbierung der Arbeiten sei jedoch nicht vorgenommen worden (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 21, F. Brieg VIII 9a).

OBERGLOGAU

Die Oberglogauer Goldschmiede, unter denen Elias Pfister d. j. als ein besonders tüchtiger Meister hervorragt, erwarben seit 1724 als sogenannte Landgoldschmiede vor der Goldschmiede-Innung von Neisse das Meisterrecht. Ihr Beschauzeichen zeigt das Stadtwappen von Oberglogau mit drei Trauben zwischen drei gekrümmten Winzermessern.



Bernhard . . . . . 1408	Johann George Pfister* . . . 1751—1794
Hans Carl Pfister . . . . . 1682—1715	Frantz Caspar Jaschke . . . 1764—1802
Elias Pfister d. ä. . . . . 1692—1715	Anton George Pfister . . . 1796—1818
Elias Pfister d. j.* . . . . 1724—1750	Frantz Jacob Jaschke . . . 1804—1819
Joseph Pfister . . . . . c. 1735—	A. D.* . . . . . c. 1820

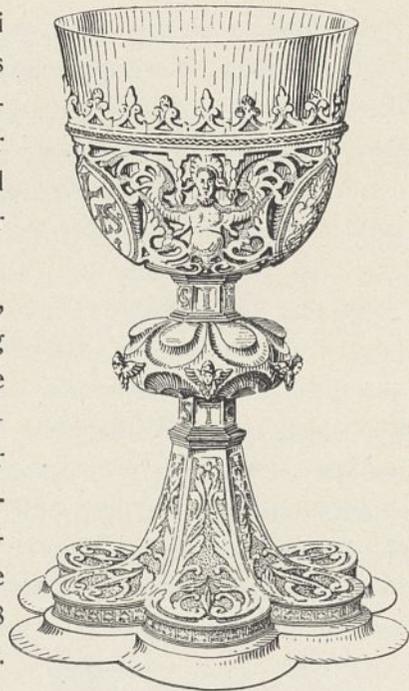
## OELS

Am 2. Oktober 1584 gaben die Brüder Heinrich und Carl, Herzöge zu Münsterberg-Oels, den beiden in Oels ansässigen Goldschmieden Paul Freibrig und Andreas Junge ein Privileg, dass sich neben ihnen kein dritter Meister niederlassen dürfe. Die Gerechtsame der genannten Meister gingen so weit, dass es auch den Witwen verstattet sein sollte, nach dem Tode des Mannes die Werkstatt unter Hinzuziehung eines Gesellen weiter zu behalten. Unter Berufung auf dieses Privileg wurde 1585/86 der Goldschmiedegeselle George Hayster bei seiner Meistereinwerbung abgewiesen (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 34, Stadt Oels, IX 15a). Doch es scheint, dass die beiden privilegierten Meister noch zu ihren Lebzeiten auf die 1584 erlangten Vorrechte gelegentlich verzichten mussten, denn in den Matrikelbüchern der Oelser Schlosskirche kommen seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mehrere zu gleicher Zeit in Oels ansässige Goldschmiede vor. Da sie nicht als Gesellen bezeichnet sind, müssen wir annehmen, dass sie im Besitze des Meisterrechtes waren. Im Januar 1639 begegnen wir den drei Meistern Daniel Freibrig, Hans Predel und Michael Steinhäuser mit einer Eingabe, in der sie den Herzog Carl Friedrich von Münsterberg-Oels um Aufhebung der bisherigen Abhängigkeit der Goldschmiede von der Kretschmerzeche baten. Da sie mehr als zwei Meister stark waren, wollten sie ihre Angelegenheiten selbst bestellen. Insbesondere hatten sie den Wunsch, ihre Lehrjungen nicht mehr wie ehemals vor der Kretschmerzunft aufnehmen und lossagen zu müssen. Der Herzog versagte ihnen aber in seiner am 31. Januar 1639 getroffenen Entscheidung die erbetene Selbständigkeit (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 34, Stadt Oels, IX 15c). Selbst als ihre Zahl auf fünf oder sechs Meister gestiegen war, mussten sich die Goldschmiede in die ihnen unwillkommene Gemeinschaft mit der Kretschmerzeche fügen. Auch als ihnen Herzog Sylvius Friedrich zusammen mit den Malern am 19. Juli 1688 eigene Mittelsprivilegien verlieh, waren sie angehalten, sich bei der Kretschmerzunft inkorporieren zu lassen, nur der Ausübung der sogenannten Jüngsterei wurden sie 1688 enthoben. Ein Aktenstück aus dem Jahre 1722 ist von den vier Goldschmieden Hans Caspar Naeve, Christian von Loh, der zugleich Münzwardein war, Jacob Christian von Loh und Johann Andreas Zeiss unterschrieben. In den dreissiger Jahren des 18. Jahrhunderts liessen sich noch Johann Christian Schilling, Johann Paul Sperling und Samuel Gottfried Hermann als Meister nieder. Dann versagte der Zuzug neuen Nachwuchses, und 1753 sah es um das Oelser Goldschmiedehandwerk recht traurig aus. Nach einem Berichte vom Juli 1753 arbeitete damals Johann Paul Sperling als einziger Goldschmied in Oels; sein Mitmeister Samuel Gottfried Hermann war inzwischen ein Kutscher geworden (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 142—143).

Erzeugnisse von Oelser Goldschmieden haben sich in grösserer Zahl in Oels und dessen nächster Umgebung erhalten. Zwei Arbeiten der Spätrenaissance sind während der letzten Jahre in den Besitz des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer übergegangen. Die eine davon ist der Pokal der Oelser Schützengilde, den 1622 der Goldschmied Christoph Peschel unter Verwendung des spätgotischen Schützensvogels der Gesellschaft zu

einem höchst eigenartigen Stück gestaltete. Er ist bei Hintze und Masner, Goldschmiedearbeiten Schlesiens (Breslau 1911) auf Tafel 52 und im VI. Bande dieser Zeitschrift auf Seite 204 abgebildet. Acht Jahre jünger ist der hier nebenan wiedergegebene Kelch; der Goldschmied Hans Predel lieferte ihn 1630 in herzoglichem Auftrage für die Schlosskirche von Bernstadt.

Silberproben und Merkzeichen. Das Privileg, das 1584 den beiden Oelser Goldschmieden Paul Freibrig und Andreas Junge verliehen wurde, enthält in Punkt 5 die Bestimmung, dass das Silber nach der Breslauer Probe — also 14-lötig — gearbeitet und mit des Meisters und der Stadt Zeichen beschlagen werden muss. Das Beschauzeichen zeigt den Johannesadler aus dem Oelser Stadtwappen. Im 17. Jahrhundert wurde das 13- und 12-lötige Silber zulässig. In dem Artikelsbriefe vom 19. Juli 1688 ist in Punkt 7 nur von 13- und 12-lötigem Silber die Rede. Es gibt von diesem Privileg zwei fast gleichzeitige Niederschriften. In der einen wird für das 13-lötige Silber ein Hirschgeweih und in der anderen irrtümlich der Johannesvogel als Beschauzeichen angegeben. An den gleichen Stellen ist für das 12-lötige Silber das eine Mal der Johannesvogel und das andere Mal fälschlich das Hirschgeweih als Beschauzeichen genannt. Noch genauere Bestimmungen über den Feingehalt und die Merkzeichen sind uns in der im Mai oder Juni 1700 niedergeschriebenen Eidesformel der Oelser Goldschmiede überliefert. Jeder Goldschmied hatte damals bei der Erlangung des Meisterrechtes zu schwören: „Ich gelobe . . ., daß ich in meinem Beruff und Gewerck . . . das Silber, so 14- und 13-löthig, mit dem Hirschgeweih, das 12-löthige mit dem Johannis-Vogel, das 11-löthige mit meinem Nahmen und das 10-löthige gar nicht zeichen, darunter aber und so geringer alß 10-löthig Silber keines verarbeiten . . .“ werde (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 34, Stadt Oels, IX Nr. 15g. Die Eidesformel ist undatiert; die Zeit ihrer Niederschrift lässt sich aber genau aus den dabei liegenden Protokollen bestimmen). Als im Jahre 1716 die Regierung Nachrichten über die von den Goldschmieden Schlesiens gebrauchten Silberproben einforderte, berichtete der Herzog von Oels unter Berufung auf die Angaben des Magistrats, dass in Oels 13-, 12- und auf Begehren auch 11-lötiges Silber gearbeitet und zwar das erstere mit dem Hirschgeweih nebst des Goldschmieds Namen und vorietzo mit dem Buchstaben G von dem Oberältesten, das andere mit dem Johannesvogel, des Goldschmieds Namen und obigem Buchstaben, das dritte aber nur mit dem Namen des Goldschmieds signiert werde (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 13, AA 10k fol. 6b). Nicht ganz verständlich ist, wenn der Steuerrat Hacke aus Wartenberg am 18. September 1748 schreibt: Die Oelser



Kelch im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, Arbeit des Hans Predel in Oels, datiert 1630

Goldschmiede arbeiten kein anderes als 12-lötiges Silber, welches sie mit der Breslauer Probe nämlich dem Johanneskopf und ihrem Meisterzeichen und Namen bezeichnen (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 46). Da es höchst unwahrscheinlich ist, dass man sich in Oels des Breslauer Beschauzeichens bedienen durfte, beruht die Nennung des Johanneskopfes vermutlich auf einem Schreibfehler, und es muss wohl stattdessen Johannesvogel heissen.

In dem Berichte des Oelser Herzogs vom Jahre 1716 ist gesagt, dass der Oberälteste der Goldschmiede ausser dem Beschauzeichen einen Buchstaben aufschlägt; im Jahre 1716 ist es ein G gewesen. Wir erfahren hiermit, dass wie in verschiedenen anderen Städten Schlesiens so auch in Oels am Anfang des 18. Jahrhunderts zur genaueren Kennzeichnung des Beschau- und Stempelmeisters besondere Buchstaben verwendet wurden. Über den jeweiligen Wechsel und die Reihenfolge der Oelser Stempelmeisterzeichen ist nichts bekannt. Ein nach urkundlicher Überlieferung im Jahre 1719 gestifteter Kelch der Oelser Schlosskirche mit dem Meisterzeichen GTM trägt ein B, und eine um 1725 entstandene silberne Oblatendose von Johann Andreas Zeiss in derselben Kirche ist mit einem C versehen.

Beschauzeichen für  
14-lötiges Silber:   
c. 1622/30

Beschauzeichen für  
13-lötiges Silber:   
c. 1700

Beschauzeichen für  
12-lötiges Silber:   
c. 1725

Stempelmeisterbuchstaben, 1716: „G“ 1719: B c. 1725: C



Christoph Peschel  
c. 1614—1625



Hans Predel  
1625—v. 1647



D. K.  
c. 1700



Andreas Lehmann  
1713—1719



G. T. M.  
c. 1719



Johann Andreas Zeiss  
1721—?

David Meskopf . . . . . v. 1569— 1580	George Edeer . . . . . — 1650
Bonaventura Stoer . . . . . 1575— v. 1584	? Johann Feirabent . . . . . — v. 1662
Paul Freibrig . . . . . 1584— c. 1607	? Gottfried Vogelj . . . . . 1645—
Andreas Junge . . . . . 1584— c. 1605	George Rimpler . . . . . c. 1650— 1685
Christoph Hempel . . . . . 1598— 1634	Carl Buchner . . . . . 1651— n. 1671
Dionysius Scharhammer . . . . . 1599—	Hans Wilde . . . . . 1651— n. 1678
Simon Scheuman . . . . . c. 1601— 1621	Frantz Nisse . . . . . — 1678
Hans Schönknecht . . . . . 1608— 1619	Frantz Bernhard Keyl . . . . . 1674— v. 1696
Christoph Peschel* . . . . . c. 1614— 1625	Johann Fromknecht . . . . . 1675—
Daniel Freibrig . . . . . 1614— n. 1639	Gottfried Boy . . . . . 1678— c. 1682
Bernhard Vollart . . . . . 1620— 1633	Christian von Loh . . . . . c. 1680— n. 1722
Laurentius Albertus . . . . . 1621— 1624	Hans Caspar Naeve . . . . . 1682— n. 1722
? George Lange . . . . . 1623—	Hans George Klembt . . . . . v. 1687—
Hans Predel* . . . . . 1625— v. 1647	Moritz Pfannenschmidt . . . . . 1688—
Michael Steinhäuser . . . . . v. 1628— 1641	Johann Ruhland . . . . . c. 1688— n. 1701

Gottfried Bartcke . . . . n. 1691— n. 1700	Jacob Christian von Loh . . . . 1720—
Friedrich Wischmeyer . . . . 1696— n. 1705	Johann Andreas Zeiss* . . . . 1721—
Gottfried Pusch . . . . . 1697—	Johann Christian Schilling . . . . 1732—
D. K.* . . . . . c. 1700	Johann Paul Sperling . . . . 1734— n. 1753
George Tintzmann . . . . . 1707—	Johann Gottfried Hermann . . . . 1737—
Andreas Lehmann* . . . . 1713— 1719	Johann Christian Lucas . . . . 1782— 1804
G. T. M.* . . . . . c. 1719	Albert Toll . . . . . 1874

## OHLAU



Siegel der Ohlauer  
Goldschmiede-Innung

Wer das Ohlau von heute kennt, wird gewiss nicht vermuten, dass dort zeitweilig eine ganze Innung von Goldschmieden Arbeit und Nahrung fand. Aber der Ort bot dem Goldschmiedehandwerk einst andere Möglichkeiten für seine Existenz als heutzutage. Bis zum Beginn des letzten Viertels des 17. Jahrhunderts diente Ohlau manchem Piastenherzoge und mancher Herzogin Witwe zum Aufenthalte. Und auch nach dem Absterben des Piastenstammes sah Ohlau noch mehrere Jahrzehnte eine Hofhaltung in seinen Mauern. Durch den Überlassungsvertrag vom 13. März 1691 belehnte Kaiser Leopold den polnischen Prinzen Jacob Ludwig Sobieski mit Ohlau, der dort bis 1734 residierte. Unter ihm gelangte die Stadt zu ansehnlichem Wohlstande, und in seine Zeit fällt die eigentliche Blüte des Ohlauer Goldschmiedehandwerks. Sobieski und die unter seiner Regierung begütert gewordenen Bürger konnten zwar nicht die alleinigen Abnehmer für alle die zahlreichen damals am Orte entstandenen Silberarbeiten sein, aber durch den Prinzen wurden die Meister auf gewinnbringende Absatzverbindungen nach den östlichen Nachbarländern hingewiesen. Noch heute erinnern die vielen mit Ohlauer Stempeln versehenen Goldschmiedearbeiten, denen wir in polnischem und russischem Besitze begegnen, oder die der Antiquitätenhandel in den letzten Jahren von dort wieder nach Deutschland zurückgebracht hat, an die einstigen Handelsbeziehungen nach dem Osten. Archivalisch bezeugt ist dieser Handelsverkehr durch ein 1708 abgefasstes Schreiben des Ohlauer Goldarbeiters Wilhelm Heinrich Schmidt. In dem Berichte heisst es, dass Schmidt seine Arbeiten bisher hauptsächlich nach Polen verkauft habe. Soweit die Ohlauer Goldschmiede nicht direkte Beziehungen nach Polen hatten, bedienten sie sich der Vermittlung der Breslauer Zunftgenossen, für die der Verkauf ihrer Erzeugnisse nach Russland und Polen von jeher eine wichtige Rolle spielte. In einem amtlichen Berichte vom Jahre 1716 heisst es, dass die Ohlauer Meister ihre Arbeiten meistens nach Breslau liefern (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 22, Stadt Ohlau, IX 13 p und Rep. 13, AA VIII 10k fol. 6). Die Angabe „meistenteils“ dürfte allerdings etwas übertrieben sein, da den Breslauer Goldschmieden der Ankauf von Arbeiten aus den Nachbarstädten eigentlich nicht gestattet war. Die Bestimmung der Arbeiten, als unpersönliche Handels-



Kelch in der evang. Pfarrkirche von Ohlau, Arbeit des David Metze in Ohlau, datiert 1664

einen Meister übrig. Erst 1657 setzt ein neuer Aufschwung ein, der wohl mit der 1650 erfolgten Verlegung der Residenz des Herzogs Christian nach Ohlau im Zusammenhang steht. Von da an blieb die Zahl der Meister bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts in stetem Steigen. Im Jahre 1693 waren sechs Meister tätig. Der Rat ihrer Stadt gab ihnen am 4. Mai 1693 vorbehaltlich der nachträglichen Genehmigung durch den Kaiser eigene Privilegien. Ausserdem musste die alte Abhängigkeit von der sogenannten Gemeinzeche beibehalten werden. Obwohl die Meisterzahl noch erheblich wuchs, liess Kaiser Joseph auf die landesherrliche Konfirmation bis zum 7. April 1711 warten. Nach Mohaupt, Geschichte der Stadt Ohlau, war die Zahl der in Ohlau tätigen Goldschmiede inzwischen auf sechzehn gestiegen. Diese Zahl ist jedoch etwas hoch gegriffen; es sei denn, dass Mohaupt die Gesellen hinzugerechnet hat. Die mit Hilfe der Ohlauer Kirchenbücher ermittelte Meisterliste umfasst im Jahre 1711 etwa elf Meister.

Die kaiserliche Bestätigung fällt bereits in die Zeit des beginnenden Niederganges. Das am nordischen Kriege beteiligte Polen bot nicht mehr die bisherigen Absatzmöglichkeiten. Der oben erwähnte Heinrich Wilhelm Schmidt musste sich deshalb schon 1707 entschliessen, neben seiner Tätigkeit als Goldarbeiter einen Kramhandel zu betreiben. Nach dem Absterben der älteren Meister fand sich nur spärlicher Nachwuchs ein, und schliesslich hörte er ganz auf. Im Jahre 1737 zählte das Ohlauer Goldschmiedehandwerk nur drei Mitglieder; von diesen war eins ein selbständiger Meister, das zweite arbeitete als Geselle und das dritte war eine Meisterwitwe. Ein Schreiben vom 27. Juli 1753 nennt

ware zu dienen, hatte zur natürlichen Folge, dass an die künstlerische Leistungsfähigkeit der Ohlauer Goldschmiede nicht allzugrosse Anforderungen gestellt wurden. Unter den noch erhaltenen Arbeiten überwiegt daher das Mittelgut. Stücke von höherem Werte, wie zum Beispiele ein von dem Ohlauer Goldschmiede Johann Chmurowsky d. ä. 1689 gearbeiteter Kelch in der katholischen Kirche von Zottwitz, stehen vereinzelt da.

Um das Jahr 1591 erhielten die beiden in Ohlau ansässigen Goldschmiede Frantz Beinett und Hans Dreher von ihrem Landesherrn Herzog Joachim Friedrich von Brieg ein Privileg, wonach sich neben ihnen kein dritter Meister niederlassen durfte. Am Anfang des folgenden Jahrhunderts scheint die Verordnung ausser Kraft getreten zu sein; denn nach Ausweis der Kirchenbücher haben während der ersten Dezennien des 17. Jahrhunderts etwa drei bis vier

Meister zu gleicher Zeit am Orte ihr Handwerk betrieben. Das grosse Pestjahr von 1633 liess nur

einigen Meistern die Möglichkeit blieb, ihr Handwerk zu betreiben. Das grosse Pestjahr von 1633 liess nur

nur die beiden Silberarbeiter Johann Gottfried Horn d. j. und Johann Wilhelm Heitmann; der 1747 als alter Mann nach Ohlau verzogene Breslauer Goldschmied Gottfried Wilhelm Ihme hat das Handwerk an seinem neuen Wohnorte nicht mehr ausgeübt (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245 e, Vol. I fol. 146). Im Jahre 1783 fand Zimmermann nach seiner Beschreibung von Schlesien I Teil 3 S. 34 in Ohlau keinen Gold- und Silberarbeiter mehr vor.

Silberproben und Merkzeichen. In älterer Zeit haben die Ohlauer Goldschmiede nach dem Beispiele der Breslauer und Brieger Meister 14-lötiges Silber verarbeitet. Der Artikelsbrief von 1693 verfügt in Punkt 5 die Beibehaltung der bisherigen Probe. Der kaiserliche Privilegienbrief von 1711 verlangt in Punkt 6 ebenfalls die 14-lötige Probe, gestattet aber ausserdem die Verwendung des 12-lötigen Silbers. An die Stelle des 12-lötigen Silbers ist kurz darauf das 11-lötige getreten. Ein Bericht von 1716 sagt, dass in Ohlau gewöhnlich 11-lötige und dann auch 14-lötige Probe gearbeitet wird. Ein weiterer Bericht vom September 1748 erwähnt nur noch die 11-lötige Probe und meint, dass auf Bestellung auch besseres Silber genommen wird (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245 e, Vol. I fol. 29—31).

Das Beschauzeichen der Ohlauer Silberarbeiten des 17. Jahrhunderts zeigt ein O, in dem ein L steht (Olavia). Als 1711 das 12-lötige und schliesslich das 11-lötige Silber zulässig wurde, übertrug man auf dieses die alte Form des Beschauzeichens mit dem in einem O stehenden L. Für das 14-lötige Silber nahm man seitdem laut Bestimmung von 1711 und Bericht von 1716 den Hahn aus dem Ohlauer Stadtwappen. Beispiele für diese zweite Form des Beschauzeichens haben sich bis jetzt nicht nachweisen lassen. Viel 14-lötige Silberarbeiten dürften auch in jener Zeit nicht mehr entstanden sein. Der bereits erwähnte Bericht von 1748 nennt den Stempel mit dem Hahn garnicht mehr, sondern bemerkt, dass die auf Begehren aus besserem Silber gefertigten Arbeiten ebenfalls das Stadtzeichen mit OL und ausserdem noch einen Stempel mit der Zahl der Lötigkeit bekamen.



Kelch in der evang. Pfarrkirche von Ohlau, Arbeit des Johann Gottfried Horn d. j. in Ohlau, um 1740

Beschauzeichen für 14-, 12- u. 11-lötiges Silber:



Typus I  
c. 1664



Typus II  
c. 1680



Typus III  
c. 1690



Typus IV  
c. 1700



Typus V  
c. 1711



Typus VI  
c. 1730

David Metze  
1657—1688Christian Metze d. ä.  
1662—1691Joh. Chmurowsky d. ä.  
1682—1715Conrad Wolter  
1693—1710Carl Ludwig Metze?  
1696—1730Gottfried Kittel  
1697—1717Gottfried Kittel  
1697—1717Chr. Friedr. Rössler  
c. 1708—1741Joh. Gottfr. Horn d. ä.  
1714—1732Joh. Gottfr. Horn d. ä.  
1714—1732Joh. Gottfr. Horn d. j.  
1738—?

Frantz Beinett . . . . .	1581—	1593	George Koschamber . . . . .	1679—	1712
Hans Dreher . . . . .	c. 1590—	1605	Johann Chmurowsky d. ä.*	1682—	1715
George Schlefuss . . . . .	1593—	1626	Joachim Friedrich Zetzsche	1685—	1744
Hans George Hertling . . . . .	1604		Wilhelm David Metze . . . . .	1686—	1712
Bartholomaeus Pretsch . . . . .	1605—	c. 1630	Wilhelm Heinrich Schmidt	1692—	1721
Rudolphus . . . . .	1609		Conrad Wolter* . . . . .	1693—	1710
Lorz . . . . .	1614		Siegmund Wolfgang Preuss	1694—	1736
George Hartlieb . . . . .	c. 1615—	1633	Carl Ludwig Metze* . . . . .	1696—	1730
Gottfried Schmidt . . . . .	1616—	c. 1640	Gottfried Kittel* . . . . .	1697—	1717
Christoph Schromowski . . . . .	1620—	1627	Christian Metze d. j. . . . .	v. 1701—	
Hans Federle . . . . .	c. 1622—	1625	[Johann] Abraham Hertz . . . . .	1704—	v. 1747
Peter Kittner . . . . .	c. 1625—	1633	Christian Friedrich Rössler* c.	1708—	1741
Jeremias Schmidt . . . . .	1627—	c. 1632	Johann Chmurowsky d. j. . . . .	1712—	1717
George Wolff . . . . .	c. 1630—	1633	? George Wilhelm Koscham-		
Martin Kalert . . . . .	1632—		ber . . . . .		1714
David Metze* . . . . .	1657—	1688	Johann Gottfried Horn d. ä.*	1714—	1732
Hans Herbst . . . . .	1658—	1679	Johann Gottfried Fiebig . . . . .		1715
Jacob Berlin . . . . .	1662—	1684	Stephan Christian Wolter . . . . .		1721
Christian Metze d. ä.* . . . . .	1662—	1691	Johann Gottfried Horn d. j.*	1738—	
Friedrich Scholtz . . . . .	1674—	1676	Johann Wilhelm Heitmann	1742—	
Friedrich Ferber . . . . .	1674—	1683	Gottfried Wilhelm Ihme . . . . .	1747—	1755
Johann Heinrich Rössler . . . . .	1676—	v. 1696	Heinrich Anton Neipert . . . . .	1770—	

## OPPELN

Über die Geschichte des Goldschmiedehandwerks in Oppeln lässt sich bei der Unzulänglichkeit des überlieferten Urkundenmaterials nicht viel sagen. Aus der Zeit der Oppelner Piastenfürsten, die 1532 mit Herzog Johann ausstarben, wissen wir nur, dass 1452 ein Goldschmied tätig gewesen ist. Am Anfang des 17. Jahrhunderts bildeten die Goldschmiede zusammen mit den Uhrmachern und Büchenschäffern eine Zeche. Auf einer vom 27. November 1615 datierten Eingabe des Rates und der Zünfte von Oppeln ist ein Platz für das gemeinsame Siegel der drei genannten Handwerke vorgesehen. (F. Idzikowski, *Gesch. der Stadt Oppeln*, S. 115, 147. — Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 35,

F. Oppeln, Stadt Oppeln, Vol. V fol. 322b.) Von Goldschmieden jener Zeit sind fünf dem Namen nach bekannt. Später scheinen meist nur zwei bis drei Meister zugleich in Oppeln gearbeitet zu haben.

Silberproben und Merkzeichen. Nachrichten über die in Oppeln üblich gewesenen Silberproben konnten bis jetzt nicht ermittelt werden.



Beschauzeichen  
ca. 1719

Aus den Stempeln eines 1719 gestifteten Brustschildchens der Oppelner Schützengilde ersehen wir, dass das Beschauzeichen das Bild des Stadtwappens wiedergibt.



Nicolaus Maskowicz  
stirbt 1723

Peter Wolckenstein . . . . . c. 1579	Baltzer Bös . . . . . 1656
Joachim Goldschmied . . . . . v. 1596	Anton Pfister . . . . . —1723
George Heister . . . . . v. 1598— n. 1610	Nicolaus Maskowicz* . . . . . —1723
Lorentz Moses . . . . . 1603— n. 1615	Augustin Maskowicz . . . . . —1733
Hans Geppel . . . . . 1610	Joseph Kositzky . . . . . v. 1749
Frantz Lindau . . . . . c. 1610— c. 1633	Jachmann . . . . . c. 1738—1782
Philipp Winterfeld . . . . . 1613—	Michael Ditke . . . . . —1782

### OTTMACHAU

In einer Konsignation der Ottmachauer Meisterschaft vom 27. Januar 1733 ist kein Goldschmied erwähnt. Dagegen zählt Zimmermann 1784 in seiner Beschreibung von Schlesien III S. 332 unter den Handwerkern und Künstlern von Ottmachau auch einen Goldschmied auf.

### PATSCHKAU

Ein Martinus aurifaber, oppidanus in Paczkow, ist am Anfang des 15. Jahrhunderts in einem Verzeichnis der Einkünfte der Kirche von Ottmachau erwähnt (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, D 230). Nach einer am 29. Januar 1733 abgefassten Konsignation aller in der Stadt Patschkau befindlichen Meisterschaft ist damals am Orte kein Goldschmied vorhanden (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 31, F. Neisse VIII 7g). Ebenso nennt Zimmermann 1784 in seiner Beschreibung von Schlesien III S. 310 bei der Aufzählung der Patschkauer Handwerker keinen Goldschmied.

### PITSCHEN

Am 6. November 1716 berichtet der Magistrat von Pitschen an die Brieger Fürstentumsregierung, dass am Orte kein Goldschmied vorhanden ist. Dagegen fand Zimmermann um 1783 in Pitschen einen Goldschmied (Beschreibung von Schlesien I Teil 2 S. 42). In einem amtlichen Berichte von 1748 heisst es, dass die Goldschmiede von Pitschen gleich denen von Bernstadt, Juliusburg und Trebnitz fast gar keine Arbeit haben, als die von den Breslauer Meistern bestellte (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 46).

### POLKWITZ

Im Jahre 1704 liess sich der aus Liegnitz stammende Goldschmied Christian Leickert in Polkwitz nieder. Er wurde Mitglied der Herrenzeche und war 1732 noch tätig.

Silberproben und Merkzeichen. Die Regierung des Fürstentums Glogau berichtet sub praes. 13. November 1716, dass in Polkwitz die 12-lötige Silberprobe beobachtet und auf die fertigen Arbeiten neben des Goldschmieds Namen das Stadtzeichen geschlagen wird, welches, sobald geringeres Silber zur Verwendung kommt, wegbleibt. Der Bericht schliesst mit dem Hinweisse, dass durch die Inkorporierung der in den Glogauischen Weichbildstädten befindlichen Goldschmiede in das Goldschmiedemittel von Glogau sowie durch allgemeine Untersagung der geringhaltigen Silberarbeit vielen Defraudationen abgeholfen werden würde (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 13, AA VIII 10k, fol. 4).

### PRAUSNITZ

Der freie Standesherr Graf Hermann von Hatzfeldt bestätigte am 15. Mai 1664 den Prausnitzer Handwerksmeistern der ganzen Zunft und Zeche der Riemer, Sattler, Schlosser, Sporer, Färber, Büchsenmacher, Seiler, Seifensieder, Nadler und Schmiede und anderen Künstlern und Handwerkern, so schon vorher in dieser Handwerkszunft gewesen oder künftig wiederum in dieselbe sich begeben möchten, als Barbierer, Goldschmiede, Uhrmacher, Posamentiere, Schwertfeger u. s. w., etliche Statuten und Gerechtigkeiten, da sie in den vorangegangenen Kriegstrubeln um alle ihre alten Briefe und Privilegien gekommen waren (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 6, Standesherrschaft Trachenberg Nr. 6, Pergamenturkunde). Diese Statuten enthalten nur allgemeine Handwerksbestimmungen. Die wenigen Goldschmiede, die in dem kleinen Prausnitz während des 17. und 18. Jahrhunderts tätig gewesen sind, werden auch kaum das Bedürfnis nach eigenen Privilegien empfunden haben.

Silberproben und Merkzeichen. Urkundliche Nachrichten über die in Prausnitz verwendeten Silberproben und Marken sind nicht bekannt. Dagegen ersehen wir aus verschiedenen in den kath. Pfarrkirchen von Prausnitz, Trachenberg und Trebnitz erhaltenen Arbeiten des Prausnitzer Goldschmieds Gottfried Lichtenberger, dass dieser im Beschauzeichen einen halben Adler führte.



Beschauzeichen  
c. 1710—n. 1715



Gottfried Lichtenberger  
c. 1710—n. 1715

Hans Lorer . . . . .	1611	? George Christian Bertermann . . . . .	1715
Gottfried Boy . . . . .	1683— 1705	Johann Heinrich Heller . . . . .	c. 1720— 1765
Samuel Jäckel . . . . .	1705—	Christian Schubert . . . . .	1730— n. 1753
Gottfried Lichtenberger* . . . . .	c. 1710— n. 1715		

### RATIBOR

Im 14. und 15. Jahrhundert werden unter den Mitgliedern der Ratiborer Liebfrauen-gilde erwähnt: Hannos Goldschmit, Laurentius Aurifaber (1377), Klaus Aurifaber, Andreas Goldschmit, Nicolaus Goltschmed (1476, stirbt vor 1497 als Kanonikus) und Udalricus. Ob die Genannten alle das Goldschmiedehandwerk betrieben haben oder zum Teil nur Goldschmit (Aurifaber) hiessen, lässt sich nicht feststellen. Im 17. Jahrhundert waren in Ratibor die Goldschmiede George Hedelhofer (um 1640), Martin Wein\* (vor 1664 bis nach 1678), Zablatzky (1664), Hans George Kolbe\* (vor 1673 bis 1699) und ein Meister

H. K.\* (1694). Von diesen kommt Hans George Kolbe zwischen 1680 und 1699 unter den auswärtigen Mitgliedern der Neisser Goldschmiedezunft vor. Am Anfang des 18. Jahrhunderts begegnen wir in Ratibor den Goldschmieden Anton Ziegler (1706), Bernhard Lycko (um 1708 bis nach 1726) und F. W. K.\* (um 1730?). Am 13. Juli 1753 haben sich die beiden Goldschmiede Andreas Zablatzky und Johannes Zablatzky vor dem Magistrat über das von ihnen gebrauchte Silbergewicht zu äussern. 1782 liess sich George Pohr als Meister nieder. Da er wenig Arbeit fand, bewarb er sich 1791 um eine Anstellung als Silberrevisor. Nach Zimmermanns Beschreibung von Schlesien III S. 189 arbeiteten in Ratibor um 1784 zwei Goldschmiede. Im Juni 1822 stellte der Goldarbeiter Rocka aus Ratibor auf der Kunstaussstellung in Breslau ein goldenes Etui in einer Nuss aus.



Schüssel mit Messkännchen im Breslauer Diözesanmuseum.  
Die Schüssel eine Arbeit des Martin Wein in Ratibor, datiert 1678

Merkzeichen. Die Ratiborer Silberarbeiten aus der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts tragen als Beschauzeichen das Stadtwappen von Ratibor.



c. 1678



c. 1686

#### Beschauzeichen



c. 1694



c. 1730?



?  
c. 1650



Martin Wein  
v. 1664—n. 1678



Hans George Kolbe  
v. 1673—1699



H. K.  
c. 1694



F. W. K.  
c. 1730?

#### RAUDTEN

Raudten liefert ein charakteristisches Beispiel für die Lebensfähigkeit und die Blüte des schlesischen Goldschmiedehandwerks am Ende des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In einer Konsignation aller in der Stadt Raudten separierten Zechen vom

Jahre 1733 werden vier Goldschmiede angegeben (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Ortsakten Raudten VIII 1c). Zieht man die Nähe und Konkurrenz der Goldschmiede-Innungen von Liegnitz und Glogau in Betracht, dann bedeutet diese Zahl von vier Meistern für das kleine Raudten eine recht ansehnliche Leistung.

Silberproben und Merkzeichen. Auf eine Anfrage der Regierungsbehörde, wie es mit der Silberprobe in Raudten gehalten werde, berichtete der dortige Magistrat 1748 an den zuständigen Steuerrat, dass es in Raudten nicht üblich sei, anderes Silber als das 12-lötige zu zeichnen (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 72). Der



Beschauzeichen  
c. 1720

Goldschmied Friedrich Lenten, der 1701 von Glogau nach Raudten übersiedelte, führte auf seinen 12-lötigen Silberarbeiten als Beschauzeichen das Rad der heil. Katharina aus dem Raudtener Stadtwappen.



Friedrich Lenten  
1701—1736

Die Namen und Daten der nachstehenden Meisterliste verdanke ich meistens Herrn Pastor Söhnel in Raudten, der die Freundlichkeit hatte, für mich die Matrikelbücher der dortigen evang. Pfarrkirche durchzusehen.

Hans Rudolph . . . . .	v. 1598— n. 1616	Johann Gottfried Utland . . . . .	v. 1726— n. 1733
Christoph Schrödter . . . . .	1688—	Johann Adam Vogel . . . . .	— 1747
Gottfried Buchheim . . . . .	1691— n. 1700	Johann Jacob Grunow . . . . .	1750— 1755
Gottfried Utland . . . . .	1699— 1719	Johann Gerhard Ittlinger . . . . .	1753—
Friedrich Lenten* . . . . .	1701— 1736	Christian Benjamin Hennig v. . . . .	1757— n. 1763
Andreas Rückert . . . . .	1720— 1750	Thomas Schmidt . . . . .	1767—

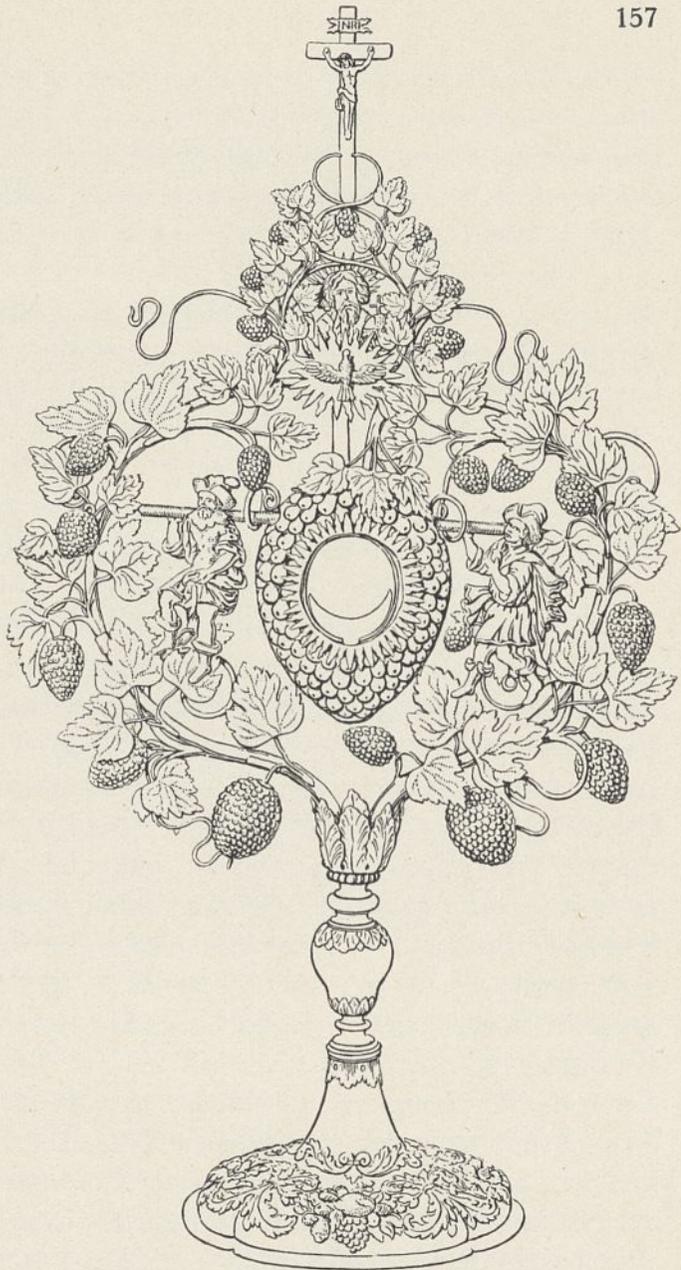
## REICHENBACH

Reichenbach verdankte in der zweiten Hälfte des 16. und im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts seiner alten in grossem Stile betriebenen Tuchfabrikation einen blühenden Wohlstand. Dieser gibt die Erklärung dafür, wenn sich hier trotz der Nähe von Schweidnitz eine ganze Innung von Goldschmieden zusammenfinden konnte. Am 25. August 1574 — also an dem gleichen Tage wie die Meister in Schweidnitz — erhielten die Reichenbacher Goldschmiede von den Ratmannen ihrer Stadt die Bestätigung von Zunftartikeln, die am 18. Mai 1607 in zwei Punkten noch eine Ergänzung erfuhren. Wieviele Meister 1574 bei der Gründung der Innung tätig waren, ist nicht bekannt; wir kennen nicht einmal die Namen eines Teiles dieser Meister. Im Jahre 1626 belief sich die Meisterzahl auf fünf. Bald darauf war der Innung ein schnelles Ende beschieden. Die mit dem Jahre 1629 einsetzenden Religionsverfolgungen, die Wirren des Dreissigjährigen Krieges und die grosse Pest von 1633 wirkten nicht nur vernichtend auf den Gewerbebetrieb und Handel Reichenbachs, sondern haben auch unter den Bewohnern der einst gut bevölkerten Stadt arg geräumt. Nach Angabe des Chronisten sollen nur dreissig Bürger übrig geblieben sein. Auch die Goldschmiede-Innung verlor damals alle ihre Mitglieder. Christoph Weinhold zog um 1629 von Reichenbach weg, und die beiden Meister Aaron Neuwald und Jeremias Laser fanden im Pestjahre den Tod.

Jahrzehnte vergingen, bis sich in Reichenbach wieder ein Goldschmied niederliess. An die Wiederaufrichtung der alten, 1633 eingegangenen Zunft konnte nie wieder gedacht werden. Im 18. Jahrhundert arbeiteten in der Regel zwei Meister gleichzeitig am Orte. Erst im 19. Jahrhundert hat sich ihre Zahl weiter gesteigert; 1810 waren drei und 1840 vier Meister mit zwei Gehilfen tätig. In Ermangelung einer eigenen Innung mussten die Reichenbacher Goldschmiede des 18. Jahrhunderts der sogenannten honetten Zunft als Mitglieder beitreten. Wollten sie für ihre Lehrlinge und Gesellen zunftgerechte Lehrbriefe und Kundschaften erhalten, hatten sie ausserdem noch Anschluss an ein fremdes Goldschmiedemittel zu suchen. Seit 1785 begegnen wir ihnen unter den auswärtigen Mitgliedern der Schweidnitzer Innung. Nach der Einführung der Gewerbefreiheit waren sie dem Zwange dieser Mitgliedschaft enthoben. Seit 1899 sind die Reichenbacher Silberschmiede und Juweliere verpflichtet, der Zwangsinnung der Gold- und Silberschmiede in Schweidnitz beizutreten.

Seit dem 18. Jahrhundert befassten sich in Reichenbach auch die Gürtlermeister mit Gold- und Silberarbeit. Die Goldschmiede erhoben zwar 1753, 1796 und 1810 dagegen Einspruch, fanden aber bei der zuständigen Behörde mit ihren Klagen kein Gehör. Die Regierung in Breslau entschied vielmehr durch eine Resolution vom 21. November 1796 ausdrücklich zugunsten der Gürtler (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Depos. d. Stadt Reichenb., Acta v. Handwerkssachen d. Gürtler auch Gold- u. Silberarb. in Reichenb. 1746—1810).

Silberproben und Merkzeichen. Die Zunftordnung von 1574 bestimmt die Verarbeitung von 14-lötigem Silber. Alle Arbeiten über vier Lot am Gewicht waren der



Monstranz in der kath. Pfarrkirche von Hohenbirken bei Ratibor  
Arbeit des Hans George Kolbe in Ratibor, datiert 1686

Beschau zu unterwerfen und von dem vereideten Beschauemeister mit dem Stadt- und von dem Verfertiger mit dem Meisterzeichen zu versehen. Wie das Beschauzeichen damals aussah, ist nicht bekannt. Vielleicht bestand es in einem grossen lateinischen R. Wenigstens bedienten sich die Reichenbacher Zinngiesser bis 1633 dieser Stadtmarke. Die Bestimmungen von 1574 blieben bis 1633 in Kraft.

Über den Feingehalt und die Stempel der Goldschmiedearbeiten des 18. Jahrhunderts gibt uns ein vom Reichenbacher Magistrat am 2. September 1748 erstatteter und von dem Stuerrath Wernicke in Schweidnitz am 14. November 1748 an die Kgl. Krieg- und Domänenkammer in Breslau weiter gegebener Bericht Aufschluss. In ihm heisst es, dass in Reichenbach meistens 12-lötiges Silber verarbeitet und von dem Meister mit der Probe (Stadtzeichen) und seinem Namen bezeichnet wird. Ausserdem wurde auf Bestellung auch 14- und 16-lötige Silberarbeit geliefert und bei dieser der Name des Meisters doppelt sowie der Grad der Lötigkeit durch Zahlen angegeben, wogegen bei Silberwerk, das man



Beschauzeichen  
18. Jahrh.

auf Verlangen 10-lötig oder noch geringer legierte, alle Signa wegblieben (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 61b). Das Stadt- oder Beschauzeichen bestand im 18. Jahrhundert aus den Buchstaben RB (ReichenBach).



Matthes Furche  
1708—1717

Friedrich Andral . . . . . v. 1590— n. 1595	Johann Gottlieb Furche. . . c. 1735— v. 1769
Gabriel Frech . . . . . 1593— 1605	George Friedrich Hilliger . 1752— 1777
Elias Neumann. . . . . c. 1599— n. 1615	Johann Gottlob Furche. . . c. 1768— 1791
Melchior Loher . . . . . 1602— c. 1608	Joh. Christian Ludwig Sohr 1770— 1785
Christoph Meuer . . . . . c. 1605— 1628	Johann Ignatz Gebler . . . c. 1780—
Stanislaus Loher . . . . . 1605— 1619	Joh. [Chr.] Gottlob Krumpolt 1783— 1795
Jacob Michael . . . . . 1607— 1617	Joh. Anton Joseph v. d. Kirch 1789—
Aaron Neuwald . . . . . 1610— 1633	Carl Gottlob Ludwig Sohr 1809— n. 1860
Stanislaus Beer . . . . . . . . . 1612	Johann Ludwig Hellwig . . 1810—
Johannes Oertel . . . . . 1613—	Ed. Ernst Aug. v. d. Kirch 1819— 1859
Sebastian Schreer . . . . . v. 1616— v. 1628	August Gerber . . . . . c. 1840— n. 1873
Jeremias Laser . . . . . 1621— 1633	August Köhler . . . . . v. 1860— n. 1880
Christoph Weinhold. . . . . 1625— c. 1629	Eduard v. d. Kirch . . . . . 1861—
Johann Christian Duquest . 1689— 1739	Ernst Knauerhase . . . . . 1870—
? Johann George Zindler . 1694—	Joseph Schmidt . . . . . 1871— 1906
Matthes Furche* . . . . . 1703— 1717	Julius Seibt . . . . . 1894— 1902
Johann Christian Richter . 1718— 1730	Max Seibt . . . . . 1902—
Johann Köhler . . . . . 1723—	Arthur Schmidt . . . . . 1904—

## REICHENSTEIN

Um 1622 liess sich in Reichenstein der aus Danzig stammende Goldschmied Constantin Hoffmann als Meister nieder. Im Jahre 1716 arbeitete hier der Goldschmied Christian Plaschke, ohne bei einer Zunft inkorporiert zu sein.

Silberproben und Merkzeichen. Am 3. (praes. 9.) November 1716 berichtete der Reichensteiner Magistrat an die Brieger Fürstentumsregierung, dass der einzige zurzeit am Orte tätige Goldschmied Christian Plaschke die 12-lötige Probe zur Richtschnur hält und die von ihm zum Verkaufe gefertigte Arbeit nebst seinem Tauf- und Zunamen mit einem halben Adler als Stadtzeichen signiert (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 21, F. Brieg, VIII 9a und Rep. 13, AA VIII 10 k fol. 6b).

### ROSENBERG

Augustin Thiel, Goldschmied in Rosenberg, ist bereits verstorben, als seine Tochter Elisabeth am 12. Januar 1695 in Brieg einen Musketier heiratet.

### RYBNICK

Zimmermann zählt 1784 in seiner Beschreibung von Schlesien III S. 192 unter den Rybnicker Handwerkern auch einen Goldschmied auf.

### SAGAN

Am 24. Juli 1711 traten die drei Saganer Gold- und Silberarbeiter Johann George Hoffmann, Christian Hantke und Johann George Conradt an die Regierung des Fürstentums Sagan mit der Bitte heran, eine eigene Innung für ihre Profession aufrichten zu dürfen. Der Wunsch wurde als berechtigt anerkannt und die Regierung bestätigte am 4. März 1712 den Goldschmieden die erbetenen Zunftartikel. Das Original des Briefes befindet sich jetzt im Altertummuseum zu Sagan. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bildeten in Sagan die Goldschmiede, Posamentiere und Buchbinder ein kombiniertes Mittel. Der Buchbinder Gotthilf Schmidt erscheint 1783 als der Oberälteste desselben.

Silberproben und Merkzeichen. Merkwürdigerweise ist in den Zunftartikeln von 1712 der Silberproben und Stempelvorschriften mit keinem Worte gedacht. Näheres hierüber erfahren wir aus einem Berichte, den die Regierung des Fürstentums Sagan im Oktober 1716 an die Breslauer Kgl. Kriegs- und Domänenkammer sandte. Darin heisst es, dass die Saganer Goldschmiede vermöge ihrer Innungsartikel sich nach den Gewohnheiten der Stadt Breslau richten und sich daher befleissigen, die 12-lötige Probe beizubehalten. Die nach der 12-lötigen Probe gefertigten Arbeiten wurden mit dem Namen des Meisters bezeichnet, darauf von dem Zunftältesten visitiert und, wenn sie für tüchtig erfunden, mit dem Zeichen SA (= Sagan) signiert. Das 13-, 14-, 15- und 16-lötige Silber aber wurde seit undenklichen Jahren mit der Numero selbst versehen. Ausserdem kam auch schlechteres Silber zur Verarbeitung. Der Bericht von 1716 gibt an, es wären viele Leute in der Gegend, die sich an die gewöhnliche Probe nicht kehren, sondern zu ihrem eigenen Gebrauche geringhaltiges 8- bis 10-lötiges Silber in die Arbeit brächten. Obwohl dieses weder mit des Meisters Namen noch mit der Stadtprobe bezeichnet würde, wäre es doch besser, wenn man zur 12-lötigen Breßlauischen Probe angehalten und weder die Verarbeitung und noch weniger der Verkauf des geringhaltigen Silbers verstatet werden möchte (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 13, AA VIII 10 k fol. 2).



c. 1725



c. 1745



c. 1800

Beschauzeichen



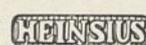
c. 1800



c. 1820

SA

c. 1845

Christian Hantke  
1705—v. 1746Joh. George Nördlinger  
1725—1772N. B. A.  
c. 1800Carl Gottl. Aug. Heinsius  
1806—?

Kilian Rudloff . . . . .	c. 1550	Laurentius Rabel . . . . .	1711— n. 1717
? Jacob Henichen . . . . .	c. 1606—	Johann Gottfried Teuber . . . . .	1721
Elias Büttner . . . . .	— v. 1640	Johann George Nördlinger* 1725—	1772
George Achtzenicht . . . . .	c. 1625— n. 1635	Gottfried Benjamin Körber . c. 1730—	1758
Adam Görlitzer . . . . .	v. 1630— n. 1636	Christian Gottlob Hantke . . . . .	— 1779
? Sigismund Rothe . . . . .	1639	Ambrosius Benj. Nördlinger 1788—	
Jeremias Hennig . . . . .	1640	N. B. A.* . . . . .	c. 1800
Hans Conradt . . . . .	1641— 1674	Carl Gottlieb Aug. Heinsius* 1806—	
George Conradt . . . . .	1670— 1704	Meyer . . . . .	c. 1844
Johann George Hoffmann . 1678—	1717	Baerthold . . . . .	c. 1860
Christian Hantke* . . . . .	1705— v. 1746	Witte . . . . .	1901
Johann George Conradt . 1708—	1725	Gustav Krause . . . . .	1901

### SCHMIEDEBERG

Nach einem am 12. April 1686 an den Grafen Czernin eingereichten Berichte des Schmiedeberger Amtshauptmannes Baderi befand sich unter den damaligen 13 Zünften Schmiedebergs auch eine Goldschmiede-Innung (Th. Eisenmänger, Gesch. d. Stadt Schmiedeberg, Breslau 1900, S. 86, 89). Wann ihre Gründung erfolgte, ist nicht bekannt. Ihr Bestand reicht jedenfalls bis in das 19. Jahrhundert. Während die meisten Goldschmiedemittel in den kleineren schlesischen Städten kaum die Mitte des 18. Jahrhunderts überlebten, hat Schmiedeberg um 1786 noch die erstaunlich hohe Zahl von fünf Meistern aufzuweisen. In den Kirchenbüchern Schmiedebergs sind bis 1804 mehrere Goldschmiede als Älteste und Oberälteste ihrer Zunft bezeichnet. Die Lebensfähigkeit des Schmiedeberger Goldschmiedehandwerks erscheint um so bemerkenswerter, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Nähe der Hirschberger und Landeshuter Meister eine nicht zu unterschätzende Konkurrenz bedeutete.

Silberproben und Merkzeichen. Urkundliche Nachrichten über die in Schmiedeberg verwendeten Proben und Beschauzeichen konnten bis jetzt nicht ermittelt werden. Doch liegt die Vermutung nahe, dass man in der Regel nach dem Beispiele von Hirschberg 14- und 12-lötiges Silber verarbeitete. Erhaltene Schmiedeberger Silberarbeiten zeigen in ihren Beschauzeichen teils die Buchstaben SB (SchmiedeBerg), teils das Pferd aus dem Stadtwappen.

Beschauzeichen  
c. 1680Beschauzeichen  
c. 1694Caspar Pischel  
c. 1665—1693Christoph Knappe  
c. 1673—1728

George Moss . . . . . c. 1640— 1693	Emanuel Poppe . . . . . 1721— v. 1748
Caspar Pischel* . . . . . c. 1665— 1683	Christoph Daniel Kopsch . 1728—
Christoph Knappe* . . . . . c. 1673— 1728	Johann Gottlieb Hoppestock 1729— 1767
Gottfried Pohl . . . . . c. 1675— 1713	Gottlieb Seidel . . . . . 1742— 1757
Daniel Krebs . . . . . c. 1685— 1699	Johann Heinrich Friderici . 1747— 1757
George Wagner . . . . . v. 1689— v. 1727	George Gottfried Hornig . 1750—
Daniel Seidel . . . . . 1692—	Christian Gottlob Kluge . 1750— 1763
Jonas Wagner . . . . . c. 1695— 1729	Johann Ludwig Thamm . 1753— 1790
Tobias Leuschner . . . . . 1698—	Gottlieb Bernhard Friderici 1757— 1789
Martin Mentzel . . . . . 1703— v. 1708	Gottlieb Wilh. Hoppestock 1761— 1804
Valentin Mentzel . . . . . 1710— 1737	Johann Carl Dehmel . . . 1765— 1799
Christoph Michel . . . . . 1711— 1726	Johann Gottlob Lauterbach 1778— 1785
Hermann Kluge . . . . . 1713— 1735	Benj. Gottlob Hoppestock 1788— 1793
Christian Knappe . . . . . 1714— 1760	Christian Ferdinand Petzold 1796— n. 1821
Christoph Gottlieb Dehmel 1720— 1750	Gustav Büttner . . . . . c. 1822—

### SCHÖMBERG

Johann Frantz Lachner, Goldschmied in Schömburg bei Landeshut, heiratet am 6. Februar 1718 eine Tochter des Malers Michael Ferdinand Jäger in Hirschberg.

### SCHÖNAU

Peter Tanner, Goldschmied in Schönau a. d. Katzbach, heiratet im Februar 1604 Anna, die Tochter des Liegnitzer Goldschmieds Martin Francke. — In der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts scheinen in Schönau keine Goldschmiede gewesen zu sein; die Durchsicht der Matrikelbücher der kath. Pfarrkirche von Schönau ist nach dieser Richtung vollständig ergebnislos gewesen. Auch Zimmermann erwähnt 1786 in seiner Beschreibung von Schlesien VI S. 354 unter den Schönauer Handwerkern keinen Goldschmied.

### SCHWEIDNITZ

Schweidnitz war im späteren Mittelalter nächst Breslau die bedeutendste Stadt Schlesiens. Man darf es daher als selbstverständlich betrachten, dass auch das Goldschmiedehandwerk hier seit früher Zeit einen aufnahmefähigen Boden fand. Die Goldschmiedennamen, die für das 14. und 15. Jahrhundert hauptsächlich mit Hilfe der Schweidnitzer Stadt-, Schöppen- und Steuerbücher festgestellt werden konnten, dürften in ihrer Zahl jedenfalls nicht dem einst wirklich vorhanden gewesenen Meister-



Gotischer Kelch in der kath. Pfarrkirche in Primkenau, gestiftet von Anna Rechenberg



Siegel der Schweidnitzer  
Goldschmiede-Innung,  
wahrscheinlich von 1574

bestande entsprechen. Ebenso muss für das 16. Jahrhundert die Liste infolge des Mangels geeigneter urkundlicher Unterlagen als lückenhaft gelten. Geschichtsschreiber von Schweidnitz nennen teils für 1471, teils für 1542 die Zahl von elf Goldschmieden.

Den ersten grösseren Privilegienbrief erhielten die Schweidnitzer Goldschmiede am 25. August 1574. Zur Ergänzung und Erläuterung desselben vereinbarten die Meister unter sich am 12. Januar 1575 noch einen Nachtrag. In die Entwicklung der Innung brachten die dreissiger Jahre des 17. Jahrhunderts eine jähe Unterbrechung. Ein 1672 angelegtes Protokollbuch der Innung schildert uns das grosse Elend, von dem die Stadt und mit ihr die Zunft durch Krieg, Pest und Brand heimgesucht wurden. Nur wenige Meister überlebten diese Schreckensjahre und der letzte starb, bevor sich neuer Nachwuchs eingefunden hatte. 1663 erlosch die alte Innung. Zwei Jahre später liessen sich Balthasar Vogel und Gottfried Löwe als neue Meister nieder. Aus dem Nachlass des 1655 verstorbenen Goldschmieds Hieronimus Löwe nahmen sie die alten Zunftprivilegien an sich. Im Jahre 1672 gesellte sich zu ihnen als dritter Meister Gottfried Fischer aus Fraustadt. Damit war die zur Neuaufrichtung des Mittels notwendige Meisterzahl erreicht. Statt die vorgeschriebene Dreijahrsarbeit zu arbeiten, zahlte Fischer 60 Reichstaler zur Anschaffung neuer Innungsutensilien. Das Bestehen der Zunft war nochmals in Frage gestellt, als Balthasar Vogel am 31. Mai 1673 sein Ältestenamnt niederlegte, um nach Breslau übersiedeln. Da kam im Oktober desselben Jahres Johann Scholtz von Breslau nach Schweidnitz, um in das Mittel einzuwerben. Nach seiner am 18. Januar 1674 erfolgten Rezeption war das Fortleben der Innung wieder gesichert. Nachdem sich Johann Fischer d. ä. 1675 als vierter Meister eingefunden hatte, hielt man es für angebracht, die alten Zunftartikel von 1574 den veränderten Zeitverhältnissen anzupassen. Am 20. April 1679 bestätigten die Ratmannen von Schweidnitz den neuen Privilegienbrief. In der Quartalsitzung vom 15. Februar 1680 wurden zum ersten Male die neuen Artikel vorgelesen. Während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts haben diese noch einen Nachtrag erhalten. Ende 1746 musste eine Abschrift der Artikel von 1679 nebst dem Nachtrage an König Friedrich den Grossen zur Konfirmation eingereicht werden. In dieser wurden die Punkte 5 und 6 vereinigt, so dass in der Abschrift die Numerierung aller weiteren Punkte um eine Zahl verschoben erscheint.

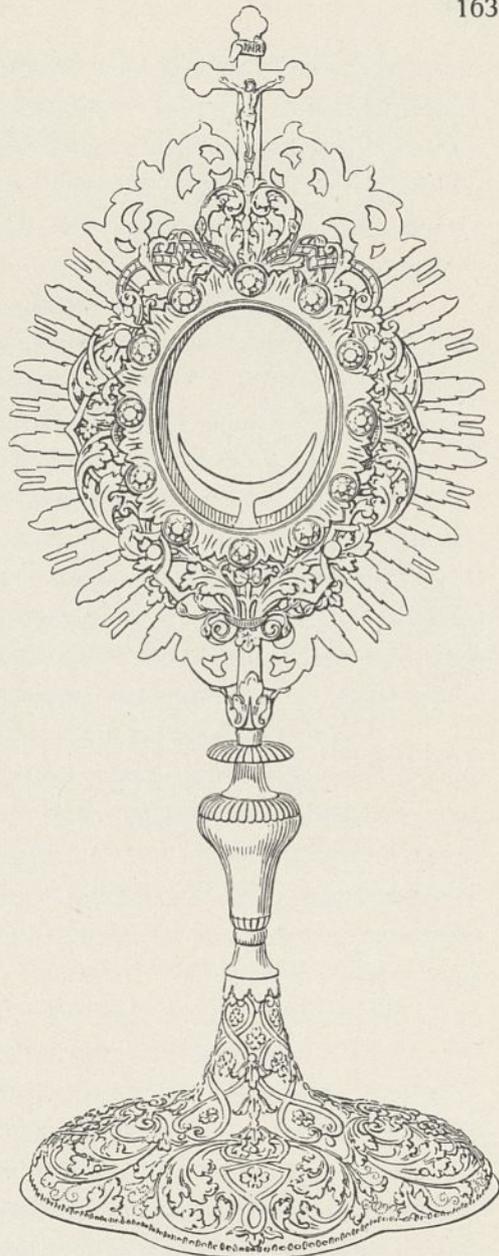
Schweidnitz hat auch im 18. Jahrhundert eine relativ hohe Meisterzahl unter den Goldschmieden aufzuweisen. Selbst die für die Stadt harten Zeiten des Siebenjährigen Krieges brachten dem Goldschmiedehandwerk keine nennenswerte Schädigung, wenn auch seit jenen Jahren die Meisterzahl zurückgegangen ist. Im Jahre 1711 hatte die Innung acht, 1737 elf, 1777 sieben und 1810 sechs einheimische Mitglieder. Zur Vermeidung einer unnötigen Belastung der Mittelskasse beschloss man



Kleines Siegel der  
Schweidnitzer Gold-  
schmiede

am 6. Februar 1804, fortan nur alle zwei Jahre eine Quartalssitzung unter Einschränkung der Kosten abzuhalten.

Als nach Einführung der Gewerbefreiheit der Eintritt in die Innung ganz im Belieben der einzelnen Meister stand, verlor die Schweidnitzer Goldschmiedezunft bald ihre alte Bedeutung. Im Jahre 1822 gehörten von den in Schweidnitz ansässigen Goldschmieden nur drei der Innung an. Auch der 1824 unternommene Versuch, durch neue Statuten das Interesse an der Zunft wieder zu heben, verlief ohne Erfolg. Schliesslich zählte das Mittel drei Mitglieder, von denen zwei das Gewerbe nicht mehr betrieben. Um die alte Innung vor der unvermeidlich gewordenen Auflösung zu bewahren, entschlossen sich 1848 acht Schweidnitzer Goldarbeiter zur Mitgliedschaft. Ausserdem forderte man am 11. März 1849 die Goldarbeiter von Reichenbach, Striegau, Waldenburg und Freiburg zum Eintritt in die Innung auf, da nach den inzwischen in Kraft getretenen gesetzlichen Vorschriften zwölf Mitglieder zur Bildung einer Innung nötig waren. Die Regierung liess aber die Hinzuziehung von auswärtigen Meistern zwecks Erreichung der vorgeschriebenen Mindestzahl nicht gelten und empfahl den Goldschmieden eine Vereinigung mit den Nadlern, Uhrmachern und Gürtlern. Nachdem die Goldarbeiter gegen die Aufnahme der Gürtler mit Erfolg Einspruch erhoben hatten, konstituierte sich am 16. August 1854 „Die vereinigte Innung der Gold- und Silber-Arbeiter, Nadler und Uhrmacher zu Schweidnitz“. Die Gründung erfolgte auf Grund der am 19. Mai 1854 von der Kgl. Regierung bestätigten Statuten. Die ganze Vereinigung war aber von Anfang an ein totgeborenes Kind. Die Uhrmacher dachten nicht daran, in die Innung einzutreten, und die Goldarbeiter betrachteten die Mitgliedschaft der Nadler nur als ein notwendiges Übel. Nach elfjährigem Bestehen hielt der Verband am 14. Mai 1869 die letzte Sitzung ab. Am 21. April 1885 versammelten sich die der Vereinigung treu gebliebenen Goldarbeiter, um über die Neukonstituierung der Innung zu beraten. Man kam überein, zunächst die bisher dem Verbands fern gebliebenen Goldschmiede aus Schweidnitz und den umliegenden Ortschaften zur Mitgliedschaft auf-



Monstranz in der kath. Pfarrkirche von Weizenrodau, Arbeit des Johann Fischer d. j. in Schweidnitz, datiert 1717

zufordern. Die Umfrage blieb nicht ohne Erfolg, und am 17. März 1886 wurden die weiteren Schritte beraten. Zuzufolge einer Anregung des Schweidnitzer Magistrats nahm man sich die Statuten der Liegnitzer Goldarbeiter zum Vorbilde und errichtete unter Ausschluss der Nadler und Uhrmacher eine neue „Innung der Gold- und Silberschmiede zu Schweidnitz“. Am 21. März 1888 erhielt die Innung die neuen von der Kgl. Regierung bestätigten Statuten.

Die jüngste Phase in der schicksalsreichen Geschichte der Schweidnitzer Goldschmiedezunft bildet die am 31. August 1898 beschlossene Umwandlung der seit 1886/88 bestehenden Innung in eine Zwangsinnung. Nach abermaliger Genehmigung neuer Statuten wurde am 26. Oktober 1899 die bisherige Gold- und Silberschmiede-Innung in Schweidnitz für geschlossen erklärt und die neue Zwangsinnung unter demselben Namen gegründet.

Zur Stempelung der Meister-, Lehr- und Gesellenbriefe führte die alte Innung zwei Petschafte. Beide zeigen den Bischof Eligius als Goldschmied bei der Arbeit. Das grössere, in Blei geschnittene Siegel stammt jedenfalls aus dem Jahre 1574. Der kleinere, in Eisen geschnittene Stempel scheint gelegentlich der Neuaufrichtung der Zunft in den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts entstanden zu sein. Nach dem Muster des kleineren Siegels wurde 1890 ein Druckstempel angeschafft, der noch jetzt im Gebrauch ist.

Obwohl das Schweidnitzer Goldschmiedehandwerk auf eine bedeutende Vergangenheit zurückblicken kann, haben sich die aus seinen Werkstätten hervorgegangenen Arbeiten nicht in allzugrosser Menge erhalten. Besonders von den vor dem Dreissigjährigen Kriege entstandenen Arbeiten sind nur wenige der Vernichtung entgangen. Von dem silbernen Stadtsiegel, das der Goldschmied Claws Gordeman 1431 dem Rate lieferte, scheint sich wenigstens ein 1432 genommener Abdruck erhalten zu haben (H. v. Saurma, Wappenb. d. schles. Städte, Berlin 1870, S. 407). Zu den spärlichen Überresten aus der Renaissancezeit zählt der sog. Jagdbecher des Herzogs Bolko, ein Haufebecher von ca. 1550 im Besitze der Stadt Schweidnitz, dessen Gravierung die Abbildung auf Seite 135 veranschaulicht. Von den rund hundert Jahre zuvor aufs Schweidnitzer Rathaus gekommenen Goldschmiedearbeiten ist leider nichts mehr erhalten. Nur aus dem Stadtbuche II fol. 119b erfahren wir, dass im Jahre 1449 die Ratleute Petrus Hoene, Martinus Lemberg, Jeronimus Pfartener, Nicolaus Nonhard, Johannes Pechmann und Wilhelm von Nykuschendorf der Stadt zu Ehren zwei silberne vergoldete „Käppe“ (Pokale) mit der Stadt Wappen im Gewicht von 4 Mark weniger  $\frac{1}{2}$  Scot Silbers und zwei silberne Becher im Gewicht von 2 Mark  $4\frac{1}{2}$  Scot geschenkt haben und ausserdem damals für die Ratskapelle ein vergoldetes Pacem zur Aufbewahrung der Reliquien der hl. Pancratius und Laurentius für  $9\frac{1}{2}$  Gulden angeschafft wurde. Die meisten noch vorhandenen Schweidnitzer Goldschmiedearbeiten gehören den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts an. Ein imposantes Beispiel für die Leistungsfähigkeit jener Zeit bietet der bei Hintze und Masner, Goldschmiedearbeiten Schlesiens (Breslau 1911) auf Tafel 53 abgebildete grosse Willkommpokal, den der Goldschmied Paul Kaselitz im Jahre 1715 für die Schweidnitzer Bäcker Gesellen arbeitete. In dieselbe Zeit gehören die beiden hier wiedergegebenen Arbeiten des Schweidnitzer Goldschmieds Johann Fischer d. j.

Landgoldschmiede. Auf Grund der in den von Kaiser Karl VI. am 5. Januar 1739 bestätigten „General-Zunft-Articeln für die Zünften deren Königl. Böhmeimischen Erb-Landen“ enthaltenen Bestimmungen sahen sich die Schweidnitzer Goldschmiede zu einem Bittgesuche an ihren Magistrat veranlasst, in dem sie darauf hinwiesen, dass sich in den umliegenden Ortschaften nicht wenig Goldschmiede befinden, die dort nach eigenem Belieben ohne rechte Probe arbeiten und die Abnehmer nicht zum besten versorgen. Der Magistrat sollte höheren Ortes vorstellig werden, dass sich die Goldschmiede der benachbarten kleinen Städte gegen eine leidliche Rezeptionsgebühr in das Schweidnitzer Mittel aufnehmen lassen und ihre Arbeiten nach der vorschriftsmässigen Schweidnitzer Probe legieren. Die Vorstellungen scheinen zunächst wenig Erfolg gehabt zu haben. Denn einige Zeit vor und nach dieser Eingabe begegnen wir nur einigen auswärtigen Meistern, die für ihre Lehrlingen zunftgerechte Lehrbriefe erlangen wollten, so zum Beispiel aus Landeshut Johann Joachim Scholtz 1730 und Johann George Weniger 1753 und aus Strehlen George Hartmann 1741. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts mehrte sich die Zahl der Landgoldschmiede. Aus Reichenbach liessen sich Johann Gottlob Krumpolt 1785, Johann Anton Joseph van der Kirch 1796, Carl Gottlob Ludwig Sohr 1810 und Johann Ludwig Hellwig 1810, aus Waldenburg Friedrich Wilhelm Renner 1789 und Samuel Gottfried Guhl 1798, aus Strehlen Johann Gottlieb Oelsner 1792, Johann Traugott Hiller 1793 und Johann Gottlieb Bancke 1800 in Schweidnitz inkorporieren.

Abermals eine grössere Zahl von auswärtigen Mitgliedern — allerdings unter ganz anderen Verhältnissen — weist die Schweidnitzer Innung seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf. Nach der Konstituierung der vereinigten Innung der Gold- und Silber-Arbeiter, Nadler und Uhrmacher werden 1854 als auswärtige Mitglieder die Goldschmiede Carl Frey d. ä. und August Frey in Freiburg, Friedrich Fiedler in Striegau, Carl Stegmann in Bolkenhain, Wilhelm Wirth in Waldenburg, Eduard Ernst August van der Kirch in Reichenbach, Wilhelm Kimmel in Frankenstein und Eduard Schneck in Steinau a. d. Oder genannt. Die Neugründung der Innung im Jahre 1886 brachte sechs bis acht auswärtige Mitglieder ein. Seit der Errichtung der Zwangsinnung im Jahre 1899 sind alle Goldarbeiter aus den Kreisen Schweidnitz, Striegau, Reichenbach, Waldenburg und Frankenstein zum Eintritt in die Schweidnitzer Innung verpflichtet.

Feingehalt und Merkzeichen. Der Zunftbrief vom 25. August 1574 verlangt die 14-lötige Silberprobe. Jede Arbeit über 4 Lot am Gewicht sollte vom vereideten Beschaumeister beschaut und mit der Stadt Zeichen versehen werden. Wie die meisten



Kelch in der kath. Pfarrkirche von Schweidnitz, Arbeit des Johann Fischer d. j. in Schweidnitz, gestiftet 1719 von F. Hahn

schlesischen Goldschmiede-Innungen ging auch die Schweidnitzer im Laufe des 17. Jahrhunderts zu etwas geringeren Proben über. Die Artikel vom 20. April 1679 fordern in Punkt 8: „Jeder soll sich beleißigen, der Probe nach zu arbeiten 12-löthig, drüber mag er solches wol arbeiten 13- oder 14-löthig . . . Wenn aber Leuthe Silber zu verarbeiten geben, daß unter 12-löthig ist, wirdt solches mit der Stadt Zeichen nicht bezeichnet.“ Wir vermissen hier nähere Mitteilungen über die Art des Beschauzeichens. Eine wichtige Ergänzung zu den Angaben der Statuten von 1679 bildet daher der am 14. November 1748 von dem Stellerrat Wernicke in Schweidnitz erstattete Bericht, betreffend die im Schweidnitzer Departement gehaltenen Silberproben. Wir erfahren daraus, dass das 12-lötige Silber mit dem Schweine, das 14-lötige mit dem Schweine und einer darüber befindlichen Krone gestempelt wurde (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 60).

Am Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts wird statt der 12-lötigen Silberprobe die 11-lötige üblich. Der Statutenentwurf von 1824 sieht „wie früher“ den Gebrauch der 11-lötigen Probe vor. Auch die Entwürfe von 1849 und 1850 verpflichteten die Innungsmitglieder, das Silber im Gehalt von 11 Lot zu verarbeiten. Als Probezeichen sollte das Schwein bleiben.

Eine durchgreifende Neuregelung der Silber- und Goldproben und der Punzierung brachte das Jahr 1858. Nach dem Vorbilde der Breslauer Innung beschlossen die Schweidnitzer Goldschmiede am 11. August 1858, das Silber von nun an probehaltig aus 7 Teilen Feinsilber und 3 Teilen Kupfer zu mischen und auf die fertigen Waren eine „70“ als Probezeichen zu schlagen. Dabei blieb es bis zur Einführung des Reichsgesetzes über den Feingehalt vom 16. Juli 1884. Bezüglich des Goldes beschloss man 1858, dass das Feingold zu 920, das 14-karätige Gold zu 585 und das 8-karätige zu 335 vom Tausend legiert werden soll. Von einer Bezeichnung der Goldwaren mit Namen und anderen Stempeln wurde abgesehen.

Im 18. Jahrhundert hat man in Schweidnitz auch ausgiebigen Gebrauch von Buchstaben zur Kennzeichnung der jeweiligen Stempelmeister gemacht. Mit Hilfe der noch erhaltenen Zunftprotokolle jener Zeit sind wir in der Lage, viele Jahrzehnte hindurch dem Wechsel der Buchstaben nachzugehen. Die nachstehende Liste der Stempelmeisterbuchstaben liess sich auf Grund dieser Protokolle zusammenstellen. Die Einführung der Buchstaben wurde in der Quartalssitzung vom 25. Juni 1703 bekannt gegeben. Leider hat man in der Zeit von 1703—1717 und seit 1778 verabsäumt, bei dem Wechsel der Stempelmeister die Zuweisung der neuen Buchstaben zu Protokoll zu geben. Ob man sich noch nach 1790 der Stempelmeisterbuchstaben bediente, ist nicht bekannt. In Vergessenheit war diese Gepflogenheit im Jahre 1824 jedenfalls noch nicht geraten. In den in diesem Jahre neu vereinbarten Mittelsstatuten heisst es in Punkt 5: „Das Zeichen des Zeichenmeisters ist ein Buchstabe klein Latein und würde bei der neuen Constituierung des Mittels mit dem a anfangen, wodenn der nächstfolgende Zeichenmeister das b führen würde u. s. w. im Alphabeth fort.“ Da die 1824 von den Meistern aufgestellten Statuten niemals eine amtliche Bestätigung erlangten, ist es fraglich, ob die dort beschriebenen Buchstaben jemals in Anwendung gekommen sind.

## Liste der Amtsdauer, Buchstaben und Namen der Stempelmeister von 1703—1790:

25. VI. 1703—28. II. 1704		Stempelmeister:	31. I. 1746—23. I. 1747	Z	Johann Funcke
28. II. 1704—28. II. 1705		Es wechseln	23. I. 1747—27. II. 1748	A	J. G. Roggenbau
28. II. 1705— 8. III. 1706		bis 1717	27. II. 1748— 1. III. 1749	B	Joh. Friedr. Beyer
8. III. 1706—28. II. 1707		Gottfr. Fischer	1. III. 1749—23. II. 1750	C	J. G. Roggenbau
28. II. 1707—27. II. 1708		und	23. II. 1750—15. II. 1751	D	Joh. Friedr. Beyer
27. II. 1708— 3. III. 1709		George Weiss	15. II. 1751— 4. III. 1752	D	„ „ „
3. III. 1709—28. II. 1710			4. III. 1752— 5. III. 1753	E	J. M. Furche
28. II. 1710— ? II. 1711			5. III. 1753—11. II. 1754	D	J. Fr. Beyer
? II. 1711—28. II. 1712			11. II. 1754— 8. II. 1755	E	J. M. Furche
28. II. 1712— 8. I. 1713			8. II. 1755—10. II. 1756	D	J. Fr. Beyer
8. I. 1713—28. II. 1714			10. II. 1756—21. II. 1757	E	J. M. Furche
28. II. 1714—26. II. 1715			21. II. 1757— 1758	D	J. Fr. Beyer
26. II. 1715—28. II. 1716	S		1758— 6. II. 1759	D	J. Fr. Beyer
28. II. 1716— 1. II. 1717			6. II. 1759—18. II. 1760	(E)	J. M. Furche
1. II. 1717— 5. V. 1717			18. II. 1760— 4. II. 1761	D	J. Fr. Beyer
5. V. 1717—17. I. 1718	A	Joh. Fischer?	4. II. 1761—23. II. 1762	E	J. M. Furche
17. I. 1718—10. I. 1719	(A)	Joh. Fischer	23. II. 1762—14. II. 1763	D	J. Fr. Beyer
10. I. 1719—24. II. 1720	(B)C	Gottfr. Hancke	14. II. 1763—23. I. 1764	E	J. M. Furche
24. II. 1720—28. II. 1721	D	George Weiss	23. I. 1764—18. II. 1765	D	J. Fr. Beyer
28. II. 1721—20. II. 1722	E	Gottfr. Hancke	18. II. 1765—10. II. 1766	E	J. M. Furche
20. II. 1722—17. I. 1723	F	George Weiss	10. II. 1766—23. II. 1767	D	J. Fr. Beyer
17. I. 1723—17. I. 1724	G	Gottsch. Littich	23. II. 1767—15. II. 1768	E	J. M. Furche
17. I. 1724—21. VII. 1724	H	George Weiss	15. II. 1768— 6. II. 1769	D	J. Fr. Beyer
21. VII. 1724—28. I. 1726	(J)	Gottsch. Littich	6. II. 1769—28. II. 1770	E	J. M. Furche
28. I. 1726—18. II. 1727	K	Paul Kaselitz	28. II. 1770—10. II. 1771	D	J. Fr. Beyer
18. II. 1727—16. II. 1728	L	Gottsch. Littich	10. II. 1771— 2. III. 1772	E	J. M. Furche
16. II. 1728—16. II. 1729	M	Paul Kaselitz	2. III. 1772—15. III. 1773	D	J. Fr. Beyer
16. II. 1729—15. II. 1730	N	Gottsch. Littich	15. III. 1773— 7. III. 1774	E	J. M. Furche
15. II. 1730—15. II. 1731	O	Paul Kaselitz	7. III. 1774—15. II. 1775	D	J. Fr. Beyer
15. II. 1731—19. II. 1732	P	Gottsch. Littich	1775—15. I. 1776	(E)	J. M. Furche
19. II. 1732—28. II. 1733	R	Paul Kaselitz	15. I. 1776—27. II. 1777	(E)	J. M. Furche
28. II. 1733— 1. III. 1734	T	Gottsch. Littich	27. II. 1777—31. X. 1777		?
1. III. 1734—17. II. 1735	V	Zach. Pfuhl	31. X. 1777— 1779	A	C. G. Holmberg
17. II. 1735— 8. II. 1736	W	Gottsch. Littich	1779— 5. III. 1780		
8. II. 1736— 8. II. 1737	X	Zach. Pfuhl	5. III. 1780— 1781		
8. II. 1737—27. II. 1738	W	Gottsch. Littich	1781— 1782	}	?
27. II. 1738— 2. III. 1739	X	Zach. Pfuhl	1782— 3. III. 1783	}	
2. III. 1739—14. III. 1740	W	Gottsch. Littich	3. III. 1783—21. I. 1784	}	
14. III. 1740— 9. III. 1741	X	Zach. Pfuhl	21. I. 1784—21. II. 1785	A	?
9. III. 1741—14. II. 1742	J	G. F. Neuman	21. II. 1785—27. II. 1786		
14. II. 1742—26. III. 1743	(W)	Zach. Pfuhl	27. II. 1786—19. II. 1787		
26. III. 1743—27. II. 1744	J	G. F. Neuman	19. II. 1787— 4. II. 1788	}	?
27. II. 1744— 1. III. 1745	(W)	Zach. Pfuhl	4. II. 1788—23. II. 1789		
1. III. 1745—31. I. 1746	(J)	G. F. Neuman	23. II. 1789— 8. II. 1790		

Beschauezeichen für  
12-lötiges Silber:



c. 1690



c. 1715



c. 1720



c. 1740

Beschauezeichen für  
14-lötiges Silber:



c. 1730

Im Jahre 1735 bediente sich Johann Friedrich Wündisch eines unrechtmässigen Stempels, den die Zunftältesten an sich nahmen und in die Lade legten. Vielleicht gibt die nebenstehende Abbildung den dem Wündisch abgenommenen Stempel wieder; der Punzen dazu befindet sich noch jetzt in der Lade der Schweidnitzer Goldschmiede. Auffallend an dieser Marke ist, dass sie das Schwein in anderer Richtung und in einer von der üblichen Art abweichenden Zeichnung darstellt.



## Stempelmeisterbuchstaben:

A B C D E F H I K L N P R S T V W Z

Gottfried Löwe  
1665—1700Gottfried Fischer  
1672—1717Johann Flscher d. ä.  
1675—1719Paul Kaselitz  
1702—1733Johann Fischer d. j.  
1705—1732Johann Funcke  
1721—1748Joh. Gottlieb Roggenbau  
1730—1751Joh. Friedr. Beyer  
1736—1775Joh. Matthias Furche  
1737—1777

Henricus der Silbirmelzer . . . . .	1378	Matthias Kind . . . . .	1461
Peter . . . . .	1379	Michel Trichter . . . . .	c. 1471— c. 1480
Benesch Kaerperer . . . . .	1379	Urban Wirczpach . . . . .	c. 1471— c. 1479
Georg Kind d. ä. . . . .	1379	Merten Lobschicz . . . . .	c. 1471— c. 1481
Marcus . . . . .	1379	Hans Heynersdorff . . . . .	1471
Hannos Francke . . . . .	1380	Georg Kind d. j. . . . .	1471
Hensil . . . . .	1381/86	Paul Kind . . . . .	1471
Franzko . . . . .	c. 1381— c. 1410	Lorenz von Görlitz . . . . .	1481
Mertin von Praga . . . . .	1384	Gregor Strada . . . . .	c. 1483— c. 1488
Thomas Gerstman . . . . .	c. 1386— c. 1420	Nicolaus Briger . . . . .	1484
Neyser . . . . .	1406	Panthaleon Forster . . . . .	c. 1484— c. 1490
Franzko Junge . . . . .	c. 1410— c. 1427	Sigismund Fleischer . . . . .	1487
Clemens . . . . .	1410	Heinrich Meyer . . . . .	1489
Niclos Sateler . . . . .	1416	Stanislaus Kind . . . . .	1490
Nicolaus Lope . . . . .	1418	Hans Hirsch . . . . .	v. 1491— n. 1509
Hannos Polean . . . . .	?	Peter Hickman . . . . .	1498
Steffan Müllich . . . . .	?	Martin Steidener . . . . .	1503
Hannus Gerung . . . . .	?	Hans Voyt . . . . .	1503
George Goultsmid . . . . .	?	Hans Wolgemut . . . . .	1503
Claws Gordeman . . . . .	1431	Georg Panthel . . . . .	1503
Nicolaus Francke . . . . .	1439	Hans Florian . . . . .	1521
Heinrich Schuler . . . . .	c. 1439— c. 1455	Achatius Hoffman . . . . .	c. 1531— v. 1555
Hans Korczpawl . . . . .	1449	Wolfgang Schrägel . . . . .	1539
Jacob . . . . .	c. 1450— c. 1454	Frantz Feucht . . . . .	c. 1550— v. 1581

Balthasar Loher (Lorr) . . . c. 1555— n. 1574	Christian Sparman . . . 1726— 1742
Stentzel Beer (Beyer) d. ä. . c. 1558— 1598	Johann Gottlieb Roggenbau* 1730— 1751
Christian Schlitte . . . . . 1561	Johann Gottfried Eisenberg 1734— 1745
Friedrich Krier . . . . . c. 1560— n. 1593	Johann Friedrich Beyer* . 1736— 1775
Christianus Lamprecht . . c. 1565— n. 1574	Johann Matthias Furche* . 1737— 1777
Andreas Schubert d. ä. . . 1576— n. 1599	Gottfried Krause . . . . . 1737— c. 1741
Peter Besnitz . . . . . 1580— n. 1605	Christian Friedrich Mentzel 1742— 1749
Baltzer Grune . . . . . —1624	Gottfried Ludwig Heppner 1746—
Stentzel Beer (Beyer) d. j. . v. 1600— n. 1629	Carl Gottfried Pfuhl . . . 1747—
Caspar Püschel . . . . . 1608	Christoph Heinrich Meltzer 1751— 1775
Melchior Loher . . . . . c. 1608— n. 1633	Carl Siegmund Klein . . . 1753— 1758
David Beer (Beyer) . . . . v. 1614— n. 1627	Gottfried Benjamin Hancko 1759— 1767
Caspar Anders . . . . . c. 1615— n. 1632	Johann Tobias Gebel . . . 1759— 1789
Andreas Schubert d. j. . . c. 1615— n. 1628	Johann Gottlieb Berger . . 1759— v. 1777
Wentzel Beer (Beyer) . . . c. 1625— c. 1627	Johann Michael Baurert . . 1764— 1794
Samuel Beer (Beyer) . . . v. 1627— n. 1632	Johann Carl Ulmann . . . 1771— v. 1777
Hieronimus Löwe . . . . . c. 1630— 1655	Johann Christian Junge . . 1774— 1782
George Caesar . . . . . v. 1654— 1664	Christ. Gotthelff Holmberg 1776— n. 1810
Balthasar Vogel . . . . . 1665— 1673	Carl Benjamin Meltzer . . 1776— n. 1810
Gottfried Löwe* . . . . . 1665— 1700	Ernst Wilhelm Bucholdt . . 1777— 1779
Gottfried Fischer* . . . . . 1672— 1717	Johann Gottfried Keil . . . 1778— n. 1802
Johann Scholtz . . . . . 1674— 1688	Johann Augustin Siegert . . 1780— n. 1814
Johann Fischer d. ä.* . . . 1675— 1719	Johann Benjamin Haupt . . 1795— 1806
Hans Adam Gottfr. Neumann 1683— 1693	Frantz Joseph Rost . . . . 1797—
Valentin Klippel . . . . . 1687— n. 1709	Johann Friedrich Keil . . . 1810— 1838
Andreas Wuttke . . . . . 1694— 1714	Carl Wilhelm Keil . . . . . 1812— 1861
Heinrich Fuchs . . . . . 1698—	Gottlieb August Teusner . c. 1812—
George Weiss . . . . . 1698— 1724	Carl Heinrich Meltzer . . . c. 1815— 1827
Gottfried Hancke . . . . . 1700— n. 1723	Wilhelm Ruffer . . . . . 1822— 1857
Gottschalck Littich . . . . 1701— 1741	Robert Ferdinand Siegert . 1826— 1869
Paul Kaselitz* . . . . . 1702— 1733	J. Andreas Göhring . . . . . 1827— 1844
Matthaeus Kratz . . . . . 1702— 1706	C. Reiss . . . . . c. 1834— n. 1849
Johann Fischer d. j.* . . . . 1705— 1732	Carl Gustav Ludwig Thomas c. 1835— c. 1840
Zacharias Pfuhl . . . . . 1706— 1745	Francke . . . . . c. 1835
Ferdinand Ignatz Friedrich 1709— 1714	Friedrich Caspari d. ä. . . . 1839— 1845
Johann Reinhold Schrötter 1711— 1716	Benno Nessel . . . . . 1845— 1891
Gottfried Ferd. Neumann . 1712— 1746	Eduard Schneck . . . . . 1847— 1855
Johann George Fischer . . . 1720—	Hermann Döll . . . . . 1848— 1893
Johann Friedrich Wündisch 1720— c. 1745	Adolf Klose . . . . . 1849— 1855
Johann Funcke* . . . . . 1721— 1748	Carl Hellmann . . . . . 1850—

Gottfried Schierbel . . . . .	1854—	Arthur Försterling . . . . .	1892—
Joh. Carl Friedrich Scholtz . . . . .	1860—1893	Fritz Wild . . . . .	1893—
Friedrich Caspari d. j. . . . .	1869—1901	Richard Nessel . . . . .	1893—
Karl Hielscher . . . . .	1885—1895	Alfred Böhmelt . . . . .	1893—
Herrmann Fichtner . . . . .	c. 1885	Paul Franke . . . . .	1899—1903
Richard Kretschmer . . . . .	c. 1888	Oskar Kögel . . . . .	1901—

### SILBERBERG

Johann Gottfried Löwe, ein Sohn des Schweidnitzer Goldschmieds Gottfried Löwe, lässt sich um 1701 in Silberberg als Goldschmied nieder.

### SPROTTAU

Silberproben und Merkzeichen. Der Sprottauer Goldschmied Johann Ernst Weigel berichtet sub praes. 6. November 1716 an den Magistrat seiner Stadt, dass man zeither das Silber, wie es von dem einen oder dem anderen gebracht wurde, verarbeitet hat. Was davon unter 11- oder 12-lötig war, blieb ungestempelt, auf den 12-lötigen und noch besseren Silberarbeiten dagegen hat man allezeit die Probe des Gehalts angemerkt (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 24, F. Glogau VIII 5 d).

Abraham Heintze . . . . .	c. 1650—1686	Gottfried Benjamin Körber	1723— c. 1730
Nicolaus Bock . . . . .	1679—1716	Christian Gottlob Weigel .	1744—
Johann Ernst Weigel . . . . .	c. 1710—1743	Carl Weigel . . . . .	c. 1753— n. 1773

### STEINAU A. D. ODER

Einige in der evang. Pfarrkirche von Steinau a. d. Oder erhaltene Goldschmiedearbeiten mit der Meistermarke des Steinauer Gold- und Silberarbeiters Johann Christoph Petzolt tragen als Beschauzeichen den Buchstaben S.

Adam Berger . . . . .	1597/98	Johann Chr. Jentsch . . . . .	1715
Daniel Wirster . . . . .	1621— c. 1629	Peter Thebesius . . . . .	c. 1721— n. 1732
Wolff Hoffmann . . . . .	v. 1633	Lorentz Stauder . . . . .	v. 1745— n. 1756
Johann Christoph Petzolt .	1699—	Adam Gehr . . . . .	c. 1745— 1787
Johann Jacob Stauder . . .	v. 1710— 1717	Johann Christian Hentschke	1754— c. 1762
Johann George Ulich . . .	c. 1710— 1715	Andreas Lutz . . . . .	c. 1765— n. 1797
George Christian Jänisch .	c. 1710— v. 1737	Christian Samuel Petzolt .	1801—
Johann Christian Francke .	c. 1712— n. 1741	Eduard Schneck . . . . .	1853— 1855

### STREHLEN

Gleich mehreren anderen Städten Schlesiens verdankte auch Strehlen der Gunst der Piastenherzöge eine mit fürstlichen Privilegien ausgestattete Goldschmiede-Innung. Am 12. Februar 1604 bestätigten die Herzogin Witwe Anna Maria von Liegnitz und Brieg und Herzog Karl von Münsterberg den Strehlemer Goldschmieden eigene Zunftartikel.

Die Mitgliederzahl der Innung scheint aber nie sehr bedeutend gewesen zu sein. Im Jahre 1604 bestand das ganze Mittel aus vier und 1612 aus drei Meistern. Die gleichen Zahlen dürfen wir wohl auch für die folgenden Jahrzehnte annehmen.

Gegen 1740 löste sich die Innung auf. Um für seinen Lehrjungen Johann Ernst Braungart einen zunftgerechten Lehrbrief zu erhalten, liess sich im September 1741 der Strehleener Goldschmied George Hartmann bei der Goldschmiedezunft in Schweidnitz als sogenannter Landmeister inkorporieren. Wegen der bereits erfolgten Auflösung der Innung fehlen auch die Artikel der Goldschmiede in dem Sammelbände der Zunftprivilegien Strehlens, der am 28. November 1746 auf Grund einer Kgl. Verordnung an die Regierung eingereicht wurde (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 21, F. Brieg, preuss. Zeit Nr. 732). Am 19. Mai 1790 erschien in Brieg eine Mitteilung, dass von den zwei bisherigen Strehleener Goldschmieden der eine erblindet und der andere vor vier Wochen verstorben wäre. Auf Ansuchen des Magistrats sollte bei der Brieger Goldschmiedezunft sowie in anderen Städten des Brieger Departements angefragt werden, ob nicht ein geeigneter Goldschmied bereit wäre, sich in Strehlen niederzulassen (Brieger Stadtarchiv, Acta betr. die Gold- und Silberarb. fol. 31). Im Juni 1792 erschien Johann Gottlieb Oelsner in Strehlen; ihm folgten 1793 Johann Traugott Hiller und 1800 Johann Gottlieb Bancke. Alle drei liessen sich in das Schweidnitzer Mittel als auswärtige Mitglieder aufnehmen.

Silberproben und Merkzeichen. Nach Punkt 3 der Artikel von 1604 sollte das Silber 14-lötig und nicht geringer verarbeitet werden. Zwei dazu verordnete Meister hatten die fertigen Arbeiten zu probieren und zu zeichnen. Doch schon nach wenigen Jahren ging man zum 13 $\frac{1}{2}$ - und 13-lötigen Silber unter dem Vorwande über, dass auch die Breslauer und Brieger Meister in Wahrheit nur 13 $\frac{1}{2}$ -lötiges Silber statt des vorgeschriebenen 14-lötigen nehmen und in Augsburg und Nürnberg nur die 13-lötige Probe gehalten werde (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 21, F. Brieg, Ortsakten Strehlen VIII 4 p). Das Beschauzeichen bestand in einem S mit einem Pfeil. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bediente man sich ausserdem des 12-lötigen Silbers. Sub praes. 3. Dezember 1716 berichtete die Kgl. Regierung in Brieg, dass in Strehlen ordinariè 12- und 14-lötiges Silber gearbeitet und nebst des Meisters Namen das erstere mit einer Kugel, in der drei Pfeile stecken, das letztere mit einem S und einem Pfeil durch den Oberältesten bezeichnet wird; ausserdem würde auf Begehren auch 10- und 8-lötiges Silber jedoch ohne Zeichnung verarbeitet (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 13, AA VIII 10 k fol. 6). Bei der Auflösung der Innung scheint das Beschauzeichen mit der Kugel, in der drei Pfeile stecken, ausser Gebrauch gekommen zu sein. Auf das Kgl. Schreiben vom 15. August 1748, betreffend die Silber- und Zinnprobe in den Städten des Brieger Departements, berichtete der Strehleener Magistrat am 3. September 1748 nur von einem Stadt- und Probezeichen für 12-lötiges Silber, das auf das 14- und 16-lötige doppelt aufgeschlagen wird (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol I fol. 42). Neben den Beschau- und Meisterzeichen muss man in Strehlen zeitweise auch Stempelmeisterbuchstaben verwendet haben. Ein 1717

gestiftetes Taufbecken der evang. Pfarrkirche in Nimptsch trägt ausser dem Stadtstempel für 12-lötiges Silber und der Meistermarke P. A. den Stempelmeisterbuchstaben **A**

Beschauezeichen für 14- bzw. 13<sup>1</sup>/<sub>2</sub>- u. 13-lötiges Silber:



Beschauezeichen für 12-lötiges Silber:



Adam Neuwaldt d. ä.  
c. 1580—1617



Erasmus Kollmann  
1676—?



P. A.  
c. 1717



George Hartmann  
c. 1735—1772

Simon Kirsten . . . . . 1568	Daniel Koller . . . . . — v. 1691
Adam Neuwaldt d. ä.* . . c. 1580— 1617	Ehrenfried Preussler . . . 1685—
Christoph Ranser . . . . . 1590	P. A.* . . . . . 1717
Bartholomaeus Appel . . . — c. 1610	Friedrich Tulcke . . . . c. 1710— v. 1740
Hans Schröter . . . . . c. 1590— n. 1612	Johann Titze . . . . . c. 1725
Hans Pretsch . . . . . 1601— n. 1612	Johann Samuel Ender . . . . 1748
Andreas Appel . . . . . c. 1612—	George Hartmann* . . . c. 1735— 1772
Amos Neuwaldt . . . . . 1613—	Johann Gottlieb Reinhardt. 1749—
Adam Neuwaldt d. j. . . c. 1640— 1676	Johann Gottlieb Oelsner . 1792— 1795
Ludwig Gerbade . . . . . 1660— 1674	Johann Traugott Hiller . . 1793—
Erasmus Kollmann* . . . 1676—	Johann Gottlieb Bancke . 1800—

**STRIEGAU**

Die Striegauer Gold- und Silberarbeiter Johann Heinrich Valentin Geisler und Johann Joseph Ignatz Geisler liessen sich 1795 beziehungsweise 1804 in das Goldschmiedemittel von Jauer als auswärtige Meister aufnehmen. Seit 1849 gehörten die meisten Goldschmiede Striegaus der Schweidnitzer Innung als Mitglieder an.

Silberproben und Merkzeichen. Auf das Kgl. Schreiben vom 15. August 1748, betreffend die Silber- und Zinnprobe im Schweidnitzer Departement, berichtet der Steuerat Wernicke aus Schweidnitz am 14. November 1748 an die Kgl. Regierung: In Striegau wird auf die unter 12-lötigen Silberarbeiten, wenn es verlangt wird, die Probe gezeichnet; was aber darüber ausgearbeitet ist, auf selbiges wird die Probe, das ist der Meisternamen und das Stadtwappen, gestochen (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 14, PA VIII 245e, Vol. I fol. 62).



Beschauezeichen  
c. 1730

Das Stadtzeichen zeigt den Schlüssel und das Schwert aus dem Striegauer Stadtwappen. Nach dem Schweidnitzer Statutenentwurf von 1850 waren die in Schweidnitz inkorporierten Striegauer Goldschmiede verpflichtet, den Gehalt des Silbers nicht unter 11 Lot fein die Mark zu verarbeiten und auf die grösseren Sachen den Namen zu schlagen. Das Stadtzeichen sollte Schwert und Schlüssel sein (Schweidn. Goldsch., Acta betr. die Anlegung v. Statuten der vereinigten Gold- u. Silberarb. fol. 85b).

Michel Mentzel . . . . . v. 1604	Friedrich Friedrich . . . v. 1589— 1616
Girge Creuz . . . . . 1589	Theophilus Dittman . . . c. 1596— 1616

Peter Feige . . . . . c. 1614— 1633	Joh. Heinr. Valentin Geisler c. 1775— 1804
Caspar Leiher . . . . . v. 1618— c. 1624	Ernst Adolph Lemberg . . 1783— 1820
Matthias Hohmuth . . . c. 1623— 1633	Joh. Joseph Ignatz Geisler 1804— c. 1825
Hieronimus Löwe . . . . 1649— 1654	Friedrich Fiedler . . . . c. 1830— 1856
Johann Thomas Preuss . . c. 1685— c. 1707	Hugo Fiedler . . . . . 1865— 1905
Ferdinand Florian Maentler 1708— n. 1726	Friedrich Wilke . . . . . 1871—
Ernst Gottfried Maentler . c. 1730— 1749	Adolf Bachmann . . . . . 1885—
Carl Siegm. Valentin Geisler c. 1739— n. 1758	Fritz Klemann . . . . . 1891—

### STROPPEN

Gottfried Arleth, Goldschmied in Stroppen Kr. Trebnitz, heiratet am 19. Januar 1706. Seine Witwe wird am 3. Oktober 1713 mit einem Schuhmacher aus Trebnitz getraut.

### TARNOWITZ

Ein Goldschmied Mathes in Tarnowitz ist am 11. Juni 1544 urkundlich erwähnt. Am 26. Juni 1584 bewarb sich der Tarnowitzer Goldschmied Hans Jöstel um das Recht, Galmei zu graben.

### TRACHENBERG

Hans Jacob Herbrodt, Goldschmied in Trachenberg, heiratet am 20. September 1616. Er ist bereits verstorben, als seine Tochter Rosina am 20. September 1638 mit dem Breslauer Goldschmiede Hans Jachman d. ä. getraut wird.

### TREBNITZ

Der Goldschmied Gerhart Levin Balling bittet 1570 und 1571 die Herzöge von Oels und die Äbtissin von Trebnitz, ihm bei der Eintreibung von Aussenständen behilflich zu sein. Im Jahre 1599 verwendet sich der Trebnitzer Goldschmied Wolfgang Westermeyer für einen Gefangenen. Ein Jahr später ersucht er den Hauptmann von Glogau, ihm zu der Erbschaft seines Weibes und zu dem bei Benedix Juden verdienten Lohne von 60 Reichstalern zu verhelfen. Jeremias Hentke heiratet 1598 als Goldschmied in Wartenberg. Als am 1. Oktober 1625 seine Frau in Oels begraben wird, ist er als Goldschmied in Trebnitz bezeichnet. In jüngerer Zeit scheinen in Trebnitz keine Goldschmiede gewesen zu sein.

### WALDENBURG

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gehörten die meisten Waldenburger Goldschmiede der Schweidnitzer Innung als auswärtige Mitglieder an. Nur Christian Heinrich

  
Beschauzeichen  
c. 1815

Haubner liess sich 1810 in das Gold- und Silberarbeiter-Mittel von Jauer aufnehmen. — Das Beschauzeichen der Silberarbeiten zeigt den Baum aus dem Waldenburger Stadtwappen.

  
Chr. H. Haubner  
1810—?

Gottlieb Salomon Uhlich . . . . .	1735— 1757	Wilhelm Wirth . . . . .	1853— 1857
Friedrich Wilhelm Renner . c.1770— v. 1810		Oskar Köhler . . . . .	1861—
Johann Christian Jung . . . . .	1782— 1789	Gustav Janus . . . . .	1867—
Samuel Gottfried Guhl . . . . .	1798—	Max Peschmann . . . . .	1876—
Christian Heinrich Haubner* . . . . .	1810—	Herrmann Niesel . . . . .	1890— 1903
Carl Heinrich Peschmann . c.1840— 1872		Rudolf Sandler . . . . .	1898— 1901
Dierich . . . . .	1849	Richard Bischoff . . . . .	1900

### WARMBRUNN

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren in dem durch seine zahlreichen Stein- und Glasschneider in der Geschichte des schlesischen Kunstgewerbes wohlbekannten Bade Warmbrunn die Goldschmiede Daniel Petzold (erwähnt 1709—1714), Johann Holtzkampfer (heiratet 1710) und Frantz Benjamin Cogho (stirbt vor 1761) tätig. In seiner Beschreibung von Schlesien VI S. 362 erwähnt Zimmermann 1786 unter den Warmbrunner Handwerkern zwei Goldschmiede, deren Namen nicht bekannt sind. Am 1. Juli 1849 erklärten die Gold- und Silberarbeiter Gustav Baufink und Julius Hübner in Warmbrunn ihren Beitritt zur Hirschberger Goldschmiede- und Uhrmacher-Innung.

### WARTENBERG

Jeremias Hentke heiratet 1598 als Goldschmied in Wartenberg; 1625 ist er in Trebnitz ansässig. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts arbeitete der Goldschmied Martin Kirchner in Wartenberg.

### WINZIG

Der Goldschmied Paul Bösske in Winzig hat 1597/98 Erbschaftsstreitigkeiten mit seinem Schwiegersohne, dem Goldschmied Adam Berger in Steinau a. d. Oder. Die hinterlassene Tochter des Winziger Goldschmieds Coelestin Gloz heiratet in Liegnitz am 31. Januar 1666. Am Anfang des 18. Jahrhunderts liess sich der Goldschmied Balthasar Gottfried Adami in Winzig nieder. Auch sein Sohn Carl Gottfried Adami betrieb dort das Goldschmiedehandwerk; er heiratete 1736 und wurde 1741 auswärtiges Mitglied der Goldschmiede-, Maler- und Bildhauer-Innung von Glogau. Um dieselbe Zeit arbeitete in Winzig der Goldschmied Johann Ernst; im Juni 1749 starb ihm in Glogau ein Söhnlein.

### WOHLAU

Urkundliche Belege für die in Wohlau beobachteten Silberproben und Merkzeichen sind nicht bekannt. Wir dürfen aber annehmen, dass man sich nach dem Beispiele der Breslauer Goldschmiede erst der 14-lötigen und später der 12-lötigen Probe bediente.



Beschauezeichen  
c. 1830

Ein Kelch in der kath. Pfarrkirche von Wohlau und einige Silberarbeiten des Franz Albert Hoffmann in Wohlauer Privatbesitz tragen als Beschauezeichen den Ochsens aus dem Stadtwappen von Wohlau.



F. A. Hoffmann  
c. 1825—?

Hans Hilkin . . . . .	1595— n. 1606	Gottfried Lichtenberger . .	1700— c. 1710
Heinrich Busing . . . . .	1605—	Johann Rösel . . . . .	v. 1712
Adam Koch . . . . .	1612— 1614	Johann Rosini . . . . .	1714
Erhardt Hennig . . . . .	1614—	Christian Bernt . . . . .	c. 1730— n. 1764
Michael Schleiffer . . . . .	1623— n. 1632	Christoph Sellge . . . . .	— 1746
Hans Wolfrom Helmrich . .	1667— 1673	Johann Gottlieb Bernt . .	c. 1765—
Johann Andreas Bencke . . . .	v. 1699	Franz Albert Hoffmann*	c. 1825—

### WÜNSCHELBURG

Anton Lachner, Goldschmied in Wünschelburg, heiratet 34 Jahre alt im November 1791. — Wegen der Silberproben und Merkzeichen der Wünschelburger Goldschmiede siehe den bei Glatz (Band VI S. 105) wiedergegebenen Bericht von 1748.

### ZIEGENHALS

Am 17. Juni 1678 wurde in Neisse der Goldschmied Matthias Zetzel aus Ziegenhals getraut. Seine Witwe starb im Februar 1718 in Neisse. — Eine vom 30. Januar 1733 datierte Konsignation aller in der Stadt Ziegenhals befindlichen Meisterschaft (Bresl. Kgl. Staatsarchiv, Rep. 31, F. Neisse VIII 7g) und 1784 Zimmermann in seiner Beschreibung von Schlesien III S. 321 nennen in Ziegenhals keinen Goldschmied.

### ZÜLZ

Nach Zimmermanns Beschreibung von Schlesien III S. 141 arbeiteten um 1784 in Zülz zwei Goldschmiede.

Erwin Hintze



## DIE ALABASTERGRUPPE DER TRAUERNDEN FRAUEN IM SCHLESISCHEN MUSEUM FÜR KUNSTGEWERBE UND ALTERTÜMER

Die Gruppe der trauernden Frauen, die unser Museum beherbergt und die wir auf Tafel III abbilden, ist nicht nur für sich ein wunderschönes Werk, sie hat auch durch ihre Verwandtschaft mit anderen Alabasterarbeiten, die neuerdings bekannt geworden sind, eine erhöhte und aktuelle Bedeutung gewonnen. Die Gruppe zeigt Maria, die Mutter des Herrn, und zwei andere Frauen, so wie sie unter dem Kreuz Christi oder etwa auch in einer Darstellung der Kreuzschleppung erscheinen. Die beiden Begleiterinnen der Maria sind Maria, des Kleophas Frau, und Maria Salome; doch werden im Mittelalter für die beiden hier und da auch andere Namen genannt: eine feste Vorstellung, welche von den in den Evangelien erwähnten Frauen der Mutter des Herrn unter dem Kreuz beigestanden haben, hat sich nicht ausgebildet.

Die Rückseite der Gruppe ist nahezu flach gearbeitet. Aller Wahrscheinlichkeit nach stand sie also in einem Altarschrein, der die drei Kreuze enthielt. Ihre Stelle war dann links (vom Beschauer) unter oder neben dem Kreuz des bussfertigen Schächers; gegenüber, unter dem Kreuz des verstockten Schächers, mögen wir uns den Hauptmann mit den Seinen und am Fuss des Kreuzes Christi die knieende Maria Magdalena denken. Dann fehlt freilich Johannes; allein er fehlt auch in dem nahe verwandten Frankfurter Altar, von dem noch weiter die Rede sein soll (Tafel IV).

Die Gruppe ist 46 cm hoch und 23 cm breit. Sie ist sehr gut erhalten. Die Köpfe der beiden seitlichen Frauen waren freilich einmal abgebrochen und sind angekittet. Bei dem Bruch ist ein kleines Stück des Kopftuchs der Figur rechts (vom Beschauer) dem Kopf der Maria zunächst verloren gegangen und ersetzt. Weiter ist nur noch der Zeigefinger der rechten Hand der Maria ergänzt. Sonst scheint alles unversehrt. In die Standfläche sind zwei etwa fingerstarke Löcher gebohrt, die einst zur Befestigung mittels Zapfen dienten. Die Standfläche ist übrigens unterlegt: eine von der einen nach der anderen Seite hin keilförmig (bis zu einer Stärke von 1,5 cm) wachsende Masse macht sie eben und bringt die ganze Gruppe erst ins Lot; die Figuren ständen sonst nicht gerade. Spuren von Bemalung sind erkennbar, wiewohl sehr schwach. Die Hände und Gesichter scheinen rot (fleischfarben) bemalt gewesen zu sein.

Die Empfindung, die in der Darstellung der drei Frauen zum Ausdruck kommt, ist vornehm und doch weich, ja sanft. Da ist nichts Gewalttames, auch keine sonderliche Neigung zu realistischen Einzelzügen. Es ist eine gehaltene von einem starken Stilgefühl beherrschte Kunst, die sich da zeigt. Und das Verlangen wird rege, genauer zu wissen, wann und wo ein solches Werk entstehen konnte.

Wo stammt die Gruppe her? Fest steht zunächst, dass sie mit anderen Altertümern im Jahr 1862 seitens der Kgl. Universität dem „Verein für das Museum Schlesischer Alter-



Alabastergruppe  
im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer



tümer“ widerrufenlich übergeben wurde<sup>1)</sup>. Sie gehörte also sicherlich zu dem Kunstbesitz, der bei der Aufhebung der Klöster und Stifter in Schlesien im Jahr 1810 eingezogen und schliesslich der Universität anvertraut worden war. Über die Säkularisation ist in dieser Zeitschrift wiederholt berichtet worden<sup>2)</sup>. Ich kann mich deshalb damit begnügen, hier Folgendes hervorzuheben. Als Johann Gustav Gottlieb Büsching unter dem 24. November ein Generalkommissorium erhielt über alle bei den aufgehobenen Klöstern und Stiftern vorhandenen Bibliotheken, Archive, Münzsammlungen und Kunstgegenstände aller Art, sah er sich vor eine eigentümliche Aufgabe gestellt. Sein Auftrag lautete, er solle mit Hilfe der Klostergeistlichkeit alles Vorhandene verzeichnen, für sichere Aufbewahrung sorgen und weitere Vorschläge machen. Dieser Auftrag nahm sich sehr schön aus, ihn auszuführen war unmöglich. Zunächst waren Kataloge, Verzeichnisse, Inventare allermeist nicht vorhanden. Ebenso war die Klostergeistlichkeit ausserstande dergleichen zu verfassen. Hätte Büsching sich dazu verstanden, die zum Teil gewaltigen Bestände sachgemäss zu verzeichnen, er hätte Jahre dabei zubringen können. Nun aber sollten die Gebäude, in denen die Schätze lagerten, allermeist bald verkauft werden. Und vor allem: Büschings Arbeit sollte möglichst wenig kosten. Wir haben alle Ursache, dem entschlossenen und tapferen Manne dafür dankbar zu sein, dass er unter diesen Umständen tat, was allein zu tun möglich war, dass er einpackte und nach Breslau sandte, was er irgend fortbringen konnte. So hat er den Schlesiern den Grundstock einer grossen Bibliothek, ein Archiv und wertvolle Sammlungen von Altertümern und Kunstwerken gerettet. Nachher, als bürokratisches Besserwissen und kleinliche Sorge dem grosszügigen Organisator in den Arm fielen, da hat der klägliche Ausgang des so kühn begonnenen Unternehmens gezeigt, wie recht Büsching hatte, als er sich auf pedantische Umständlichkeiten nicht einliess: ganz zweifellos wäre uns nur ein jämmerlicher Bruchteil dessen, was wir heute haben, zuteil geworden, wenn sich Büsching ängstlich an seine Instruktion gehalten hätte.

Aber — und damit komme ich zu unserem Thema zurück — man begreift, dass es unter solchen Verhältnissen einigermassen drunter und drüber ging. Und gerade die schwer zu verpackenden, übrigens wenig zahlreichen plastischen Kunstwerke, die Büsching geborgen hat, wurden nicht, auch nicht summarisch, zuverlässig inventarisiert, so dass es heute noch möglich wäre, die Herkunft der uns erhaltenen Stücke einwandfrei nachzuweisen. Was ich über unsere Gruppe habe ermitteln können, ist Folgendes. Büsching schreibt unter dem 25. Dezember 1810 an den Staatsrat Uhden<sup>3)</sup>: „In dem Sandstifte, welches ich mir schon habe übergeben lassen, und wohin ich auch in der kommenden Woche ziehen werde, findet sich eine Münzsammlung vor. . . Zwei Bibliotheken, jede in

1) Sie ist im ältesten Inventar des Museums verzeichnet auf S. 240 unter Nr. 2002 als Kgl. Besitz, im Inventar der Kirchl. Altertümer unter Nr. 237.

2) Schlesiens Vorzeit III (1881) S. 201 ff, 281 ff. N. F. I (1900) S. 12 ff. Vgl. auch die ausgezeichnete Würdigung Büschings durch Fr. Milkau in der Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Breslau II (1911) S. 541 ff.

3) Königliche und Universitätsbibliothek. Acta Manualia Büschings I Nr. 37 fol. 43 f.

einem besonderen Lokale, finden sich ebenfalls dort und zwei kleine Figuren, sowie eine Gruppe von Alabaster, die recht zierlich gearbeitet sind. An Gemälden, besonders von Willmann, ist das Sandstift reich“. Dieselben Dinge erscheinen dann auch in dem offiziellen Bericht Büschings an die Schlesische Haupt-Säkularisations-Kommission. Da heisst es im zweiten Bericht über die Übernahme der im Augustiner-Chorherren-Stifte zu Breslau befindlichen Sachen auf fol. 5 unter Abschnitt III: Kunstsachen<sup>1)</sup>: „Ausserdem fand ich elf alte Siegel . . . und zwei kleine Statuen von Alabaster, sowie auch eine Gruppe von demselben Gestein.“ Offenbar war die Gruppe nicht in der Kirche. Denn Büsching erwähnt nachher den Kunstbesitz der Kirche besonders, wobei ein Elfenbein-Bernstein-Kruzifix erscheint, das heute noch nachweisbar ist. Diese Angabe würde ja nun für unsere Zwecke vollauf genügen, wenn sicher wäre, dass Büsching weiterhin keine andere „Gruppe aus Alabaster“ mehr gefunden hat. Dann könnten wir getrost annehmen, dass unsere Gruppe eben die von Büsching genannte ist, und dass sie somit aus dem Sandstift stammt. Dem ist nun aber leider nicht so. Vielmehr findet sich in Büschings Bericht vom 18. Oktober 1811 über den Befund im Kloster Grüssau<sup>2)</sup> folgende Stelle: „Bei der Rückreise nach Breslau habe ich auch zugleich einige der Güter bereist . . . in Reichenau fand ich einen Willmann und noch drei andre kleine Gemälde, sowie eine zierliche Gruppe von Alabaster“. Diese Nachricht macht nun jeden weiteren Schluss unmöglich. Ja, es ist gar nicht undenkbar, dass Büsching noch weitere Gruppen aus Alabaster fand, und dass also unser Werk mit keiner der beiden genannten identisch ist. Sicherheit könnte uns allein ein Verzeichnis der in Breslau zusammengebrachten Stücke mit Angaben über ihre Herkunft geben. Ein solches Verzeichnis wurde auch wirklich schon 1812 angelegt und im Januar 1813 Büsching zugestellt, damit er die Orte, aus denen die einzelnen Werke stammen, hinzufüge. Es umfasste neben sehr vielem anderen auch 13 Bildhauerarbeiten. Aber es ist — bei den Akten nicht erhalten. Das älteste uns erhaltene Verzeichnis der neu geschaffenen Sammlungen stammt vom 23. März 1821<sup>3)</sup>. Und hier erscheint unter Nr. 44 eine „Gruppe in Alabaster Anne, Marie und Christkind“; unter Nr. 45 eine „Gruppe in Marmor drei Frauen“. Ich zweifle nicht, dass diese, die angebliche Marmorgruppe, mit unserer Alabastergruppe identisch ist. Vielleicht ist sie auch identisch mit einer der beiden genannten Alabastergruppen aus dem Sandstifte oder aus Reichenau. Aber sicher ist das gar nicht, und somit wissen wir über die Herkunft der Gruppe nichts.

Jedenfalls: sie gehörte nun der „Kunst- und Altertümersammlung der Kgl. Universität“ an und wurde 1862 mit anderen Altertümern und Kunstwerken dem Verein für das Museum schlesischer Altertümer durch Vertrag vom 26. April 1862 widerruflich zur

<sup>1)</sup> Acta Generalia der Schles. Haupt-Säk.-Komm. von Inventur und Vereinigung der in den aufgehobenen Stiftern und Klöstern befindlichen Bibliotheken, Archive und Kunstsachen Fasc. II. Staatsarchiv Rep. 219. Breslau Fach 225. BL Nro 8.

<sup>2)</sup> Acta Generalia etc. Fasc. IV.

<sup>3)</sup> Verzeichniß der Kunst-Sachen, Alterthümer pp. im Universitäts-Bibliothek-Gebäude zu Breslau. Staatsarchiv Rep. 14. P. A. IX. 271.

Verwahrung übergeben. Auf diesem Wege gelangte die Gruppe in das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer.

Am Ende hat es nicht sehr viel zu sagen, dass wir ihre schlesische Herkunft nicht kennen. Denn in Schlesien entstanden ist sie ganz gewiss nicht. Aber beschäftigen wir uns zunächst mit ihrem Stil (Tafel III).

Die hohen schlanken Gestalten haben auffallend überhöhte Köpfe. Das schöne volle Oval des Gesichts ist nach oben so in die Länge gezogen, dass eine Horizontale durch die Augen die Gesamtform annähernd in der Mitte teilt. Die Gesichter sind fleischig und lebendig modelliert, aber Form wie Ausdruck noch stark typisch gebunden<sup>1)</sup>, weich und unindividuell. Die Hände sind lang und schmal, auch die Finger knochenlos und ohne markierte Gelenke. Die Bewegungen haben etwas Herb-eckiges. Die Art, wie Maria in der Leibesmitte umknickt, wie ihre Knie vorstehen, wie ihr linker Arm im Winkel gebrochen ist — das alles widerspricht schon dem Liniengefühl des „weichen“ Stils. Gewiss, auch hier ist in mancher Haltung noch latente Gotik; so kann die nebenstehende Seitenansicht der Figuren noch ans 14. Jahrhundert erinnern. Aber die Vorderansicht der Gruppe macht doch ganz deutlich: der zusammenhängende strömende Fluss der Linien jener Zeit ist nicht mehr da. Er ist „gebrochen“.



Seitenansicht der Breslauer Gruppe

Das Gewand zeigt sehr entwickelten „weichen“ Stil. Die Körper sind zugehängt. Die Hüllen fallen locker über einander, kommen uns entgegen. Einander ausweichende Schüsselfalten, die Wellenlinien der hängenden Säume, der Stoffreichtum: das alles ist ganz im Stil der Jahre von 1420 bis 1440. Den besonderen Charakter bestimmen die schmalen langen, mitunter parallel dicht gereihten Faltenstege, die oft ganz gerade verlaufen, bestimmen die zahlreichen Zwischenmotive, die es nicht zu einem vollen, stark plastischen Wesen in wenigen massigen Faltenzügen kommen lassen. Alle Flächen sind sehr reich aufgeteilt, vielgliedrig und eher starr als fließend behandelt. Auch das Umlegen der Gewandausgänge in — wenn auch stumpfen — Winkeln unten auf dem Fußboden muss hervorgehoben werden. Dieser Gewandstil bestätigt das, was uns die

<sup>1)</sup> Man vergleiche etwa den Kopf oben links auf Tafel III mit den Köpfen auf Tafel 18, 19 und 25 in Fr. Backs *Mittelrheinischer Kunst* (Frankfurt 1910). Man fühlt feine Unterschiede. Und doch: wie nahe stehen sich die Köpfe!

Körperbildung und die Bewegung lehrten: Die Gruppe ist in der letzten Zeit des „weichen Stils“ entstanden, d. h. ungefähr gegen 1440.

Zuverlässiger und genauer könnten wir die Zeit ihrer Entstehung nur dann bestimmen, wenn wir sie in eine hinreichend gesicherte Reihe von Denkmälern einer lokalen „Schule“ einzuordnen vermöchten. Dabei stossen wir aber bald auf Schwierigkeiten.

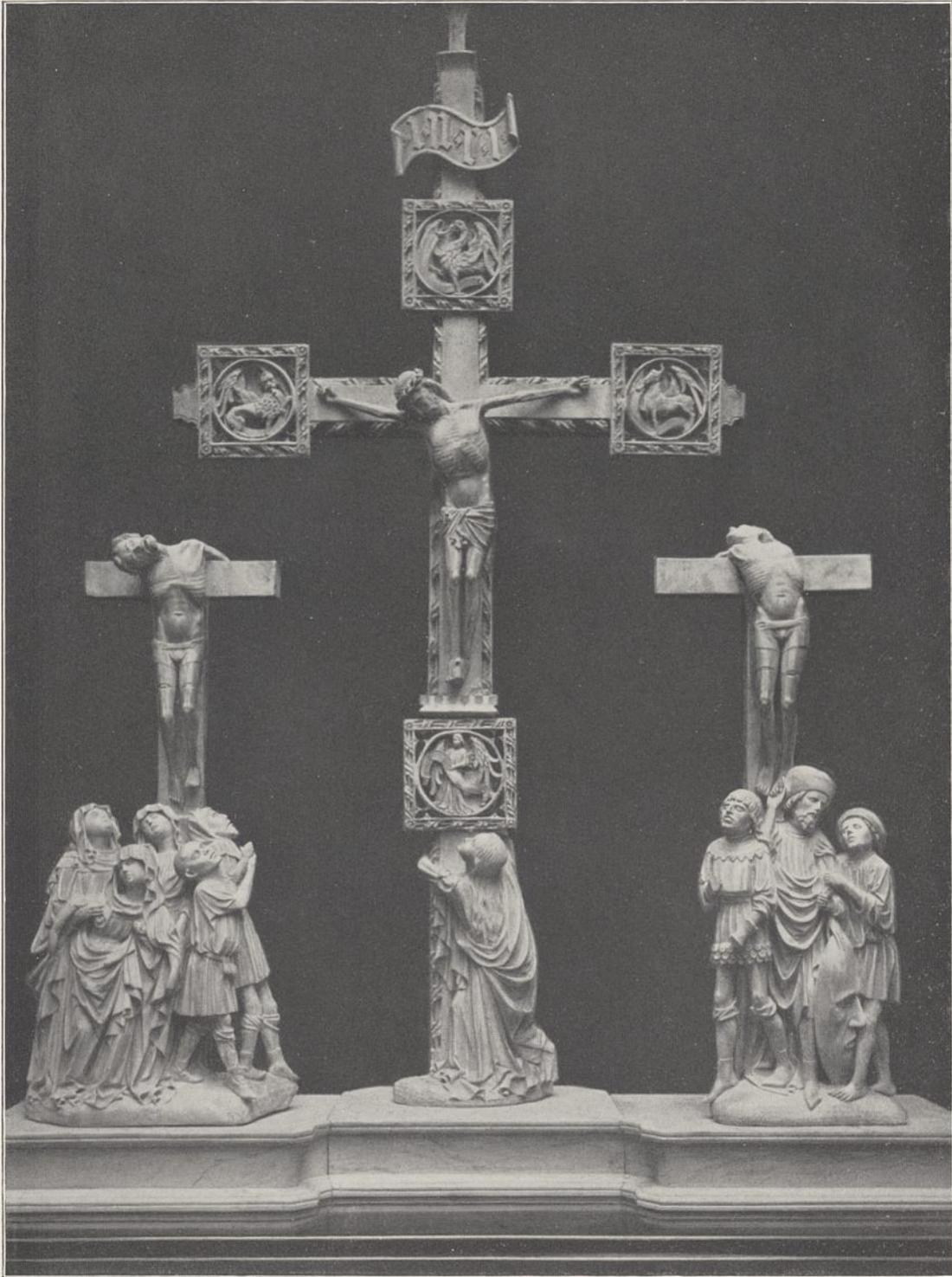
Zunächst gibt uns leider das Material keine Anhaltspunkte, die Herkunft des Werks näher zu begrenzen. Alabaster kommt und kam überall vor und wurde auch an sehr verschiedenen Orten wenigstens gelegentlich verarbeitet. Am bekanntesten sind die englischen Alabasterreliefs<sup>1)</sup>. Gerade diese über ganz Europa verbreiteten englischen Alabasterarbeiten sind durchschnittlich derartig roh und handwerksmässig, auch an bestimmten immer wiederkehrenden Eigentümlichkeiten so leicht zu erkennen, dass man mit aller Sicherheit sagen kann: mit ihnen hat unsere Gruppe nichts zu tun. Aber auch in Deutschland ist der Alabaster mindestens seit dem 14. Jahrhundert verwertet worden. Es gibt eine Alabastermadonna in Würzburg<sup>2)</sup>, ehemals beim Johanniterbäck, jetzt im Museum, aus dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts; weiter eine Madonna bei Herrn Johannes Noll in Frankfurt<sup>3)</sup>, gleichfalls aus Alabaster, allem Anschein nach auch ein mainfränkisches Werk; sodann eine ganze Gruppe von Arbeiten, die alle in näherem oder entfernterem Zusammenhang mit dem vor zwei Jahren für die Stadt Frankfurt erworbenen grossen Alabaster-Altar stehen und sich meist am Mittelrhein (Lorch, Frankfurt, Mainz) gefunden haben. Schliesslich kommen Alabasterwerke des 15. Jahrhunderts (und zwar nichtenglische) auch in Westfalen, in Schwaben — sie kommen wahrscheinlich überall vor. Betrüblerweise ist es aber nicht möglich, aus dem verschiedenartigen Aussehen des Alabasters dieser Werke bindende Schlüsse auf ihre Herkunft zu ziehen. Wie ich mir habe sagen lassen<sup>4)</sup>, ist die Zusammensetzung des Alabasters immer und überall dieselbe. Die Färbung ist zufällig, je nachdem etwas Eisen oder Mangan oder irgend etwas anderes dabei ist. Dies kann natürlich bald hier bald dort zutreffen. Ja innerhalb desselben Bruchs wechselt der Alabaster die Farbe. Aber auch das Korn — ob gröber, ob feiner — gibt keine Anhaltspunkte: auch die Struktur kann innerhalb desselben Bruchs verschieden sein. Kurz, es scheint nach alledem ganz unmöglich, aus dem Aussehen oder der Beschaffenheit eines Stückes Alabaster auf seine Herkunft zu schliessen.

<sup>1)</sup> Aus der reichen Litteratur über diese englischen Alabasterarbeiten nenne ich Bouillet, La fabrication industrielle des retables en albâtre. Bull. monumental XLV (1901) S. 45. — Hope, On the early working of Alabaster in England. Archaeological Journal LXI (1904) S. 221. — Schnütgen, Zwei hochgotische Alabasterreliefs engl. Ursprungs. Zeitschrift f. christl. Kunst XXII (1909) S. 257. — Jos. Braun, Die englischen Alabasteraltäre. Zeitschrift f. christl. Kunst XXIII (1910) S. 233. — Rob. Papini, Polittici d' Alabastro. L'Arte XIII (1910) S. 202. — Art in America II (1914) Heft 2.

<sup>2)</sup> Pinder, Mittelalterl. Plastik Würzburgs. 1911. S. 142.

<sup>3)</sup> Den Hinweis auf diese Stücke wie überhaupt in der ganzen Angelegenheit die mannigfachste Förderung verdanke ich den verehrten Kollegen in Frankfurt Herrn Direktor Dr. Swarzenski und Herrn Dr. A. Wolters. Ich benütze gerne die Gelegenheit, ihnen auch hier recht herzlich zu danken.

<sup>4)</sup> Herr Geheimrat Prof. Dr. Hintze in Breslau hatte die Freundlichkeit, mich über diese Dinge aufzuklären. Ich bin ihm dafür zu lebhaftem Danke verpflichtet.



Alabaster-Altar in der städtischen Skulpturen-Sammlung (Liebieg-Haus)  
in Frankfurt a. M.

So sucht man denn nach stilverwandten Stücken. Da ist zunächst gewissenhaft zu buchen, dass schon Ernst Förster<sup>1)</sup> auf ein wie er glaubte nahe verwandtes Werk hingewiesen hat. Förster kannte die von Fr. Hubert Müller in dessen Beiträgen zur teutschen Kunst- und Geschichtskunde 1837 veröffentlichte Gruppe der Maria mit ihren Frauen, die Christus bei der Kreuzschleppung folgen. Es ist das das schöne Terrakottawerk der Sammlung Figdor, das aus Lorch stammt und neuerdings durch Fr. Backs Veröffentlichung<sup>2)</sup> an die ihm gebührende Stelle gerückt ist. Förster hielt die Lorcher Gruppe für jünger als die Breslauer und glaubte, „dass jene nicht ohne die andere entstanden sein“ könne.

Wenn man nun aber etwas genauer vergleicht, spürt man doch mehr Verschiedenheit als Übereinstimmung. Der Gewandstil der Lorcher Frauen<sup>3)</sup> ist ganz und gar „weich“. Er kennt weder die geraden dünnen Faltenstege, noch die stumpfgespitzten Schüsselfalten, noch die Brüche des gehäuften Gewandes um die Füße. Umgekehrt: von den lang geschwungenen Kurven der Mäntel dieser Lorcher Gruppe findet sich bei den Breslauer Frauen nichts mehr. Das ist zugleich ein Unterschied der Bewegung. Und so ist auch die Körperbildung verschieden. Die Hände der Lorcher Maria sind voll und rundlich, die der Breslauer lang und flacher. Die Köpfe dort sind kindlich, weich und voll; die Köpfe in Breslau vornehm gehalten, etwas herber. Schliesslich bleibt nur eine recht allgemeine Ähnlichkeit im Zuschnitt der Köpfe und in der vornehmen und doch zugleich milden Empfindung hier und dort. Diese Ähnlichkeit aber lässt sich nicht bestreiten. Und vielleicht ist sie doch mehr als ein Merkmal des Zeitstils.

Das Werk, das meiner Kenntnis nach unserer Gruppe am nächsten steht, ist die entsprechende Gruppe der trauernden Frauen in dem schon genannten Frankfurter Alabaster-Altar. Und diesen Altar verknüpfen, wie immer deutlicher wird, zahlreiche Züge mit der mittelrheinischen Kunst.

Der endgültigen Würdigung des wundervollen Werks durch die dazu Berufenen kann und will ich hier nicht vorgreifen<sup>4)</sup>. Von der Mitte (zu beiden Seiten waren, vermutlich doch in den Flügeln eines Schreins, je sechs Apostel aufgestellt: darum konnte auch Johannes bei den Frauen fehlen) gibt Tafel IV eine erste Vorstellung; die Gruppe der Frauen, die allein uns näher angeht, ist auf S. 183 abgebildet. Vergleichen wir sie mit unserer Gruppe, so fallen uns zunächst die Übereinstimmungen auf. So gleich die ganze Anlage: hier wie dort ist ein zentrales Motiv symmetrisch gerahmt und von gleichwertigen Nebenmotiven begleitet (die beiden Männer, die in Frankfurt ziemlich äusserlich angeschoben erscheinen, denken wir uns weg). In Frankfurt ist es ein reiches Motiv von Schlüssel-

1) Denkmale Deutscher Kunst VI. Bildnerei. 1860.

2) Mittelrheinische Kunst. 1910.

3) Back, Tafel XVIII und XIX.

4) Vgl. einstweilen Frankfurter Zeitung vom 11. April 1914. Nr. 101. Morgenblatt (Swarzenski) und Kunstchronik N. F. 25 (1914) Sp. 461 (Wolters). Zu den hier aufgezählten Werken kommen noch ein Kopf Johannis des Täufers im Mainzer Museum und zwölf Apostel (spät und derb) in der Sakristei des Doms ebenda. Neuerdings ist der Frankfurter Altar und sein Meister eingehend gewürdigt worden im Dezemberheft 1914 der Rheinlande. Vgl. besonders S. 385 ff. Ebenda auch gute Abbildungen.

falten — leider einigermaßen bestossen — das begleitet von einem Gehänge von Saumwellen die Mitte einnimmt. Rechts und links laufen rahmende Faltenlinien gerade abwärts auf und neben ihnen wiederum undulierende Säume, denen die beiden Hände der Maria die Richtung weisen: es ist als ob sie einen von der Mitte zurückgezogenen Vorhang hielten. So rahmen die Arme und schliesslich der Schleier der Maria die Mitte auch weiter oben ein, und ihr nur wenig aus der Mittelachse herausgebogener Kopf verstärkt die symmetrische Teilung des Oberbaus. In der Breslauer Gruppe wird die Bewegung gewissermaßen von den Köpfen der beiden Frauen durch ihre Arme in die Hände der Maria übergeleitet. Die Unterarme der Maria bilden ein unten offenes Rechteck, in das — das zentrale Motiv! — ein Dreieck mit tiefem Schatten eingezeichnet ist. Seine Spitze hat es im linken Knie der Maria. Diese ganze Mitte wird von zwei schräg nach vorn gerichteten, mit hängenden Mantelfalten drapierten Flächen gerahmt (Tafel III und S. 183).

Also, in beiden Fällen ist ein symmetrisches Bild gegeben, in dem das Hauptmotiv, die zusammenbrechende Maria, im wesentlichen nur Flächenwerte besitzt. Dass der Stil der Gewandbildung in beiden Gruppen aufs Nächste verwandt ist, bedarf keiner weiteren Ausführung. Was oben von der Breslauer Gruppe gesagt wurde, gilt auch von der Frankfurter. Ja es kehren auch besondere Einzelheiten hier wieder, so das von zwei Faltenstegen gerahmte, flache, unten rund schliessende Faltental (an der rechten Schulter der Frau links in Breslau und an derselben Stelle in Frankfurt), die Faltung und Musterung<sup>1)</sup> der Kopftücher, die Gewandenden unten und ihr Verhältnis zu den Füßen.

Was die Figurenbildung angeht, so stimmen zwar nicht die Köpfe, aber doch die Hände überein: selbst die kleinen dreieckigen Grübchen zwischen den Fingerwurzeln kehren an den Händen der Frankfurter Frauen wieder. Endlich sei noch die übereinstimmende Musterung des Fussbodens hier und dort angemerkt.

Herrscht so eine weitgehende Übereinstimmung zwischen den beiden Gruppen, so kann man doch auch wieder die Unterschiede nicht übersehen, die unleugbar vorhanden sind. Die Frankfurter Frauen sind weniger schlank als die Breslauer, ihre Köpfe sind voller und etwas runder. Besonders bezeichnend sind an den Köpfen der Frankfurter Gruppe die vollen nach hinten breit ausladenden Wangen, die dicken Rundungen um die Kinnladen und unter dem Kinn. Die Breslauer Köpfe haben ein schmaleres Gesicht; die Wangen gehen sofort entschieden zurück und bilden unten ein spitzeres Oval. So etwas wie ein Unterkinn ist kaum da (am ehesten noch bei Maria), doch verläuft auch hier die Linie vom Kinn bis zum Hals als deutliche Schwellung, nicht gerade und nicht konkav.

Diese Unterschiede sind nicht zufällig. Man bemerkt bald, dass ihnen Unterschiede der Bewegung, ja auch des Faltenstils entsprechen. Nichts bezeichnender als die Art, wie Maria sinkt. In Frankfurt sind die einknickenden Kniee seitlich nach rechts vorwärts gerichtet, der Oberkörper, nur wenig schräg, sinkt fast senkrecht, der Kopf seitlich nach links rückwärts. In Breslau sind die Kniee ebenfalls seitlich nach rechts vorwärts gerichtet,

<sup>1)</sup> Oben sind die Flächen mit eingestochenen spitzen Winkeln bedeckt, ähnlich wie der Fussboden.



Gruppe der Frauen aus dem Altar in der städtischen Skulpturen-Sammlung  
(Liebieg-Haus) in Frankfurt a. M.



aber auch Oberkörper und Kopf neigen sich nach rechts seitwärts. So bleibt Maria hier mehr in der Fläche als dort, wirkt aber eben deshalb auch nicht so körperlich.

Sodann sind alle Bewegungen in der Breslauer Gruppe spitzer und eckiger. Man vergleiche nur die rundliche Kurve des linken Arms der Maria in Frankfurt mit dem Winkel an der entsprechenden Stelle in Breslau. Auch die Kniee der Maria hier und dort sind in demselben Sinne verschieden. Endlich das Gewand: Die Faltenstege sind in Breslau noch etwas schmaler und starrer als in Frankfurt, linearer, kann man sagen. Man sieht, alle diese Unterschiede weisen in dieselbe Richtung: Die Frankfurter Gruppe zeigt einen etwas volleren plastischeren Stil, die Breslauer einen flächigeren, mehr geradlinig-eckigen. Man sucht nach Parallelen in der Entwicklung der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sie bieten sich mühelos an. Vor der Frankfurter Gruppe denkt man an den vollen plastischen Stil, der dem Anfang des Jahrhunderts näher steht, etwa an den Stil des Paradiesgartens in Frankfurt<sup>1)</sup>, oder den Stil der Madonna in den Erdbeeren<sup>2)</sup>, auch noch des Lucas Moser (1431) oder des Hans Multscher (Berliner Altar von 1437), kurz an die Kunst der zwanziger und dreissiger Jahre. In der Breslauer Gruppe dagegen ist, meine ich, ein Hauch niederländischer Kunst lebendig, etwas von der Art Rogiers.

Der Unterschied braucht nicht notwendig ein Unterschied der Entstehungszeit zu sein, wenn das auch sehr möglich ist. Im Frankfurter Altar ist vielleicht nur die deutsche Art stärker, als in der Breslauer Gruppe. Entwicklungsgeschichtlich aber ist diese doch wohl die fortgeschrittenere: sie kann den vierziger Jahren angehören.

Sind diese Beobachtungen richtig, so haben wir zweierlei gewonnen: einmal eine erste Verknüpfung unseres Werks mit Verwandtem. Wie auch schliesslich die Frage nach der Herkunft des Frankfurter Altars und des mit ihm zusammengehörigen Kreises von Kunstwerken entschieden werden wird: Die Breslauer Frauengruppe wird sich von diesen Stücken nicht wieder trennen lassen. Und wie die Dinge heute liegen, ist es durchaus möglich, dass sich als Heimat dieses ganzen reichen Komplexes der Mittelrhein erweisen wird, in dessen Gebiet sich heute noch so zahlreiche, unbedingt zugehörige Stücke finden.<sup>3)</sup>

Und zweitens können wir nun unser Werk mit einer etwas grösseren Sicherheit als zuvor datieren. Fasse ich das Verhältnis der beiden Frauengruppen zu einander richtig auf, dann würde die unsere eine recht vorgeschrittene Phase dieses Stils vertreten. Die nächste Wendung wäre der Übergang zum brüchigen Stil, wie er — spät — noch in einem erheblich jüngeren Stück, in dem Erfurter Michael sich erhalten hat<sup>4)</sup>.

Rudolf Kautzsch

<sup>1)</sup> Bequem abgebildet bei Heidrich, Altdeutsche Malerei. Abb. 1. <sup>2)</sup> Ebenda. Abb. 3.

<sup>3)</sup> Weiter kämen noch in Betracht die angrenzenden schwäbischen oder fränkischen Gebiete und — vielleicht noch mehr — Westfalen.

<sup>4)</sup> Ein Relief der Severi-Kirche von 1467 (!) in Einzelheiten irgendwie verwandt mit dem Frankfurter Altar. Alfr. Overmann, Die älteren Kunstdenkmäler der Stadt Erfurt. 1911.

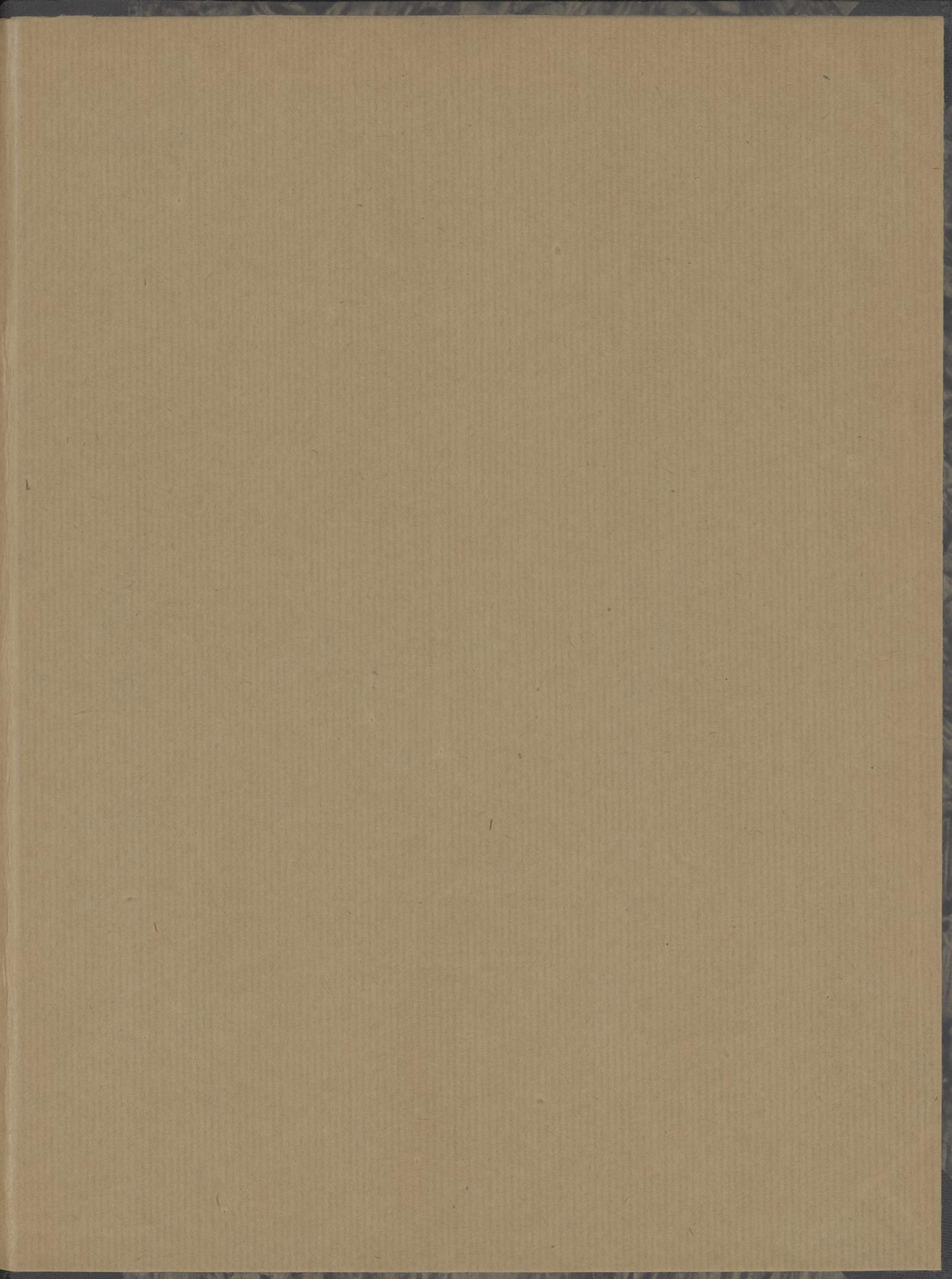












BIBLIOTEKA  
Politechniki Wrocławskiej

A 1104 a

1916, Bd VII, 1. Hälfte